Staatliche Bibliothek
Regensburg

Hist. pol. 789/3

~~III. 539. 3~~

Hist. 789
pol. (3

C.

Friedrich

Meine Reisen

durch

einen Theil der preußischen Staten, damaliges Gallizien, Schlesien, Mähren, Böhmen, Sachsen und Mecklenburg.

Für die Jugend

beschrieben

von

Karl Hahn,

herzoglich-mecklenburg-strelitzischem Hofrathe Erzieher des Prinzen Wilhelm zu Solms-Braunfels, Durchl. und der deutschen Gelehrtengesellschaft zu Königsberg Ehrenmitgliede.

Drittes Bändchen.

Leipzig 1816.

Bei Heinrich Büschler in Elberfeld.

uns mit seinen Palästen, Thürmen und Zinnen; das Schloss auf einem Felsen alterthümlich vorragend. Crakau am nächsten konnten wir am wenigsten genießen; es fing fein und dicht zu regnen an. Als wir an die Barrieren kamen, wurde mein Auge durch die Wache erfreut. Soldaten vom Regimente Reuß, junge, wohlgestaltete Leute mit reinem, lebhaft gefärbtem Gesichte, waren durch den Zufall mahlerisch vertheilt, und zusammengestellt. Ihre weißen Uniformen mit hellblauen Aufschlägen, ihre Kaskett aus Leder, glänzend von messingenen Verzierungen waren von guter Wirkung auf dem grünen Hintergrunde der Wiesen, die sich bis zu den nächsten Häusern der Vorstadt zogen. Diese dehnt sich lang aus, und hat neben gewöhnlichen kleinen, aber doch reinlichen Häusern, auch große Gartenanlagen und bedeutendere Wohnhäuser. In der Stadt selbst machten die steinernen, hohen Häuser, großartig erbaut, einen überraschenden Eindruck. Man siehet die meisten für Paläste an. Wir kehrten in der Florianerstraße, bei dem Tuchhändler Schidlowsky ein. Er hat sein Haus zum Gasthofe prächtig eingerichtet. Seine Ge-

bäude sind so weitläuftig, daß sie einen geräumigen Hof im länglichen Vierecke einschließen, und sich drei Stockwerk hoch erheben. In jedem Winkel herrscht die größte Reinlichkeit, in allen Zimmern ist es freundlich und zum Verweilen einladend. In Crakau hat man keine Judenplage. In den Gasthöfen findet man einen bestimmten Juden, als Faktor, angenommen; weiter darf sich keiner eindringen. Des Sonntags darf kein Jude in der Stadt erscheinen, und dann büßt man selbst seinen Faktor ein. Der meinige war ein anständiger Mann in den besten Jahren, bescheiden, verständig, billig und ehrlich. Sein polnischer Anzug war höchst sauber und wohlgehalten.

Ich erkundigte mich gleich, wie weit es nach dem berühmten Wieliczka (Wielitschka) wäre, hörte, daß man in einer Stunde dahin kommen könnte, und suchte alle Einrichtungen so zu treffen, daß ich am folgenden Morgen mit meinem Prinzen dahin zu fahren im Stande wäre, da die Prinzessinn zwei Tage in Crakau zu verweilen beschlossen hatte.

Wieliczka.

Ueber dieses Salzwerk ist viel gefabelt worden, und in so viel Büchern, welche Merkwürdigkeiten der Jugend mittheilen sollen, findet man die wunderbarsten Dinge erzählt. Man schlage nur die Naturgeschichte von Funk, und zwar in dem dritten Theile die Stelle unter der Aufschrift: das Kochsolz nach, und lese: „So wie man hier (in das eigentliche Bergwerk) tritt, so eröffnet sich mit einem Male dem erstaunten Auge eine Welt, deren Glanz und Pracht sich nicht beschreiben läßt. Man erblickt vor sich eine weite volkreiche Ebene, eine kleine unterirdische Republick, mit Häusern, Heerstraßen, Fuhrwerken u. s. w. Der ganze Raum bestehet aus hohen Gewölben, die auf Säulen von Salzstein ruhen, und deren Decke und Fußboden ebenfalls Salzstein ist, welcher von fern dem reinsten Krystall gleicht. Da überall zum gemeinschaftlichen Gebrauch beständig Lichter brennen, und der Glanz derselben von jedem Theil des Bergwerks zurückgeworfen wird, so giebt es einen präch-

tigern Anblick, als vielleicht keine Scene der Natur und Kunst auf der Oberwelt. An vielen Stellen verursacht theils die Stralenbrechung, theils das wirkliche Farbenspiel des Salzsteines, daß man große Massen von Rubinen, Smaragden, Amathysten und Sapphiren zu sehen glaubt, und so wie man seinen Standort ändert, so wechselt auch dieser Schimmer von Farben. — Hie und da stehen die Hütten der Bergleute und ihrer Familien, theils einzeln, theils in Haufen, wie Dörfer. Diese Leute, deren Anzahl sich auf 500 beläuft, haben sehr wenig Verkehr mit den Menschen über der Erde, und viele leben und sterben hier, ohne je das Tageslicht gesehen zu haben. — Mitten durch die Ebene geht die große Heerstraße zum Ausgange des Bergwerks. Diese Straße ist immer mit Wagen angefüllt, welche die Salzmassen aus den entfernten Gegenden des Bergwerks an den Ort bringen, wo sie in die Höhe gewunden werden. Die Fuhrleute sind alle lustig, jauchzen und singen, und ihre Ladung blitzt wie Edelsteine.

— Durch einen großen Theil des Bergwerkes fließt ein Bach mit reinem, süßen Wasser, welches für Menschen und Vieh völlig hinreichend ist, so daß ihnen von oben nichts nachgeschickt werden darf. — — Ist ein sehr großes Stück (Salz von den Arbeitern) los geschlagen, so läßt man Pauken und Trompeten hören. Sodann hauet man die ganze Masse in kleinere Stücke, und giebt ihnen mit dem Meisel die Form einer Tonne, um sie bequem hinauf schaffen zu können. Oben werden sie zerschlagen, und auf Mühlen zu Pulver gemahlen."

So weit Funk. Bei denen, durch den Druck ausgezeichneten Stellen habe ich über die Verschönerungen, Uebertreibungen und Windbeuteleien lachen müssen, und es wird jedem so gehen, der in Wieliczka gewesen ist. Schon in früherer Jugend erhielt ich einen andern Begriff von diesen Salzwerken: denn ich bekam Zöllners Briefe über Schlesien, Crakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz auf einer Reise im Jahre 1791 geschrieben, in die Hand. Darin fand ich reiche Nahrung für meine Phantasie, aber nicht durch Wunder-

dinge, sondern durch Natur- und Kunstwerke, die ich nach der Beschreibung des Bergwerkes im Geiste mir vorstellen, ordnen und zusammensetzen mußte. Und ich hoffe, die Leser werden Unterhaltung genug finden, wenn sie mit mir hinunter steigen in die großen, unterirdischen Räume, obgleich ich ihnen dort keine Menschen zeigen werde, die nicht einmal einen Begriff vom Tageslichte haben, und so geistlos sind, daß sie kein Verlangen gehabt haben, die kleine Reise auf die freundliche Oberfläche der Erde zu machen. Trompeten und Pauken lasse ich auch nicht hören, und die Heerstraße voll Wagen und jauchzender Fuhrleute, die durch jene Ebene führt, in welcher die Hütten einzeln und zu Haufen liegen, lasse ich nicht sehen.

Es war am 27. Juni 1807, als ich von Crakau nach Wieliczka fuhr. Meinen Zögling hatte ich mitgenommen, und den Kriegsrath Harf dazu bewegt, an der Reise Theil zu nehmen. Der Weg dahin wird zwei Meilen gerechnet; wir fuhren in einem gemietheten Wagen einige Minuten über eine Stunde. Von Crakau aus, muss man noch in der Vorstadt,

welche die Josephsstadt heißt, über die Weichsel fahren, welche westlich von der schlesischen Grenze kommt, und in östlicher Richtung Crakau vorbeifließt, nach einigen Meilen aber sich nordöstlich wendet. Wieliczka liegt auch östlich von Crakau, so daß man auf der vortrefflichen Chaussee links das reizende Weichselthal, und rechts die Karpathen hat, an derem Fuße die Salzwerke sich befinden. Ueber die Weichsel fährt man in der Josephsstadt auf einer hölzernen Brücke, welche im Winter abgenommen wird.

Schon unterweges begegneten uns Fuhrleute mit Salzsteinen. Hätte ich nicht den Tag vorher in Crakau vor einem Kaufmannshause dergleichen gesehen, ich würde nicht gewähnt haben, daß diese walzenförmig behauenen, weißgrauen Massen gediegenes Salz enthielten. Auf jedes Stück war das Zentnergewicht eingehauen. Die Leser sehen, daß es schon nicht wahr ist, daß diese Walzen, deren Enden gerundet sind, zerschlagen und auf einer Mühle zu Pulver gemahlen werden, sobald sie an das Tageslicht kommen; man verschifft sie vielmehr in dieser Gestalt, und bringt sie so

bis an den Ort ihrer Bestimmung. — Das Städtchen Wieliczka liegt reizend auf dem Fuße der Karpathen, wo sie sich sanft in das Weichselthal verflächen. Es hat ganz das Ansehen eines Bergfleckens; kleine, reinliche, meistentheils aus Fachwerk gebauete Häuser mit Schindeldächern. Jeder Anbauer hat sich den Bauplatz nach seiner Bequemlichkeit gewählt, um einen Garten und einen Grasplatz am Hause zu haben. Daher keine Regelmäßigkeit, kein genauer Zusammenhang der Straßen. Gegen den Schlossplatz reihen sich Häuser der Handwerker näher an einander. Das alte Schloss war unter polnischer Regierung eine Starostei; jetzt wird es von einem großen Theile der Bergwerksbeamten bewohnt. Wir fuhren dahin, um uns bei dem Oberbergrathe von Seeling zu melden. Er empfing uns auf das gütigste und liebreichste, und ließ den Oberamtsassessor und Markscheider, Friedhaber von Grubenthal, bitten, uns in die Salzwerke zu führen. Herr von Seeling sprach über die Fabeln, welche Reisende der Welt so reichlich über Wieliczka gespendet haben. Sein Freund, der verstorbene Zöllner,

sagte er, hätte am wahresten erzählt, und zugleich richtige Angaben geliefert, weil er sie von ihm selbst bekommen hätte. Auch lagen Zöllners Briefe dort aufgeschlagen. Im Zimmer hingen mehrere Zeichnungen von dem Innern der Salzwerke unter Glas; allein der Oberbergrath verwarf sie als unrichtig. Sie waren unter der polnischen Regierung noch gefertigt worden. Ich konnte mir nach diesen Zeichnungen keine Vorstellung vom Bergwerke machen.

Der Oberamtsassessor Friedhaber von Grubenthal erschien bald. Es war ein äußerst gefälliger Mann. So einen Führer zu haben, ist auf der einen Seite sehr erwünscht, weil er eine Uebersicht des Ganzen hat, am zweckmäßigsten führt und die besten Aufschlüsse geben kann, wenn er darf. Auf der andern Seite muss man aber auf seiner Hut seyn, um nicht durch zu viel Fragen die Bescheidenheit zu verletzen.

Bei einem Führer, dem ich eine Erkenntlichkeit anbiethen darf, kann ich mich ganz über diese Bescheidenheit wegsetzen.

Wir traten unsern Weg durch den Schlosshof

zum Hauptschachte des Bergwerkes an. Der Weg zog sich sanft eine Anhöhe hinan, und betrug kaum 400 Schritt. Wir gelangten an ein ausgedehntes, leicht aus Holz aufgeführtes Gebäude; es war ein Salzmagazin. In der Mitte desselben befindet sich der Hauptschacht Danielowice (Dani-elowitsch). Man stelle sich darunter eine viereckige, weite Oeffnung in die Erde vor, die, wie ein Brunnen, senkrecht in die Tiefe geht. Sie war beinahe 5 Ellen breit und 6 Ellen lang. Die Seiten waren mit Bauholz ausgezimmert. Ueber dem Schachte befand sich eine Welle, auf die ein starkes, gewiß 5 Zoll im Durchmesser haltendes Tau gewunden war. Die Welle verlängerte sich in dem Hintergrund des Gebäudes, wo sie mit Räderwerk verbunden war, das zuletzt mit einem liegenden Rade von ungeheurem Umfange endete. Zwei Pferde setzten diese Maschine in Bewegung, welche eben desswegen ein Pferdegöpel genannt wird. Durch dieselbe wird eine Last theils aus der Tiefe emporgezogen, theils hinabgelassen. Beim Hinablassen muss die Maschine der hinabsinkenden Last so entgegen arbeiten, daß diese die Welle

nicht mit sich fortreißt. Es könnte aber etwas an der Maschine brechen, indem eine Last auf- oder abgewunden wird; dann würde diese unaufhaltsam zurückstürzen. Daher ist die Einrichtung getroffen, daß die schwächste Kraft eines Menschen, durch angebrachte Hemmbäume die Welle plötzlich anhalten kann. Die dazu nöthige Einrichtung nennt man Bremswerk. Daß der Tau reiße, ist gar nicht denkbar, da es nur ein halbes Jahr gebraucht werden darf, auf das gewissenhafteste und vorsichtigste gearbeitet ist, und täglich untersucht werden muß.

Zu unserm Einfahren war alles vorbereitet. Die Pferde waren an dem Göpel gespannt, die Bergleute standen mit Grubenlichtern am Schachte. Man brachte uns weiße leinene Mäntel mit weiten Aermeln, die wir statt der in andern Bergwerken gebräuchlichen schwarzen Grubenkittel anlegten. Auf diese Art, wie Geister vermummt, traten wir die Reise an. Die leuchtenden Bergleute traten auf Bohlen, die über den Schacht gelegt waren, hin zum starken Taue. An dessen Ende hingen starke Stricke, welche mit breiten Gurten so verbunden waren, daß diese Sitze bildeten, wie bei

einer Schaukel. Die Bergleute setzten sich ein. Um den Rücken zog sich noch ein Quergurt, so daß das Rückwärtsfallen verhindert war. Diese Gurte werden Sattel genannt. Die Bohlen wurden jetzt seitwärts geschoben, das Tau ließ sich ungefähr 10 Fuß hinab. Die Bremse wurde gehandhabt; augenblicklich stand das Werk still. Die Bohlen schob man wieder an das Tau, und schlang an dieses so viel Sattel, als Personen zum Abfahren bereit waren. Wir waren sieben. Wir setzten uns in die Gurte, hielten uns mit den Händen an den Stricken des Sattels fest, und stemmten die Knie gegen das Tau. So bildete sich ein Kreis um das Tau, und das Gefühl der Sicherheit besiegte die geringste Bangigkeit, welche vorher doch entstanden war. Man sitzt so fest, daß kein Herausfallen möglich ist, und so bequem, daß selbst Damen mit dieser Art in die Unterwelt zu reisen vollkommen zufrieden sind. Bald hingen wir gleich einer Traube in der Luft: denn die Bohlen wurden weggezogen, und das Tau ließ sich sanft hinab. Mein Zögling saß auf dem Schoße des Herrn von Grubenthal, und freuete sich über diese Reise. So

weit das Tageslicht den Schacht erhellte, konnte man um sich blicken, ohne eine Beängstigung zu empfinden; der Blick in die Tiefe war durch die dunkelste Nacht verwehrt, der Abgrund und die schreckbare Vorstellung unseres Verhältnisses zu ihm, welche den Schwindel erzeugt, konnten daher nicht nachtheilig auf uns einwirken. Die Finsterniss um uns und über uns nahm bald zu, und die matten Grubenlichter warfen einen traurigen Schein an die Holzwände. Ueber der schwärzesten Nacht sahe ich zu meinen Füßen drey Bergleute schweben, von deren Lampen das Licht ausging, daß uns von unten herauf matt erhellte. Als wir tiefer kamen, fing das Tau an, sich zu drehen, und einen kleinen Kreis zu beschreiben. Wir lenkten mit den Händen die zu starke Annäherung an die Wände bisweilen ab. Die Auszimmerung der Wände hörte auf; der Schacht war durch Gestein gearbeitet. Die Luft wurde kühler; aber sie blieb rein. Endlich hatten wir das Ende erreicht. Ein Zeichen am Tau zeigt den Arbeitern beim Göpel an, daß die erste Abtheilung der Gesellschaft auf dem Fußboden oder auf

der Sohle angelangt ist. Der Göpel wurde daher gebremst. Die Bergleute stiegen aus; wir schwebten noch in der Luft. Doch wurden wir bald tiefer herabgelassen, um aussteigen zu können. Wir befanden uns jetzt 34 Lachter unter der Erde. Da nach sächsischen Lachtern hier gerechnet wird, deren eine $6\frac{86}{1000}$ pariser Fuß beträgt: so war die ganze Tiefe $206\frac{924}{1000}$ pariser Fuß. Unten befanden wir uns in einem sehr geräumigen und hohen Gange (nach dem Kunstausdrucke: in einer Strecke). Von weitem erblickte man hie und da Lichter. Wer hätte geglaubt, hier zwischen Salzwänden zu gehen? Die Wände, wo der Salzstein bloß lag, hatten das Ansehen von dunkelbraunem Sandstein, der Wasser angezogen hat. Stuckweise waren aber Baumstämme zu Wänden aufgethürmt. Wir wurden in dieser Strecke fort, und zuerst zu der bekannten Kapelle gefuhrt: Der Leser denke sich in einem finstern Kellergang; vor sich einen Mann im Hemde und leinewandnen Hosen mit einer Berglampe, hinter sich ein Paar eben solche Begleiter. Dann sehe er auf einmal links und erblicke — eine Kanzel, oder

vielmehr eine Rednerbühne, die in die Wand des Kellerganges vertieft eingehauen, und mit ein par Stufen versehen ist. Die Thür zu der Kapelle erblickt man rechts, der Kanzel gegenüber. Es ist eine gothische Thür, deren Bogen sich spitz schneidet. Der Leser gehe im Geiste durch diese Thür, und gewöhne sich erst an die Dämmerung in diesem Gewölbe, ehe er aufschauet. Er befindet sich in einem wahrhaft geschmackvollen, etwas Großes anzeigenden Gewölbe mit gothischen Bogen. Etwa 30 Fuß vor sich sieht er einen Altar, der auf Stufen erhöhet ist. Vor dem Altare knieen auf den Stufen zwei betende Mönche, einer rechts, der andere links. Auf dem Altare selbst stehen Christus und Maria. Zur Seite dringt sein Auge durch die Dämmerung. Er erblickt Blenden (Nischen) mit großen Gestalten in der Wand. Die Gestalten sollen Heilige vorstellen. Der Führer spricht: „Alles, was Sie in dieser Kapelle sehen, ist aus Salzstein gehauen. Ein einziger kunstreicher Bergmann hat diese Kapelle ausgeführt, und die Bildsäulen gearbeitet!“ — Ein Bergmann naht sich der Wand links, wenn man gegen den

Altar gerichtet stehet. In einer Blende befindet sich die Bildsäule des Königs August III. von Polen. Der Bergmann hält sein Grubenlicht hinter dieselbe, um die matte Erleuchtung der innern Masse zu zeigen. Nun gehe der Leser näher dieser erleuchteten Bildsäule. Sie ist zu bewundern. Eine so große Masse von gediegenem Krystallsalze sieht man nicht so leicht. Er betaste die Bildsäule, und fühle die schleimige Nässe, welche die Oberfläche derselben überzieht, wie den braunen Zuckerkand. Man möchte gern hier verweilen, und einen Ueberblick des Ganzen haben; aber die Lichter sind nicht hell genug, das Auge hat sich noch nicht an die matte Erleuchtung gewöhnt, die Zeit ist zu kurz, es ist mehr zu sehen. So viel weiß man aber, daß hier kein Diamantglanz geblendet hat, sondern daß die Wände ganz das Ansehen einer alten Kellerwand haben.

Aber dessenungeachtet hinterläßt diese Kapelle einen bleibenden Eindruck. Sie ist edel angelegt und groß ausgeführt. Ihr Meister hatte Geschmack und hohen Sinn, wenn er auch nur ein gemeiner Bergmann war. Auch der

bloße Gedanke: eine Kapelle aus Salz in der Tiefe der Erde! macht sie schon zu der einzigen ihrer Art und höchst merkwürdig.

Nun möchten die Leser wohl wünschen, mit mir zur Heerstraße zu gehen, wo sich Fuhrwerk an Fuhrwerk reiht, die Fuhrleute jauchzen und die Ladungen wie Edelsteine blitzen? Feenschlösser! — Nichts erblickt man da unten, als breite Strecken, wie Kellergänge in den Ritterburgen, die einen schwarzbraunen, oft kothigen Fußboden haben. In der Mitte liegen Bahnen aus starken Bretern, auf welchen die Bergleute ihre Hunde fortschieben. Das sind nämlich kleine Kasten mit vier Klotzrädern zum Fortstoßen, welche mit den Salzbrocken beladen werden. Die Lichter zur Beleuchtung fehlen sehr. Nirgends ist eine feststehende Leuchte angebracht. Jeder Bergmann muss seine Lampe mit sich führen, und mancher, des Weges kundig, gehet im Finstern. Damit aber die Leser wissen, was sie von den unvergleichlichen, mit keiner Pracht der Erde gleichkommenden Salzkrystallen zu erwarten haben: will ich ihnen noch vor der Thür der Kapelle etwas von dem Salze sagen.

In der Tiefe der Erde hat sich das Salz zu ungeheuern Steinschichten festgesetzt. Solche Schichten, die in irgend einer Richtung fort laufen, nennt man Flötze. Zwischen den Schichten befinden sich Lagen von andern Gebirgsarten, z. B. Latten mit Sand vermischt, bisweilen schieferartig verdichtet, oder Thon, der mit Salztheilen durchzogen ist, oder auch Gipsstein, der sogar keilförmig in die Salzflötze eindringt. Die Salzflötze bilden auf der untern Fläche oder Sohle geradlinige Ebenen; aber ihre obere Fläche oder das Dach dehnt sich in Wellenlinien fort. In dem Salze selbst findet man oft Holz, und es wurde einst unten eine ganze Eiche gezeigt, die aber schon längst durch ein ausgekommenes Feuer in der Tiefe verbrannt ist. Dieses alles scheint zu beweisen, daß die Salzflötze in der Urzeit durch Wasser entstanden sind, aus welchem sich das Salz niedergeschlagen hat. Zu beiden Seiten der Karpathen erstrecken sich diese Salzflötze von der Wallachei und Moldau her, mehr als hundert Meilen in die Länge durch Ungarn und Galizien und setzen auch nach Schlesien, wo sie aber in größerer Tiefe zu suchen sind;

so wie selbst in dem vier Meilen von Wieliczka liegenden Bergwerke zu Bochnia das feinere, weißere Salz in größerer Tiefe erst gewonnen wird. In der Urzeit mag ein ungeheueres Salzmeer sich hier befunden haben. In dem benachbarten Taurien sind noch Salzseen, die im Sommer eine so feste Kruste bilden, daß man über das Salz, wie über eine Eisdecke, wegfahren kann. Dort schießen an den Pflanzen Salzkrystalle an, wenn die Sonne nach einem Regen die Feuchtigkeiten wieder anzieht. Das Salz in Wieliczka ist nicht weiß, wie unser Sudsalz, sondern fällt bald ins Graue, bald ins Grüne durch die beigemischten fremden Theile. Es ist so hart, daß es wie Sandstein in den Steinbrüchen mit schweren eisernen Werkzeugen bearbeitet werden muß. Frisch gebrochenes Salz siehet so ziemlich aus, wie ein zerschlagener Kieselstein, den man zum Pflastern gebraucht: denn einzelne reine Salztheile haben sich von der Vermischung getrennt, und zu unregelmäßigen, blätterigen Krystallisationen zusammengefügt. An der Luft verlieren diese Theile ihren matten Schimmer ganz, und die Oberfläche ergrauet. Je tiefer

das Salz gehet, desto reiner wird es. Man findet beim Zerschlagen der größern Stücke bisweilen reine, dichte Krystallisationen in bedeutender Größe, welche durchsichtig sind. Mir wurde so ein Stück von einem Bergmanne gegeben; er hatte es zu der Gestalt eines Eies bearbeitet. Es war von der Größe eines Gänseeies, war aber noch zu milchicht, als daß es den Namen Krystallsalz verdient hätte. Von dem wahren Krystallsalze kaufte ich nachher auf der Oberwelt ein par Leuchter, welche ziemlich gut gearbeitet, und beinahe so durchsichtig waren, wie die sogenannten böhmischen Steine. Das Salz, welches in der Höhe zurrst bricht, ist noch nicht flötzartig, sondern liegt in großen Klumpen oder vielmehr Felsenmassen in dem Gebirge. Es schimmert stark grüngrau, und heißt daher Grünsalz (Zielona). Auf dem Bruche ist es blätterig, und weniger zusammenhaltend, als das reinere und etwas weißere Salz aus den Flötzen, welches Szybikowa oder Szybiker-Salz heißt, und sich besonders durch seine Festigkeit auszeichnet. An der Luft ergrauet die Oberfläche von beiden Arten, daher widerlegt sich die so oft wieder-

hohlte Uebertreibung, daß die Gänge in den Bergwerken wie Edelsteine blitzen sollen, und ihr Schimmer die Augen blendet. Wahr ist es, daß da, wo nicht lange gearbeitet worden ist, die Wände Glanz zurückwerfen, aber nicht in Regenbogenfarben. Die Grubenlichter reichen kaum hin, die Wände matt zu erhellen, vielweniger die Deckengewölbe so zu erleuchten, daß Farbenspiele entstehen könnten. In ganz frischen Verhauen kann durch Fackelschein ein stärkerer Glanz bewirkt werden.

Wahr ist es ebenfalls, daß sich hier und da, wo das eindringende Wasser entweder abtropft oder verdunstet, Krystallisationen von mancherlei Art ansetzen, und Zapfen sich bilden; allein so mahlerisch, wie manche Reisende es gesehen haben wollen, werfen sie die Lichtstralen nicht zurück. Sie zeichnen sich vielmehr durch ihren weißen Schimmer, wie beim Schnee, aus; denn die einzelnen Krystalle sind außerordentlich klein, und haben daher nicht Fläche genug, um Farbenspiele hervorzubringen.

Von der Kapelle wurden wir wieder durch die nemliche Strecke zurückgeführt; wir kamen vor dem Einfahrtsschachte vorbei, und wanderten

lange in dieser Strecke fort, welche so breit ist, daß bequem zwei Lastwagen neben einander stehen können, und so hoch, wie die Zimmer in Palästen. Da mag denn ein Reisender sie in seiner Erzählung zur Heerstraße gestempelt haben. Die Fuhrleute hat er sich hinzugedacht, um die wahre Todtenstille in Leben zu verwandeln, und die schauerliche Finsterniß hat er durch dort hangende Lampen und Edelsteinglanz zu erleuchten gesucht.

In welchen Richtungen ich meinen Weg fortsetzen mußte, kann ich nicht bestimmen: denn die Menge Strecken, welche sich durchkreuzen, sind ein wahres Labyrinth, und Herr von Grubenthal versicherte, daß selbst alte Bergleute sich verirrten. Er sagte, man könnte einige Monate in den Strecken und Verhauen umherwandern, ehe man sie alle kennen gelernt hätte, und es gäbe Gegenden, zu welchen man gar nicht mehr käme. Ich hatte zuvor gelesen und gehört, daß das Bergwerk in sechs Stockwerke getrieben wäre, eins sich über dem andern befände; mithin das sechste sich in ungeheurer Tiefe befinden müßte.

Herr von Grubenthal erklärte mir das

anders. Allerdings sind sechs Stockwerke da; aber diese Stockwerke oder Contignationen sind nur Hauptabtheilungen, welche neben einander, oder tiefer oder höher liegen können, doch so, daß sie durch Hauptstrecken oder durch Treppen mit einander verbunden sind. Von den Hauptstrecken unterscheiden sich die Versuchstrecken. Jene verbinden als bequeme Wege die Arbeitsplätze mit einander, diese werden angelegt, um neue Arbeitsplätze zu finden. Ich konnte nicht in alle Stockwerke gehen, und wünschte es auch nicht: denn das Betrachten so vieler Gegenstände auf einmal würde mich zu sehr zerstreuet, und mir die festere Eindrücke nicht gestattet haben, welche das eingeschränktere Betrachten mir erlaubte.

Unterweges gelangten wir zu ungeheuren Gewölben an der Seite der Strecken. Sie sind durch das Ausbrechen des Salzes entstanden, und werden Verhaue genannt. Die polnischen Judeu hatten einst die Salzwerke von der Krone Polen gepachtet, und betrieben den Bergbau nicht kunstmäßig, sondern gewinnsüchtig. Daher arbeiteten sie an

einer und der nemlichen Stelle so lange fort, als Gestein da war. Die Verhaue wurden zu groß, hatten keine Haltung, und die Wölbungen der Decken droheten Einsturz. Es mussten dagegen Vorkehrungen getroffen werden. Man führte Stützen aus Baumstämmen ganz einfach so auf, wie die Kinder oft mit dem Brennholze, das unter dem Ofen liegt, zu spielen pflegen. Es wurden nemlich vier Stämme in ein Viereck gelegt, so daß die Enden an den Ecken auf einander ruheten. Der dadurch entstandene Rahmen wurde durch Auflegung neuer Baumstämme erhöhet, bis ein hoher, zur Decke reichender Kasten aufgeführt war. Man nennt diese Stützen auch Kasten. Allein der Dauer dieser Kasten war nicht zu vertrauen. Sie wurden oft von der Last der Decke auf die Seite geschoben; oft verzehrte sie auch Feuer, welches durch Nachlässigkeit der Arbeiter nicht selten in dem Bergwerke entstanden ist. In neuern Zeiten hat man ihnen mehr Festigkeit dadurch gegeben, daß man sie mit taubem Gestein ausgefüllt hat. Ich sahe so einen Kasten durch die Last der Decke eingedrückt. Das Einstürzen der Verhaue in

den alten Werken hat oft die unglücklichsten Folgen gehabt. Im Jahre 1745 stürzten zwei Häuser ein und versanken. Das nemliche geschahe im J. 1762, indem ebenfalls zwei Häuser von einem alten Verhaue verschlungen wurden.

An einigen Orten haben die frühern Arbeiter noch Salzpfeiler zur Stütze der Decke stehen lassen.

Wir gelangten an einen Verhau, welchen die Polen nicht allein in die Höhe, sondern auch in die Tiefe gearbeitet hatten. Bei völliger Erleuchtung desselben müsste der Anblick schauderhaft gewesen seyn. Als wir nemlich aus der Strecke auf den Absatz einer Treppe traten, fanden wir den Weg plötzlich durch eine Höhle abgeschnitten, deren Decke und Fußboden der Schein unserer Grubenlichter nicht erreichen konnte. Links verlor sich das Licht in der fernen Finsterniss; gleich rechts wurde es von einer Felsenwand zurückgeworfen, deren Höhe nnd Tiefe von den Stralen nicht erreicht wurde. In dieser Wand, von graubrauner, Schwermuth erweckender Farbe, zeichnete sich in einer Höhe von etwa dreißig Fuß

die Oeffnung einer andern Strecke durch die Finsterniß aus, welche den viereckigen Raum erfüllte. Wir denken, daß jemand im Finstern diese Strecke daher kommt, am Rande den Fuß zum Weiterschneiden vorstreckt, und so hinabstürzt in den Abgrund. — Dieß denken und vor Grausen die Augen zuschließen, war der Zustand, in dem mich der Anblick jener Oeffnung versetzte. Ich warf noch bebend den Blick vor mir hin in die von Nacht umlagerte Tiefe; so weit das Licht reichte, stellten sich die scharfen Kanten ungeheurer, zusammengestürzter Felsenstücke dar, und ihre dunkeln Schatten und das matt verlaufende Licht auf den Kanten machten sie noch grausenhafter, als sie nachher bei stärkerer Erleuchtung in der Nähe waren.

Hier hatten jüdische Pächter w ü h l e n, nicht den B e r g b a u b e t r e i b e n lassen. Jetzt ist eine Treppe hier angelegt, die einige hundert Stufen hat, und in die Tiefe des Verhaues führt. Die Stufen sind so breit, daß sechs bis sieben Mann bequem neben einander gehen können. Die Höhe der Stufen ist so wohl getroffen, daß sie weder durch den Zwang,

den Fuß beim Steigen zu hoch zu heben, ermüdet, noch den Steigenden dadurch verdrießlich macht, daß er zu wenig den Fuß heben, und desto mehr Stufen dafür steigen muss. Die Treppe ist von Raum zu Raum durch einen Absatz unterbrochen, auf dem sich Bänke zum Ausruhen befinden, und — die ganze Treppe ist von oben herab, bis zum dritten Theile — ein einziger Salzfelsen. Hier können sich die Leser von der Härte dieses Steines und der Trockenheit der Luft in den untern Gebiethen überzeugen. Die Treppe wird von so viel Arbeitern täglich begangen, und sie war nicht abgenutzt; sie war schon über zwanzig Jahr der Luft ausgesetzt gewesen, und doch nicht feucht oder angegriffen. Die Ruhebäncke aus Salzstein waren ganz trocken. Die Treppe ist mit einem hölzernen Geländer verwahrt, welches immer mehr verhärtet, je älter es wird.

Unten in der Tiefe ist es nicht möglich gewesen, der steilen Felsenwände und Felsenrisse wegen, die Treppe im Gesteine fortzuführen; sie ist daher aus Bohlen fortgebauet, so daß sie sich über zerrissene Salzblöcke hinunter-

zieht. Als wir uns auf ihrer Mitte befanden, ließ der Herr von Grubenthal einen Arbeiter mit dem Grubenlichte bis zu dem Fußboden eilen, so wie ein anderer am Anfange der Stufen stehen geblieben war. Wir konnten dadurch den ungeheuern Raum mit dem Auge messen. Da zu viel Dinge meine Aufmerksamkeit fesselten, und mein Ohr immer dem gefälligen Führer, der stets unterhielt und erklärte, offen stand, konnte ich die Stufen nicht zählen. Es ist überhaupt schwer, etwas Gewisses über Maß und Zahl an das Tageslicht mit herauf zu bringen: denn man hört zu viel Zahlen nennen — und aufzuschreiben — kann der Führer nicht gestatten, weil die Regierung dieses nicht will. Ich zog zwar meine Brieftasche vor; aber mein Führer rieth mir, die Zeit nicht durch Aufschreiben zu verlieren, weil ich alle Angaben richtig in Zöllners Briefen finden würde. Ich steckte ganz still meine Brieftasche wieder ein, um den Herrn von Grubenthal von der Verlegenheit, die ich ihm ansahe, zu befreien.

Unten wanderten wir noch ein Stück des Weges in dem fürchterlichen Verhaue fort,

gelangten in verschiedene Kreuz- und Quergänge, auf die ich mich selbst unten kaum mehr besinnen konnte, und kamen endlich in eine Strecke, welche uns gleichsam zurief: hiee haben deutsche Männer gearbeitet! Die Leser mögen sich einen langen, nach der Schnur gehauenen Gang durch einen fortlaufenden Felsen denken, einen Gang, der beinahe eine kleine halbe Stunde lang ist, den man aber so bearbeitet hat, daß, wenn sich ein Mann mit dem Auge an die Wand des einen Endes anlegt, er ein Licht in gerader Linie erblicken kann, welches an das andere Ende der nemlichen Wand gehalten wird. Diese Strecke ist von Steinmetzen durchgehends nach der Schnur unter Aufsicht der Markscheider bearbeitet, und von diesen mit der Wasserwage abgewogen (nivellirt) worden. Die Wasserlinie ist fortlaufend längs der Wand eingehauen, und über derselben das Längenmaß von Raume zu Raume durch Zahlen angegeben worden. Diese Strecke ist nicht so geräumig, wie die alten sind, doch konnten meine ausgebreiteten Arme nicht beide Wände berühren, und die Decke war mir auch unerreichbar. Die Salz-

tonnen, welche hie und da an den Wänden starden, verengten den Weg, so daß bisweilen kaum die breterne Bahn für die Hunde offen blieb. Die Decke ist nicht im Bogen, sondern ganz flach bearbeitet, so daß sie mit den Wänden im rechten Winkel sich verbindet. Nach einem langen Wege sahen wir von weitem Leute arbeiten; als wir näher kamen, fanden wir einen neuen Verhau, in dem fünfzig bis sechzig Menschen beschäftigt waren. Hier hätte ich eigentlich die Pracht eines Feenschlosses erblicken sollen: denn das Salz hatte ganz frischen Bruch und die Lichter wurden sehr nahe an die Wände gehalten; doch sahe ich nichts weiter als ein schwaches Flinkern, keinen Stralenglanz, keine Regenbogenfarben.

Das Salz wurde von den Wänden in langen, viereckigen Stücken oder Bändern mit Meiseln, Keilen und Brechstangen abgesprengt. Die Leser können sich diese Arbeit leicht vorstellen, wenn ich erzähle, wie ein Verhau angelegt wird. In der Wand der Strecke sucht man ein Loch zu gewinnen. Dieses wird mit Pulver immer größer gesprengt, bis man eine Öffnung, wie eine Thür, erhalten hat. Nun

fängt man an, die Seiten eben zu bearbeiten, damit man das Salz in Bändern ablösen könne. Der Leser denke sich jetzt die Öffnung so bearbeitet, daß beide Seiten mit scharfen Kanten wie Thürpfosten da stehen. Wir richten unsere Aufmerksamkeit auf zwei Arbeiter, die an dieser Ecke ein Band lösen wollen. Der eine hauet auf der einen Seite in die Wand, ungefähr eine Elle von der Ecke, einen tiefen, geraden Einschnitt von der Decke bis zum Fußboden. Auf der andern Fläche der Ecke thut der zweite Steinhauer das nemliche. Wenn man sich diese Einschnitte so weit vertieft denkt, bis sie auf einander stoßen, wird man sich auch zugleich einen abgeschnittenen, viereckigen, eine Elle breiten und dicken Körper, der die Höhe der ganzen Mauer hat, vorstellen müssen. Dieser Körper ist das Band, welches dadurch weiter abgelöset wird, daß die Arbeiter in die beiden Einschnitte eiserne Keile treiben, welche das Gestein nach der angegebenen Linie immer tiefer sprengen, bis das Band von beiden Seiten gelöst ist. Dann wird es mit Brechstangen zum Niederstürzen gebracht. So arbeitet man sich immer weiter in den Felsen, und so

sahe ich auch jetzt ein Band in dem Verhaue absprengen. Beim Hinstürzen bricht es oft, das hat aber nichts zu bedeuten: denn es muss außerdem in kürzere Stücke zerschlagen werden. Die Stücke bekommt der Steinmetz unter die Hände. Er bearbeitet sie rund, doch so, daß sie gegen die Enden spitziger auslaufen. Dadurch entstehen tonnenförmige Massen, die oft zehn Centner wiegen, und in dieser Gestalt bequem bis zum Schachte auf den Breterbahnen in den Strecken fortgewälzt werden können. Die kleinen Stücke, welche bei der Arbeit abspringen, werden in Hunde geladen, und zu den Tonnen gefahren, in welche man sie einstampft. Diese stehen gleich in der Nähe des Verhaues, und werden ebenfalls auf den Bahnen fortgewälzt. Die größern Stücke von unbestimmter Form, die durch Sprengen mit Pulver abgerissen werden, heißen Naturalstücke, und werden nicht weiter bearbeitet, sondern so roh, wie sie sind, zu Tage gefördert und verkauft.

Der Verhau, in welchem wir arbeiten sahen, war ungefähr zwanzig Ellen lang, und nicht höher als die Strecke. Die Arbeiter

waren meistens in Leinwand gekleidet, und barfuß. Zwei oder drei standen ohne Hemden dort; nur ein par kurze leinene Beinkleider bedeckten einen Theil der Blöße. Sie wollten ihre Hemden schonen. Damals arbeiteten 200 Soldaten mit in dem Bergwerke, sie waren besonders dazu kommandirt, und erhielten Zulage. Zur Aufsicht über sie mussten Unteroffiziere mit einfahren. Jauchzen und Jubeln hörte ich nicht; Fröhlichkeit bemerkte ich auch nicht auf den Gesichtern, die von dem bleichen Lampenschein gespensterartig aussahen. Als ich ein Trinkgeld in den dargereichten Hut legte, erhielt ich einen frohen Dank. Die Gesellschaft der Arbeiter warde jedoch ziemlich verstimmt, als Herr von Grubenthal einem Soldaten, der Tabak rauchte, von dem Unteroffizier die Pfeife wegnehmen ließ, und befahl, sie dem kommandirenden Offizier zu bringen. Es ist nemlich der Feuersgefahr wegen streng verbothen, Tabak zu rauchen.

Von diesem Verhaue aus setzten wir unsern Weg noch in der nemlichen Strecke fort; bald bogen wir aber in eine andere links ein. Diese führte zu einem größern Verhaue, welcher

nicht allein in die Breite und Länge, sondern auch in die Tiefe getrieben wurde. Liegende Bänder lösete man hier auf der Sohle ab; an den Wänden wurde das Gestein mit Hauen losgearbeitet, oder in größern Stücken mit Pulver gesprengt. Herr von Grubenthal wollte zu unserm Vergnügen sprengen lassen; allein ich verbat mir diese Gefälligkeit, da durch die heftige Erschütterung, die durch die entferntesten Gänge, wie ein Donner sich fortpflanzt, leicht ein Stück abgerissen werden kann, wo man sichs gar nicht vermuthet; ich aber für die Sicherheit meines Zöglings verantwortlich war. Daß Trompeten und Pauken gehört werden, wenn ein großes Stück losgesprengt ist, gehört zu den unterhaltenden Einfällen. Der Reisende, der dieses zuerst schrieb, besaß muthwillige Laune und macht sich den Spaß, neugierige Leser recht dichterisch zu belügen.

Wir kehrten auf dem vorigen Wege zurück, und besahen noch leere Verhaue, welche wieder ausgefüllt wurden. Man hatte nemlich taubes oder wenig Salz enthaltendes Gestein zu gleichen Würfeln bearbeitet, und aus

diesen führte man Mauer an Mauer bis zur Decke des Verhaues auf. Die fertigen Mauern werden mit Wasser begossen, wodurch die Steine vermittelst des aufgelösten Salzes sich unter einander verbinden. Wir gingen noch weit in jener schönen Strecke fort, bis wir rechts noch vor dem Verhaue, in welchem die große Treppe ist, in eine andere einbogen, und aus einem Verhaue in den andern gelangten. Es kam mir vor, als ob wir immer tiefer stiegen; bisweilen führten aber breite, in Stein gehauene Treppen von einigen Stufen wieder höher. Ich sehe auch hier einen eingestürzten Verhau. Die Decke hatte sich in zwei Felsenbetten zerrissen; eins ruhete auf dem andern, und diente in dieser Lage als neue Stütze des obern Gesteines oder des Daches.

Wir kamen durch einen Verhau, der nur einige Jahr alt war. Er hatte eine beträchtliche Höhe und war ganz glatt abgearbeitet. Man konnte aber genau bemerken, wo jedes Band abgetrieben worden war. Hier blitzte wirklich die Decke; aber sie blitzte nur, wie gewöhnliche Quarzkrystalle blißen. In einer Strecke, welche sich um eine scharfe Ecke hö-

her wendete, bemerkte ich an der vorstehenden Wand eine hölzerne Thür. Unser Führer sagte uns, daß diese Thür zu einem Verhaue von schrecklicher Tiefe führte. Ein Bergmann, der den Weg verfehlt hätte, wäre durch diese Öffnung gegangen, in der Meinung er ginge in der Strecke fort, und hinunter gestürzt. Seit der Zeit wäre durch eine Thür einem solchen Unglücke vorgebeugt worden. Die Vorstellung eines Verhaues von so schrecklicher Tiefe bewirkte in mir, daß ich mir einbildete, in den obersten Gängen mich zu befinden, obgleich wir ziemlich tief in der Erde wanderten, und bald zu einem der tiefsten Verhaue gelangten. Ein Gerinne, welches uns an der Wölbung der Decke begleitete, und sich bisweilen tiefer herabließ, bewies uns, daß wir tiefer giengen. Das Wasser, welches vom Tage in das Bergwerk dringt, aber höchst unbedeutend ist, wird durch jenes Gerinne in einem alten Verh u geleitet, der noch zum ersten Stockwerke gehört, aber einer der tiefsten ist. Wir kamen endlich, von dem starken Gehen fast müde, zu demselben. Die Polen hatten ihn ausgearbeitet und, wie sonderbar! ihn

immer weiter am Umfange ausgetrieben, je tiefer sie gekommen waren. Daher war er unten am weitesten, und spitzte sich wie ein hohler Kegel zu. Die Höhe war furchtbar. Ich mochte die Augen noch so sehr anstrengen, ich konnte die höchste Höhe nicht erblicken, obgleich etwas mich in der Dunkelheit leitete. Ehemals war nemlich kein anderer Zugang zu diesem Verhaue, als die Öffnung in der Höhe. An der schrägen, überliegenden Wand war daher eine sogenannte Fahrt angebracht, welche aus Leitern besteht, die auf angebrachten Absätzen oder Bühnen ruhen. Diese Absätze mussten in dem Felsen befestigt werden. Das Holz der Fahrt leuchtete aus der dicken Finsterniss hoch herunter, bis es sich selbst in Finsterniss verlor. Es überläuft einem ein Schaudern, wenn man sich vorstellt, daß man an dieser Felsenwand hinansteigen musste, die sich herüberlegt, und den Steigenden hinabzudrücken droht. Woran muss sich doch der Mensch gewöhnen!

Versetzen wir uns Leser, in die Mitte dieser Fahrt auf einen Absatz. Wir können auf demselben nicht aufrecht stehen, sondern die

schräge Wand drückt uns gebückt dem Abhange zu. Blicken wir in die Tiefe: so sehen wir die vorigen Absätze und schon erstiegenen Leitern nicht; wir mussten uns über den Absatz hinausbiegen, und den Kopf der Tiefe ganz zukehren, um die Fahrt zu sehen, welche sich immer mehr zurückzieht. Ist es uns nicht schon, als ob wir hinabsteigten? Aber wenn wir das Auge nun zur Höhe richten: so sehen wir Leiter über Leiter, alle schief hangend, als ob sie hinabstürzen würten in den schauderhaften Abgrund. Wir mussten aber die Leitern ersteigen mit schiefer Haltung des Körpers. Wenn wir den einen Fuß nicht fest auf die Sprossen stemmen, indem der andere steigt, so können wir den Körper nicht in der schiefen Richtung erhalten; seine eigene Schwere treibt ihn von der Leiter, und wir hangen in der Luft. Noch erhalten uns die Hände, welche die obere Sprosse umklammern. Wie leicht erschrecken wir, die Hände öffnen sich — und wir stürzen hinab.

Auf diesem Wege musste einst jeder Arbeiter in den Schacht hinabsteigen, und man wusste von keiner Nachricht, daß je ein Un-

glück sich dabei ereignet hätte. Man wünschte aber der Wasserleitung wegen in der neuern Zeit von unten zu dem Verhaue kommen zu können. Die Markscheider hatten durch ihre Berechnungen und Ausmessungen gefunden, daß eine Strecke nahe bei dem Verhaue vorbei gehen musste. Sie ließen aus dieser eine Versuchstrecke gegen den Verhau fortsetzen, und hatten alles so genau berechnet, daß sie nach ungefähr zwanzig Schritten glücklich auf denselben stießen. Nun wurde das Gerinne dahin geleitet. Das sich sammelnde Wasser bildete nach und nach einen Teich, welcher die ganze Sohle des Verhaues einnimmt. Das Wasser hat viel aufgelöste Salztheile in sich. Holzstücke, welche darin lagen, waren von dem Salze innig durchdrungen. Eine Art Fähre schwamm auf dem Wasser. Ein Bergmann bestieg sie, und fuhr in die Mitte, um uns die Tiefe des Wassers zu zeigen. Von hier gingen wir den kürzesten Weg zu der großen Treppe zurück. Er kam uns aber sehr lang vor. Unterwegs sahen wir an dem Gerinne verschiedentlich Zapfen von Salz, welche wie überzuckert aussahen. Hie und da fanden wir

auch feine Salzkrystallisationen. Herr von Grubenthal machte uns in der Tiefe auf die Reinheit und Leichtheit der Luft besonders aufmerksam. An manchen Orten fanden wir sogar Zugluft. Hier und da haben sogar die Strecken mit Thüren verschlossen werden müssen, um den zu starken Zug der Luft abzuwehren. Es war unten in der Tiefe ziemlich kalt. Die Treppe konnten wir nicht mit einem Male ersteigen; wir mussten ausruhen. Sie war belebt: denn die Arbeiter gingen nach Hause. Viel waren ohne Licht gegangen. Es war gerade Sonnabend, an welchem Tage sie des Mittags mit Arbeiten aufhören, weil sie des Nachmittags ihren Lohn ausgezahlt erhalten.

Ich fragte den Herrn von Grubenthal, ob wohl zu irgend einer Zeit Bergleute hier unten gewohnt hätten, um sich den Weg von oben herab zu ersparen, weil man so viel in Büchern davon läse. Er läugnete dieses aber gänzlich, und sagte nur, daß ein Pferdeknecht allein unten bei den Pferden schliefe. Und so fällt denn die ganze, schön ausgeschmückte Fabel in ihr Nichts zurück, die Fabel von den

einzelnen Hütten und Hüttengruppen, von den 500 Bewohnern, die mit der Oberwelt fast gar nicht in Verkehr stehen (außer durch ihre Bedürfnisse), von den vielen unterirdisch Gebornen, die gar nicht das Sonnenlicht erblickt haben — und tiefer als die Maulwürfe stehen müssen, die doch täglich einmal aufstoßen, um in der freien Luft Athem zu schöpfen. Andere Erzähler haben eine Schule zugesetzt, weil sie es natürlich fanden, daß die liebe Jugend doch unterrichtet werden und beim Lichte lesen lernen musste; sie sagen aber dabei: die Schule hätte freilich nicht viel zu bedeuten. Der Gottesdienst in der Kapelle fand wirklich einst Statt. Für die Hinabsteigenden wurde hier Messe gelesen. Allein schon zu Joseph II. Zeiten wurde das Messelesen verbothen, und es dem Herzen eines jeden überlassen, sich den Beistand und Schutz Gottes zu erflehen. Die Bergleute fahren, wie in andern Bergwerken am Morgen an, und halten ihre Schicht oder Arbeitszeit zu acht Stunden —; wenn diese zu Ende sind, fahren sie wieder aus.

Nachdem wir uns auf einem Treppenabsatze erholt hatten, erstiegen wir vollends die

Stufen zum ersten Stockwerke. Ich bat meinen Führer, mir die Pferdeställe zu zeigen. Er stellte mir vor, daß ich dann noch über eine Viertelstunde in einer Strecke gehen müßte. Beinahe vier Stunden waren wir schon umhergegangen; wir waren sehr müde, und mein Zögling wurde abwechselnd von mir und dem Schreiber des Oberbergraths von Seeling getragen; aber ich wünschte doch zu sehr, mich über die Beschaffenheit der Ställe zu belehren, als daß ich die letzte Anstrengung gescheuet hätte. Die Strecken, durch welche der Weg jetzt führte, waren einförmig, zuletzt außerordentlich breit, bisweilen sehr feucht. Der Fußboden war oft kothig. Wir kamen vor alten, tiefen Verhauen vorbei, welche mit dem Pferdemiste ausgefüllt werden. Endlich verriethen sich die Pferdeställe durch ihren eigenthümlichen, stechenden Geruch schon in bedeutender Ferne. Sie sind in einem alten, weiten Verhaue angelegt. Zu beiden Seiten befinden sich geschlossene Abschläge aus übereinander gelegten Baumstämmen; in der Mitte lassen sie einen breiten Gang frei. In jedem Abschlage stehen 5 Pferde. Damals waren 36 Pferde

unten. Es machte einen eigenen Eindruck, hier Wohnungen lebender Wesen zu finden. Der Gang war von einer Laterne matt erleuchtet. Die Pferde waren wohl genährt, schnaubten, stampften, und sahen sich munter nach uns um Es ist nicht wahr, daß sie blind werden. Warum sollten auch die Pferde da blind werden, wo kein Mensch blind wird, der doch täglich aus der Tiefe an das Tageslicht kommt, und daher einen verschiedenen, starken Lichtwechsel ertragen muss. Die Pferde bleiben auch nicht immer unten in dem Bergwerke; wenn die Arbeit nicht stark betrieben werden kann, windet man einen Theil von ihnen durch den nämlichen Schacht in die Höhe, durch welchen wir herabgelassen wurden. Man muss natürlich andere Vorkehrungen treffen. Die Pferde sollen aber dabei fromm wie Lämmer sein, wahrscheinlich aus Betäubung. Oben werden sie zu den vorkommenden Arbeiten gebraucht, und man bemerkt nicht die geringste Veränderung an ihnen. Sie fressen in den unterirdischen Ställen nicht aus Krippen, die aus Salzstein gehauen sind, wie Zöllner irrig erzählt. Sie können gar nicht zum

Salze gelangen: denn die Hinterwand ist auch mit Holze verschalt. Einige Kammern neben den Ställen sind zum Futtervorrath eingerichtet. Der Pferdeknecht, welcher zu Wache des Nachts unten im Bergwerke schläft, hat kein so schlimmes Los, als man beim ersten Gedanken daran sich verstellt. Er ist unter lebenden Wesen, die er vielleicht mehr liebt, als die Menschen, und in der Sorge für dieselben findet er seine Unterhaltung. Außerdem wird er von seinen Kammeraden abgelöset, so daß er mehr Nächte über der Erde schläft, als in dem Schooße derselben.

Die Pferde werden keines weges zum Ziehen eines Salzwagens in den Strecken gebraucht; sie müssen die Göpel in Bewegung setzen, um die Salzlasten aus den tiefern Stockwerken durch die Schachte in die Höhe zu winden. Sind sie in einem tiefern Stockwerke nöthig: so führt man sie die große Treppe hinab. Doch giebt es eine Art Fuhrwerk hier; wenn nemlich die Pferde ihr Futter von dem Tagesschachte bis zum Stalle fahren müssen. Das stehet aber in keinem Zusammenhange mit dem Wagen in der Fabel. Dort

blitzen die Ladungen wie Edelsteine; hier sieht man nur Heu, Stroh und Hafersäcke. Zöllner hat auch den Wasserkasten gesehen, in welchen süßes Wasser von oben herab zur Pferdetränke geleitet wird. Mir ist er nicht gezeigt worden. Zur Erquickung der Arbeiter kann dieses Wasser nicht dienen: denn sie sind wohl Stunden weit davon entfernt, und da würde es wohl am rathsamsten sein, gleich von der Oberwelt ein Mittelchen wider den Durst mitzubringen. Fabelhaft ist es, daß ein Bach mit reinem süßen Wasser sich durch einen großen Theil des Bergwerkes ergieße.

Von den Pferdeställen setzten wir unsere Reise durch andere Strecken fort, und kamen wieder an die Kanzel, welche der gothischen Kapellenthür gegenüber in einer Vertiefung ausgehauen ist. Wir waren mithin in einem Kreise gegangen. Zöllner hat unter dem Schachte Janina noch eine Kapelle gesehen; ich bin nicht dahin geführt worden. Doch dieser Reisende hat wieder etwas Merkwürdiges nicht beschrieben, was mir jetzt gezeigt wurde, als wir vor der schon erwähnten Kapelle vorbei gegangen waren. Man machte mich vor-

her auf das, was ich sehen würde, zu aufmerksam, und spannte meine Erwartung zu hoch, als daß ich wirklich überrascht worden wäre. Wir wurden nemlich zum sogenannten großen Sale geführt. Dieser Sal ist ein Verhau; aber man hat ihn so bearbeitet, daß er gänzlich von Steinwänden eingeschlossen und nur durch eine Thür zugänglich ist. Es ist nicht zu läugnen, daß die Höhe erstaunlich ist; aber das Kleinliche und Geschmacklose, was man hier findet, störet den Eindruck.

In den Raum dieses Sales kann man recht gut eine Dorfkirche bauen; die Decke ist uneben, und drohet hie und da dem, sich so klein und schwächlich vorkommenden Beschauer mit ihren, durch große Risse getrennten Felsenbetten. Die Wände sind eben so wenig glatt bearbeitet. Man hat für Frauen, und vornehme Reisende, welche scheuen, tiefer in die Erde hinabzusteigen, alles angebracht, was unten zu sehen ist. Daher erblckt man an den Wänden Stufen, getrennte Salzbänder, erste Anfänge dazu, Anlagen von Strecken und dergleichen mehr. Wer von dem Anschauen dieser Dinge im Großen zu dem Sale geführt wird,

dem muss alles kleinlich und wie eine Spielerei vorkommen. In einer bedeutenden Höhe ist ein Chor für Tonkünstler in die Felsenwand eingearbeitet; Kronleuchter hangen von der Decke, und auf dem Fußboden stehen eine Menge von Vorkehrungen zu künstlichen Erleuchtungen, z. B. Pyramiden aus geöhltem Papiere mit bergmännischen Grüßen und Glückwünschen und dergleichen. Sehr schätzbar ist es, daß hier alle Seltenheiten des Bergwerkes niedergelegt sind. Allerlei Fossilien und Versteinerungen, die man im Gesteine findet, die verschiedenen Arten des Salzes, alle Krystallisationen, von den feinsten, stralenförmigen, bis zu den gröbsten, würfeligen oder kieselsteinartigen sind hier gesammelt. Man hört von der Pracht der Erleuchtung erzählen, wenn eine ausgezeichnet hohe Person das Bergwerk besuchte. In Fürstensäälen wird sie auf jeden Fall schöner sein; aber die Männer, die davon sprechen, lieben das Bergwerk, und wollen es auch von dieser Seite dem Reisenden bewundernswerth vorstellen. Die Thür zu dem Saale war sorgfältig verschlossen. Der Wiederhall der Musik soll wunderbar wirken, welches auch

schon der Schall unserer Stimme zu bestätigen schien.

Wir sahen in der Nähe noch mehrere Verhaue, die mit Thüren verschlossen waren. In einem hatte der Böttcher seine Werkstätte; in einem andern wurden Werkzeuge aufbewahrt; andere dienten zu Vorrathskammern für die leeren und vollen Salztonnen. Wir kamen bald zu dem Schachte Danielowice zurück. Die Bergleute hatten sich hier zahlreich versammelt, um sich aufwinden zu lassen. Eine Menge Sattel hingen an dem Taue. Wir setzten uns in die oberste Traube, und unter uns bildeten sich bald drei solcher Trauben. Unsere Höhenfahrt ging langsam, und wir wurden sanft dem Unterreiche entrückt. Das Tageslicht, welches in den Schacht fiel, wurde herzlich begrüßt. Oben schrieben wir unsere Namen in ein dargereichtes Buch. Zöllner erzählt, die Namen der Fremden hätten müssen von Zeit zu Zeit dem Kaiser eingesendet werden. Davon hat man mir nichts gesagt. Eben so habe ich kein Wort davon vernommen, daß man ein unterirdisches Wasser unten an einem gewissen Orte rauschen höre; vielmehr

versicherte mir Herr von Grubenthal mit Bestimmtheit, daß nirgends eine Anzeige von wildem Wasser gefunden worden wäre, und daß das Wasser, welches wir unten gesehen hätten, von oben herab in die Schachte dränge.

Ich erkundigte mich nach dem Schachte Leznow, in welchem eine Wendeltreppe von 470 Stufen zur Tiefe führt. Es wurde mir gesagt, daß er fast ganz einginge. Seine Unterhaltung kostete viel Geld, und sein Nutzen — wäre fast keiner. Hohe Personen sollten eigentlich hinunter geführt werden, wenn sie sich scheueten, auf die gewöhnliche Art hinabzufahren. Kaiser Joseph II. wäre der letzte gewesen, der 1773 hinuntergegangen und auch wieder heraufgestiegen wäre. Das eindringende Wetter beschädigte die Stufen, und füllte sie mit Schlamm und Unrath an. Doch erboth sich der gütige Oberbergrath von Seeling, die Treppe eiligst in Stand setzen zu lassen, wenn es der Prinzessinn gefallen sollte, am folgenden Tage das Bergwerk in Augenschein zu nehmen.

Außer den Schachten Leznow und Danielowice waren noch acht Tagesschachte

vorhanden, welche man zu Ausbringung des Gesteines gebraucht. Im Schachte Seraph sind gewöhnliche Fahrten für die Bergleute. Elf Leitern, jede zu zwölf Ellen, sind über einander auf Bühnen angebracht. Zwei Reihen dieser Fahrten sind einander gegenüber; eine dient für die Einfahrenden, die andere für die Ausfahrenden.

Wir kehrten zu dem Schlosse zurück, und wurden von dem Oberbergrathe von Seeling mit Gastfreundschaft aufgenommen, und mit einem Frühstücke bewirthet. Auch hatte sich ein Mann in einer großen Zopfperücke und kleinstädtischer alten Tracht eingefunden, der mehrere Arbeiten aus Krystallsalze auf einem Tische ausstellte. Er war sehr theuer mit seiner Ware. Das Salz war ganz rein und durchsichtig, wie Glas, nur daß es, seiner geringen Härte wegen, einen matten Blick hatte. Aeusserst selten wird es jetzt ausgebracht. In einer Gebirgsart, die Zuber heißt, und aus unreinem Salze besteht, das mit Sande, Gipsstein und Kieseln vermischt ist, wird es nesterweis gefunden, in kleinern oder größern Würfeln oder in dreiseitigen länglichen Gestaltun-

gen. Ein alter Bergmann, der vor mehrere Jahren gestorben ist, verstand sich gut darauf, solche Nester aufzusuchen, und aus den gewonnenen Krystallen allerlei Kleinigkeiten zu verfertigen. Von diesem stammten auch die mir zum Verkauf angebothenen Waren her. Sie waren etwas grob gearbeitet. Die größern waren aus mehreren Stücken zusammengesetzt, und diese durch hölzerne Pflöcke mit einander verbunden. Ich wählte ein Par Leuchter, und musste dafür 3 Gulden 30 Kreuzer Papiergeld, oder 1 Thaler 4 Groschen pr. Cour. geben. Diese Dinge sind nicht für die Dauer. Ich habe die Leuchter sorgfältig vor Nässe bewahrt; sie sind aber doch in Töplitz zerflossen.

So hätte denn der Leser eine wahrhafte Beschreibung des Salzwerkes zu Wieliczka. Gleichwie die Erzählung von diesem merkwürdigen Bergbaue übertrieben worden ist: so kann man auch annehmen, daß in den Beschreibungen anderer Naturseltenheiten die höchste Uebertreibung herrsche. Man sollte dergleichen Beschreibungen nicht auf Treu und Glauben nacherzählen, wenn man nicht verschiedene Berichte bewährter Männer, die wirklich die Sache

in Augenschein genommen haben, vergleichen könnte.

Die Reisenden, welche unterirdische Naturwunder, z. B. Grotten gesehen haben, beschreiben dieselben erst in ihren Zimmern, und da muss man sehr über sich wachen, daß die aufgeregte Einbildungskraft nicht einen losen Streich spiele, und statt der Wahrheit Trugbilder wiedergebe, einen Zauber über Gegenstände werfe, die man nicht mit voller Klarheit sich wieder vorstellen kann, oder die man nur flüchtig gesehen hat. Man hat oft nur einen allgemeinen Eindruck empfangen, und möchte doch gern am Pulte den künftigen Leser ins Einzelne führen. Lücken werden dann durch schöne Dichtungen ausgefüllt. Irrthümer können aber auch bei solchen Beschreibungen gar zu leicht vorfallen, und der gewissenhafteste Erzähler ist davor nicht sicher. Man siehet auf ein Mal an Ort und Stelle zu viel, die Umstände erlauben es nicht, sich schriftlich etwas anzumerken, und daraus kann leicht eine Vermischung und Verwechselung der Bilder in der Erinnerung entstehen.

Man liest sogar in Beschreibungen, daß

die Salzwerke zu Wieliczka die größesten Keller in der Welt weit hinter sich zurückließen; das ist nicht wahr. Die unterirdischen Gewölbe zu Rom, Neapel, Syrakus, und die Steinbrüche bei der letzten Stadt, so wie die Katakomben der Aegypter würden sich bei diesem Rangstreite melden.

Es ist aber auffallend, in welche Unnatur sich die Beschreiber hineindenken, wenn sie in Wieliczka dem Leser eine weite, unübersehbare und volkreiche Ebene mit Heerstraßen und Dörfern vormahlen, gerade so, als ob man sich oben auf der Erde befände, und nur das Himmelsgewölbe nicht als reines Blau, sondern als widerstralenden Krystall sich dächte. Die Verfasser haben eine glückliche Stunde gehabt, um sich in eine Feengegend mit Brilantenhimmel zu versetzen. Von dem Stralenschimmer kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man weiß, was ein Grubenlicht ist. Eine blecherne große Lampe, mit einem sich vorbiegenden, halben Biegel, hat einen starken Docht; über diesen ist Talg gegossen, so daß die Lampe damit angefüllt ist. Das ist ein Grubenlicht. Der Bergmann kann und

darf die Flamme nicht vergrößern: denn er bekommt seinen Theil Talg genau zugewogen, und wenn er mit demselben nicht ausreicht, so mag er sehen, wie er im Finstern zurecht kommt.

Höchst unwahr ist es, daß die oben zerschlagenen Balwanen auf einer besondern Mühle zu Pulver gemahlen würden. Die Tonnen, in welche das Salz gestampft wird, verschließt der Böttcher gleich unten im Bergwerke. Die Balwanen und Naturalstücke werden, wie Werkstücke aus den Steinbrüchen, auf Schiffen und Lastwagen verfahren, und die Verwaltung des Bergwerks bekümmert sich um das Zermalmen nicht. Wer sich Salz kauft, muss sich dasselbe erst zerstoßen, und es kommt oft sehr unappetitlich auf den Tisch: denn man nimmt sich nicht die Mühe, dasselbe fein zu zermalmen. Daher liegt das grüngraue, hie und da weiße Salz in Bröckchen und Blättchen zerquetscht, im Salzfasse.

Indess ist man nicht genöthigt, von diesem Salze Gebrauch zu machen. Die Salzsiedereien an den Karpathen, deren Anzahl über hundert steigt, liefern weißes, reines Sudsalz,

und selbst in Wieliczka wurde einst aus dem Wasser, das sich im Bergwerke sammelt, dergleichen gesotten. Man konnte aber durch die geltenden Preise die Kosten nicht decken, und ließ die Siederei eingehen.

Crakau.

Wir kamen gegen Abend nach Crakau zurück, welches uns durch seine angenehme Lage von dieser Seite sehr ergötzt hatte. Müde von der Anstrengung des Tages, hatte ich keine Lust, mich für heute noch umzusehen; doch ein nöthiger Gang zur Post führte mich durch mehrere Straßen, die breit, wohlgepflastert und mit schönen, großen Häusern bebauet waren. Ich kam vor dem ehemaligen Jesuitenkollegio vorbei, welches jetzt als Universitätsgebäude benutzt wird. Die Jesuiten haben hier, wie überall, weitläufig und groß gebauet, und es selten verfehlt, einen angenehmen Bauplatz zu finden. In den Straßen war es sehr lebhaft; der Handel wurde stark betrieben, da für den morgenden Sonntag noch so manche Bedürfnisse angeschafft wurden. Es

waren auch überall Kaufmannsladen, deren Fenster die anlockendsten Waren sehen ließen. Um ein Buch zu kaufen, trat ich in einen Buchladen, deren zwei in Crakau sind. Ich fand hier ein gutes Warenlager, aber der meiste Vorrath bestand aus Nachdruck, welcher in den österreichischen Staten geduldet ist. Doch waren auch viel echte Ausgaben deutscher Bücher vorhanden, und ich fand das gesuchte Buch vor. Es waren die damals erschienenen vertrauten Briefe über Preußen von Köln, in welchen die Gebrechen des preußischen States angezeigt, und daher die Unglücksfälle erklärt werden sollten. Der Buchhändler wollte mir das Buch nicht verkaufen, weil er schon wußte, wem ich angehörte, und befürchtete, daß er durch den Verkauf einer wider den preußischen Stat gerichteten Schrift an jemand im Gefolge der Schwester von der Königinn in Verlegenheit kommen könnte. Doch vertrauete er am Ende meinen Versicherungen.

Die Stadt war einst die Hauptstadt des ganzen Königreichs; die Könige wurden in derselben gekrönt; an Alter übertrifft sie alle Städte Polens; schon im Jahre 700 soll sie

erbauet seyn. Ihr jetziges erfreuliches Ansehen verdankt sie dem Unglücke: denn mehr als zehen Mal wüthete ein zerstörendes Feuer in ihren Mauern, und vertilgte das Alte. Selbst wenn die alte Metropolitankirche auf dem Schlosse nicht dem Feuer unterlegen hätte, würde die neuere seit dem Jahre 1320 nicht in ihrer Pracht da stehen. Das Schloß hat noch Theile aus älterer Zeit. Es liegt auf einem hohen Felsen, ist mit Festungswerken, die aber eingehen, umgeben, und schließt einen Bezirk ein, der mit einer Menge Häuser bebauet ist. Die eigentlichen Schloßgebäude, welche einen viereckigen Hof einschließen, in dem man durch festungsartige Thore gelangt, zeichnen sich keinesweges durch Schönheit und große Anordnung aus. Sie sind gediegen aus Stein aufgeführt, streben aber mit ihren Mauern, deren große Flächen nur durch kleine Fenster unterbrochen sind, zu kahl in die Höhe. Diese Gebäude waren zur Kaserne eingerichtet. Ein ganzes Regiment wohnte hier, eingeschlossen in eine Festung. Vor den Thoren stand Wache, welche keinen Soldaten ausgehen ließ, der nicht einen Erlaubnißschein vorzeigen konnte.

Wer nicht zu den Soldaten gehörte, konnte eingehen, musste sich aber bei dem Unteroffizier melden, und zu dem nemlichen Thore wieder ausgehen.

Am folgenden Tage (einem Sonntage) besuchte die Prinzessinn die Metropolitankirche, welche auf dem Felsen des Schlosses sich erhebt. Der Gottesdienst war zwar noch nicht beendet; aber in katholischen Ländern nimmt man keinen Anstand, Fremde während desselben umher zu führen, und mit lauter Stimme selbst neben dem Messelesenden am Altare die Merkwürdigkeiten zu erklären. Die Prinzessinn war von dem Gouverneur der Stadt, dem Fürsten von Hohenzollern, und einigen angesehenen Domherren begleitet; wurde daher auf alles aufmerksam gemacht, was wahrhaft merkwürdig ist.

Zu der Hauptthür der Kirche gelangt man auf einer hohen, breiten Treppe. Tritt man in die Kirche; so empfängt man einen tiefen Eindruck des Erhabenen, welches durch den ganzen Bau ausgedruckt ist. Zwei Reihen Pfeiler, die aus mehreren Säulen bestehen, und mit dunkeln Marmor überkleidet sind, un-

terstützen das Gewölbe, und theilen die Kirche in drei Abtheilungen. Vor jedem Pfeiler stehet nach dem Eingange zu, ein Altar aus schwarzem Marmor, theils mit einfacher Goldverzierung, theils mit schönen Bildhauerarbeiten, oder Zierrathen aus Edelsteinen prangend. Die Chöre haben Brustwehren aus durchbrochenem schwarzen Marmor und die durchbrochene Arbeit am Orgelchore ist vergoldet. Kein Gold, kein schwarzer Marmor ist gespart, doch selten aufs Kleinliche verschwendet.

In der Mitte der Kirche erhebet sich prächtig ein Grabmahl. Starke, metallene und wohlvergoldete Säulen von antiker Arbeit tragen eine hohe Kuppel, unter welcher der Sarg des heiligen Stanislaus steht. Er ist aus Silber in einfacher, kastenartiger Form; aber künstlich gearbeitetes Laubwerk aus starkem Silberblech breitet sich über seine Seiten aus, und Verzierungen sind im Geschmacke des Alterthums bis zum Ueberflusse angebracht. Er ruhet auf einem erhabenen Marmorunterſatze.

Das Ganze wird von einem ovalen eisernen Gitter umgeben; an demselben liegen stets Andächtige, betend, auf den Knien; Tag und

Nacht werden hier von den Geistlichen Gebete ausgesprochen, und zwei Lampen brennen ohne Unterlaß neben den Säulen.

Der heilige Stanislaus war Bischof zu Crakau, als Boleslaus der Zweite über Polen herrschte, der zwar tapferer Krieger, aber nicht als edler Mensch sich auszeichnete. Er hatte hohe Geistesanlagen, und war der erhabensten Gesinnungen fähig; aber die Rohheit seines Zeitalters riß auch ihn mit sich fort, und zog ihn in den Wirbel der gräßlichsten Schandthaten, Wollüste und Grausamkeiten. Die Wildheit seines Zeitalters zu bezeichnen, diene nur folgendes zum Beispiele. Im Jahre 1077 lag der König schon sieben Jahr gegen die Russen zu Felde. Sein Heer bestand aus Adeligen nach der Einrichtung damaliger Zeit. Die Frauen dieser Krieger mochten es nicht länger ertragen, daß sie von Männern entfernt wären, die sammt ihrem Könige an die Rückkehr nicht dachten. Sie schieden sich eigenmächtig von ihren Männern, banden das Hausgesinde von der Treue gegen dieselben los, und wählten sich unter den Knechten einen neuen Ehemann. Die Nachricht davon kommt ins

Lager, die Männer entbrennen im Zorn, rache-schnaubend wollen sie dem Lager entstürzen, und nach Hause eilen. Boleslaus, damals noch Herzog, will sie durch sein Verboth zurückhalten; aber sie trotzen dem Befehle, suchen die Heimath in rasender Eile. Doch hier finden sie die Thore der festen Wohnungen verwahrt, alles zur Vertheidigung bereit. Es erhebt sich ein Krieg der Männer gegen die Weiber und Sklaven, und es hält schwer, die Schlösser zu erstürmen. Aber dann floß das Blut von Tausenden der Weiber und Sklaven als Opfer der Rache. Boleslar, wüthend über den Ungehorsam seiner Krieger, die ihn dem Feinde preis geben, folgt dem Reste des Heeres, überfällt die Ungeteeuen, oft noch während ihrer blutigen Arbeit, und läßt die noch verschonten Weiber, so wie die rachenehmenden Männer haufenweis hinrichten. Als sich sein Blut abgekühlt hatte, und keiner jener Adeligen mehr übrig war, befahl er den Frauen, die das Schwert zufällig verschont hatte, Hunde, an die Brust gedrückt, auf dem Arme zu tragen, damit sie sich an die schimpfliche Handlung erinnerten, Knechte oder Sklaven geheirathet

zu haben. Noch in dem nemlichen Jahre ließ er sich in Crakau von dem Bischofe Stanislaus zum Könige krönen. Aber bald warf er den unvertilgbarsten Haß auf den Bischof, weil dieser nicht unterließ, im Gefühle seiner Würde, ihn durch Ermahnungen und Vorstellungen von dem Wege zum Verderben abzuwenden, und zu der menschlichen Würde zurück zu führen. Durch den Hauch der Verstellung suchte Stanislaus den ihm vorgehaltenen Spiegel der Wahrheit erst zu blenden; aber immer höher steigende Schandthaten, besonders als er die schönste Frau Polens, die Gattinn des Ritters Mszczislow, Christine, durch einen bewaffneten Haufen zu eigenem Besitze dem Gatten gewaltsam entreißen ließ — solche Schandthaten brachten den Bischof dahin, das äußerste zu wagen, dem Könige den Zutritt zu der Kirche zu verwehren, und ihm mit dem Banne zu drohen. Boleslaw trotzte dem Bischofe, und betrat mit seinem Gefolge die ihm untersagte Kirche. Der Bischof ließ sogleich den Gottesdienst endigen; die Gesänge schwiegen, die Priester verließen die Altäre. In dieser Verlassenheit von dem, was der Mensch für heilig

anerkennt, stand Boleslaw beschämt, doch ergrimmt unter seinen Rittern, den Tod des Bischofs fest beschließend, als dieser vortrat, dem König seine Laster vorhielt, und ihn noch einmal liebreich zur Besserung ermahnte. Schnaubend vor Wuth und furchtbar drohend, verließ der König die Kirche. Am 8. Mai 1079 erschien er mit gewaffneten Rittern vor der Michaeliskirche, und befahl ihnen, den Bischof, welcher eben vor dem hohen Altare den König in den Bann that, vor die Kirchthür zu schleppen. Die Ritter gehorchten; drangen in die Kirche, wurden aber durch das Gefühl des Heiligen, das sich in ihre rohe Brust drängte, und von dem frommen Blicke des ehrwürdigen, betenden Bischofes so zurückgeschreckt, daß sie wieder umkehrten. Ergrimmt trieb sie Boleslaw zurück; sie kamen zum zweiten Male ohne den Bischof aus der Thür des geweiheten Hauses. Der Grimm des Königs erglühete immer mehr, und als zum dritten Male die Ritter ihre Hand nicht an den Geweiheten des Herrn zu legen gewagt hatten, rief er: könnt ihr feigen, ausgearteten Memmen nicht den Pfaffen greifen! rennte mit brennendem

Kopfe in die Kirche, riss den Bischoff vom Altare, die Stufen herab, und hieb ihn mit dem Schwerte auf das Haupt, daß er todt niedersank. Die Rache erhielt noch das Blut siedend in den Adern; der wüthende Mörder befahl den Rittern, den Leichnam in Stücke zu zerhauen, und diese im Freien zu zerstreuen zum Fraße der Thiere.

Dieß konnte nicht ungerochen hingehen. Damals herrschte mit Allgewalt ein Pabst, Gregor der Siebente, sonst Hildebrand, der zwei Jahr vorher den deutschen Kaiser Heinrich den Vierten hatte zur Buße sich demüthigen, und ihn, in dem Schlosshofe zu Kanossa eingeschlossen, mit bloßem Kopfe und barfuß, drei Tage lang in dem härtesten Winter stehen lassen, ehe er vor dem frechesten aller Päbste vorgelassen wurde, um von dem über ihn ausgesprochenen Banne befreit zu seyn.

Nach Polen schlug auch der Blitzstral des Pabstes. Der König und das Land wurden mit dem Interdict belegt, d. h. allen Unterthanen wurde so lange das Tröstliche der Religion untersagt, und der Fluch des Himmels und ewige Verdammniss angedrohet, bis sie

ihren König vertilgt hätten. Boleslaus floh nach Ungarn, und soll die Last eines schändlichen Lebens durch freiwilligen Tod für diese Erde von sich abgeworfen haben. Stanislaus wurde zum Heiligen erklärt.

Vom Haupteingange rechts laufen an der Wand der Kirche Eingänge in angebaute Kapellen bis zum Bogen des Gemäuers hinter dem hohen Altare, und enden auch hier erst, wo der Bogen sich an die linke Seitenwand schließt. Diese Kapellen sind Gedächtnissmähler verstorbener Großen oder auch wahre Mausoläen, indem sie sich über den Gruften der Todten erheben, die Thüren sind verschlossen; aber einige von durchbrochener Arbeit.

Die erste Kapelle, noch an die Eingangsseite angebaut, ist die neueste. Der letzte König von Polen, Stanislaus August (Poniatowsky) ließ sie dem Andenken des Bischofs von Crakau, Soltyk, weihen. Dieser zeichnete sich als katholischer Eiferer aus. Denn als bald nach dem Antritte der Regierung des letzten Königes die protestantischen Stände auf dem Reichstage 1765 ihre verlornen bürgerlichen Freiheiten zurückforderten, war dieser Bi-

schof der Hauptanführer einer Parthei, welche sich mit dem wildesten Eifer gegen alle Duldung des protestantischen Adels setzte, und diese Stände, die man Dissidenten nannte, eben so, wie die Schutzjuden, behandeln wollte.

Die gedrückten Dissidenten verbanden sich 1767 mit einander zum Schutz und Trutz (sie conföderirten sich), und suchten Unterstützung bei dem russischen Gesandten, Fürsten Repnin. Russland nahm sich bereitwillig der Dissidenten an, um Gelegenheit zu haben, Polen zu züchtigen und zu entkräften. Es forderte völlige Freiheit für die Dissidenten, zu welchen sich alle Unzufriedene schlugen, und gab seinen Forderungen durch Heere Gewicht; der Krieg fing an zu wüthen, und seine Greuel dauerten fort, bis Polen im Jahr 1795 gänzlich zerrissen und aufgelöst wurde: denn eine Parthei erhob sich gegen die andere, eine Konföderation erzeugte die andere, und die Statsbürger, die gegen Statsbürger wütheten, gingen unter, wie Simson, der die Säulen des Fürstensales umriss, und zugleich mit den andern zerquetscht wurde. Russland suchte anfangs den Dissidenten zu dienen, wenn es die

erbittertsten Verfolger aus dem Wege räumte. Im Oktober 1767 ließ der Fürst Repnin die lauten Widersprecher, und unter diesen den Bischof Soltyk durch Kosacken in der Nacht überfallen, und sie gefangen nach Sibirien führen, damit ihre Hitze sich dort abkühlen könnte. Diese Begebenheit ist in erhabener Arbeit aus Alabaster auf Soltyks Denkmahle dargestellt. In dem mit eilenden Pferden bespannten Wagen sitzt der Bischof, in unwilliger, sich sträubender Stellung, und scheint um Hilfe zu schreien. Aber die Kosacken sind taub und jagen mit ihm fort. Der nicht-katholische Fremde muss das Lächeln zurückhalten, wenn ihm der Kirchendiener (Kustos heißt es hier) den guten Bischof gern als Märtyrer, der für die Religion so viel gelitten hätte, darstellen möchte.

Die sechste Begräbnisskapelle ist die merkwürdigste. In ihr wird das Andenken der Siegismunde, welche den polnischen Thron wahrhaft zierten, im eigentlichen Sinne verherrlicht: denn Pracht und Geschmack herrschen sowohl in der Anlage, als in der einzelnen Ausführung und Verzierung dieser Todtenhalle.

In der Tiefe der Erde ruhen in besondern Gruften die Ueberreste Siegismund des Ersten, der von 1506 bis 1548 regierte, und in einem Alter von 82 Jahren starb, dann Siegismund des Zweiten, August, der von seines Vaters Tode bis 1572 den polnischen Thron besaß, und mit seinem Tode das Geschlecht der Jagellonen beschloss, so daß Polen nun ein völliges Wahlreich wurde; endlich lieget die Schwester des letzten neben ihrem Bruder und ihrem Vater in der Gruft. Sie hieß Anna, und wurde am 14. Dezember 1575 zur Königinn von Polen ausgerufen, nachdem der 43jährige Fürst von Siebenbürgen, Stephan Batory sich erklärt hatte, diese beinahe 60jährige Prinzessinn zu heirathen, und von ihr die Krone Polens anzunehmen. Sie überlebte ihren Gemahl, der 1586 starb, noch einige Jahr.

In der Kapelle stehen an den Wänden drei Denkmähler aus Marmor; auf jedem liegt aus fleischfarbenem Marmor gehauen, in damaliger Tracht, die Person, deren Andenken erhalten werden soll. An der linken Seite von dem Eingange befindet sich das Grabmahl des Vaters;

diesem gegenüber an der andern Seite erhebet sich ein Altar, dessen hintere Wnd, nach Art der alten katholischen Altäre, doppelte Thüren hat. Die Thüren enthalten ganz vorzügliche Gemählde aus der Geschichte des Heilandes; sie gehören zu den schönsten italienischen Kabinetsstücken. Nach geöffneten Thüren erblickt man die Wand des Altars in Felder getheilt, auf welchen die Siege des Königes in Silber erhaben gearbeiret sind. Ueber der Thür der Kapelle hangen drei Gemählde, von denen eins den König Siegismund I., die beiden andern seine Tochter darstellen. Sie sind sehr alt; wahrscheinlich haben jene Personen dazu gesessen; aber sie empfehlen sich nur durch ihr Alterthum, nicht durch Kunst, desto merkwürdiger ist die hohe Kuppel der Kapelle, welche das Licht in die Tiefe herabsendet, und durch dieses herrliche Wirkungen hervorbringt. Diese Küppel ist in den schönsten Verhältnissen gearbeitet, und geschmackvoll verziert. Der Baumeister hat aber auch Bartholo Florentino, oben an die Wölbung gesetzt, damit das Werk den Namen verewige. Von außen ist die Kuppel mit kupfernen Schuppen gedeckt, die stark

vergoldet sind, und seit so langer Zeit noch ihren blendenden Glanz behalten haben.

Die Gruft des vorhin genannten Königes Stephan Batory ist hinter dem hohen Altare mit einer Kapelle überbaut. Durch eine gothische Thür tritt man in dieselbe; sie ist in großem, aber rohen Style erbaut, die Verzierungen sind einfach, aber schwer; die Wände sind mit dunkeln rothbraunen Marmor überzogen, der innere Raum ist mit Kirchensitzen aus starkem Holze angefüllt, welche gegen einen marmornen Altar gerichtet sind, an dem Messe gelesen wird. Links an der Wand stehet das Grabmahl, auf dem der Held, aus rothem Marmor gehauen, im Ritterharnische liegt. Die Füße sind steif über einander gelegt, und stören den Eindruck sehr, den das Ganze machen könnte. Die rechte Hand ist so gelegt und geschlossen, als ob sie etwas hielte, und an feierlichen Tagen hält sie auch wirklich ein goldenes Zepter, welches unterdeß wohl verwahrt wird. Von der Decke herab hangt eine eherne, immerfort brennende Lampe, deren einsames Licht in der Dämmerung dieser Todtenhalle die Schwermuth anspricht, und da,

wo alles kalt und todt ist, noch stilles Leben und Lebenswärme zeigt.

Johann Sobinsky, der Befreier Wiens von der Türkenplage, hat keine Kapelle erhalten. Sein Denkmahl aus Marmor stehet frei hinter dem hohen Altare, und hat ein alabasternes Basrelief, das sich vor den übrigen Verzierungen vortheilhaft auszeichnet, und den berühmten Sieg des Königes darstellt.

Des Nachmittags besahe die Prinzessinn die Kunstsammlung des Domdechanten, der an der Domkirche wohnt. Dieser geistliche Herr hatte sein Vermögen dazu angewendet, Kunstschätze zu sammeln, und viel treffliches von Gemählden, Schnitzwerken, kleinen Kunstsachen, und Alterthümern in seinen Zimmern aufgestellt, welche noch den Vorzug hatten, daß man fast aus allen Fenstern in die reizende Ferne blicken konnte.

Ich muss hier noch einer Begebenheit erwähnen, die freilich neben der Beschreibung einer Kirche den passenden Ort nicht findet; aber doch einen Blick auf die Geistlichkeit zu werfen gestattet. Am Morgen des Sonntages waren drei Soldaten auf einer Wiese vor der

Stadt gehängt werden. Sie waren Polen, hatten ihren Posten verlassen, und durch die Flucht dem Soldatendienste zu entkommen gesucht. Das Leben der Ausreißer war in den österreichischen Staten in die Hand des Befehlshabers beim Regimente gelegt. Er konnte sie zwei Tage lang Spissruthen laufen oder hängen lassen, wie er es den Umständen nach nöthig fand. Wurde das Ausreißen zu stark: so wurde gewöhnlich gegen die Ergriffenen mit der Strenge des Stranges verfahren. Kaum waren jene drei, an Pfählen aufgebundenen Ausreißer todt, als sich Bettelmönche einfanden, und an die Pfähle stellten, nachdem sie vor sich ein Tuch ausgebreitet hatten. Sie sprachen die Barmherzigkeit der Vorübergehenden an, um auf das Tuch Geld zu werfen, damit viel Seelenmessen für die Gehängten gelesen werden könnten. Ich hätte ihnen zurufen mögen: wenn eure Seelenmessen wirklich Wohlthat für die geschiedenen Seelen sind, warum liest eure Barmherzigkeit diese Seelenmessen nicht umsonst? warum treibt ihr Handel mit dem Heiligen, und stellt euch an den Schandpfahl, um den mitleidigen Laien

aufzufordern, erst euch zu bezahlen, ehe ihr ein gutes Werk thut, dessen Ausführung euch Priestern verliehen seyn soll.

Den barmherzigen Crakauern fielen indessen diese Gedanken nicht ein. Sie warfen Kupfermünzen in die Tücher, so daß große Haufen von Kreuzern entstanden; und die Bettelmönche werden am Abende zu schleppen gehabt haben. Hoffentlich haben diese barmherzigen Brüder gewünscht, noch recht oft auf diese Art sammeln zu können.

Am 29sten fuhren wir von Crakau ab. Ich hätte gewünscht, länger da bleiben zu können. — Von hier fängt die Kaiserstraße an. So benennt man die breiten, mit Kunst und viel Kosten angelegten Heerstraßen, durch die Länder des österreichischen Kaisers; sie sind so fest und eben, daß die Wagen zu jeder Jahreszeit auf ihnen hinrollen. Gewöhnlich sind zu beiden Seiten Reihen von Obstbäumen gepflanzt, welche schon ein hohes Alter, und mitunter eine erstaunliche Größe erreicht haben. Die Früchte dieser Bäume sind den Vorübergehenden preis

gegeben; welches den menschenfreundlichen Willen der Statsverwaltung beweist, aber nicht als wohlthätig sich bewährt: denn der Reisende kann nur selten durch Aufopferung seiner Zeit und Kraft zum Genusse einer Frucht gelangen, die er gern bezahlte, wenn sie ihm am Wege angebothen würde. Niedere Zweige bleiben entweder gar nicht, oder sie haben keine Früchte: denn sie werden entweder ganz abgerissen, oder schon der Früchte beraubt, wenn sie noch unreif sind. Im Ganzen stehen die Bäume schon leer, wenn andere erst die reifen Früchte in ihrer Lieblichkeit darbiethen: denn müßige Bursche in der Gegend machen sich zu zeitig das Vergnügen, Obst zu sammeln, und bestreben sich, einander zuvorzukommen. Daß dabei die Bäume nicht geschont werden, ist leicht zu denken. Zur Obstzeit siehet man daher die Bäume ohne Obst, ihrer Blätter beraubt, mit zerrissenen und zerbrochenen Aesten dort stehen. Würde das Obst, wie in andern Ländern, verpachtet: so fände der Reisende für geringes Geld eine Erquickung der Natur an der Straße bereit. Die Gegenden wurden mehr und mehr reizender, je weiter wir bergan nach dem zwei

Meilen entfernten Mogylany kamen. Die Aussicht nach Crakau zurück, ist unbeschreiblich schön. Alles, was nur in den reizendsten Verhältnissen in einer Landschaft zusammenstellen, und zu Augenpunkten anbringen kann, findet man hier. Die Pracht einer Stadt im Mittelgrunde, die reizendsten Höhen, die lachendsten Ebenen, durchschlängelt von leuchtenden Gewässern, der reichste Schmuck des Gehölzes, der sanfte Farbenwechsel der Getreidefelder, die wohlthätigen, das Auge erquickenden Teppiche der Wiesen der fernen Städte, die zerstreueten Dörfer mit reinlichen, friedlichen Häusern und ehrwürdig emporragenden, großen Kirchen, die überraschend hingeworfenen Felsen und Berge mit Trümmern der Vorzeit, wo in der belebtesten Umgebung einsam und traurig ein dunkler Thurm, ein Burgthor, oder eine allein dastehende Hauptmauer sich erhebt, durch deren Fensterlücken der Himmel freundlich herüberblickt, die hellen Straßen, und endlich das Leben, welches die Thätigkeit der Menschen hervorbringt — alles dieses zusammengenommen, weißt zur Entzückung hin. Man wird gleichsam aus sich selbst gesetzt, und

möchte sich mit dem unendlich Schönen verschmelzen, und in das ausgegossene Meer der Herrlichkeit Gottes zerrinnen. Es ist dieß ein Zustand, in dem der Mensch rein geistig, nicht mehr körperlich da ist. Bis zum Posthause zu

Mogilany

hatten wir vor uns die Höhe, welche uns die Aussicht nach vorn verwehrte. Das niedliche, an der Straße erbauete Posthaus liegt reizend. Als ich das Herrliche der Aussicht nach Crakau pries, verwies mich der Postmeister auf ein überraschenderes Schauspiel, wenn ich hundert Schritt vom Posthause mich auf dem höchsten Punkte der Anhöhe befinden würde. Ich beendete meine Geschäfte in Eil, um die Höhe zu erreichen, ehe der Wagen abführe. Ich langte an. Welch eine Ueberraschung! Rings im Kreise stand mir die Aussicht offen; aber mir war die reizendste. Die Karpathen lagen vor mir mit ihren saftgrünen Vorgebirgen, mit den höher aufsteigenden dunkeln Waldgebirgen, und den blau in die Luft strebenden höchsten Höhen, die eine Reihe von Kegeln, Kuppeln und Dächern bildeten. Von meinem

Stande zog sich die Straße, den Berg hinab in ein reizendes, weit ausgedehntes Thal, das sich in die blaue Ferne erstreckte. Die Landschaft hatte viel Grün; aber ein Grün, wie im Frühlinge, wenn in jugendlicher Fülle der Schmuck der Natur aus der Erde quillt. Die unzähligen Dörfer, die Städte mit vielerlei Thürmen zeichneten sich desto mahlerischer aus, und vor allem wurde das Gemählde durch den Schatten gehoben, den die Karpathen auf einen Theil der Gegend warfen. Im Schatten, doch an den Zinnen beleuchtet, lagen die Trümmer der Landskron, einer alten, großen Burg, wodurch die Freundlichkeit des weiten Theles noch mehr erhöhet wurde, in dem ein Auferstehungsmorgen angekommen zu seyn schien. Der Mensch ist geneigt, und kann es nicht lassen, den Dingen in der Natur Gedanken zu geben, und die Gefühle, die in ihm entstehen, gleichsam als Aeußerungen der Gegenstände anzunehmen; daher sprechen zu ihm der Baum und die Quelle; die Wiesen und die wogenden Felder riefen ihm ihre Namen am Frühlingsmorgen zu, und der rauschende Wald, wie der einsame Dornstrauch,

von dessen Spinngeweben der Thau träuft, leben vor ihm, genießen ihr Leben nach ihrer Art, und scheinen nach ihrer Eigenthümlichkeit einen schönen Gedanken zu predigen. Was werden die Leser einen alten hohen Thurm denken lassen, der mit seinen Lücken, durch welche die Sonnenstralen fallen, aus dem Schatten eines hohen Gebirges einsam hinschaut auf die Herrlichkeit der samigen, belebten Ferne, und Jahrhunderte so hingeschauet hat?

Der zwölf Meilen lange Weg über Mogilany, Isdebnik, Wadowitz und Kenty bis Bielitz wurde bald zurückgelegt. Außer der Unterhaltung, welche die herrlichen Gegenden gewährten, war eine stete Abwechselung auf der Heerstraße erfreuend. Hier zeigte sich immer Leben. Bald kam ein Wagen aus Wien daher gerollt, bald jagten Bauern vorbei, bald eilten wir vor schweren Fuhrmannswagen vorüber. Die Trachten der Landleute hatten sich geändert, die altdeutsche Tracht war gewöhnlich; die Weiber hatten die Röcke, wie in Sachsen, geschürzt. Von den Karpathen herab breiten sich die rüstigen Bergbewohner über die Ebenen aus, um als Tagelöhner ihren Erwerb

zu finden. Man nennt sie gewöhnlich Wallachen. Ihr Körper ist wohlgebaut, stark, aber gewandt; ihr Gang ist leicht und sicher; ihr Gesicht hat edle Züge; aber Muth und Kühnheit blickt aus ihrem Auge. Ihre Kleidung bestehet aus einem kurzen bis zur Hälfte des Oberschenkels reichenden Rocke aus braunem Tuche, welcher weite Schöße hat, und hinten nicht aufgeschlitzt ist (er ist eben so geschnitten, daß er die Brust nicht bedeckt, welche, wie der Hals, zu jeder Jahreszeit nackt bleibt); aus langen, meistens hellblauen Beinkleidern von ungarischem Schnitte, und aus zugeschnürten Halbstiefeln. Auf dem Kopfe erhebt sich eine runde, hohe, oben flache, schwarze Filzmütze; das Gesicht ziert ein Schnurrbart. So begegneten uns viel einzelne dieser Wallachen, eine Axt auf der Schulter tragend, das Werkzeug, welches sie von ihrer Heimath zugleich als Waffe mitnehmen. Trugen sie den Rock auf der Schulter, so war ihr Oberleib nur von einem Hemde bedeckt, das um den Leib gegürtet war, und über den Gürtel hinabhing.

Vor Bielitz fuhren wir eine Anhöhe hinan;

oben auf derselben bezauberte ein neuer Anblick der schönen Natur. Eine Viertelstunde entfernt lag Bielitz freundlich unten am Fuße der Anhöhe, die ganze Gegend umher war nichts als Grün in der verschiedensten Abwechselung, und die Sonne, welche nun im Abende uns zur Rechten stand, brachte durch die Beleuchtung eine Wirkung hervor, die nur empfunden, nicht beschrieben werden kann. Wir stiegen aus, um den Berg hinunter zu gehen; es war uns höherer Genuss, den Boden zu betreten, der gleichsam durch die Wirkung der Natur geheiligt worden war. Das frische Leben der Pflanzenwelt, das uns überall ansprach; die Farben der Gesundheit und Lebensfülle, die unsere Augen bezauberten, die Wiesendüfte, die uns umwallten, und die überall vertheilten Bäume vom schönsten Wuchse, die nur in der Freude des Lebens sich so hoch gehoben und zusammengesellt zu haben schienen, alle diese Eindrücke erregten so viel Gefühle auf einmal, daß es mir in der Brust bangte, und Wonne gewesen wäre, mich niederzuwerfen, mit dem Wunsche, ganz in ein ewiges Gefühl des Schönen aufgelöst, und mit der

heiligen Kraft, vereinigt zu werden, die das Herrliche und Schöne hervorruft.

Mit der schönen Natur stimmte die Heiterkeit der Menschen und die Freundlichkeit der Wohnungen überein; überall erblickten wir Beweise des Wohlstandes. Das Städtchen

Bielitz,

liegt, nebst einem herrschaftlichen Schlosse, an dem Flusse Biel, welcher das österreichische Schlesien von Gallizien scheidet. Der diesseitige Theil der Statt gehörte einst zu Polen, und heißt noch Biala, weil die Polen den Fluss Biel Biala nennen. Die Brücke über den Fluss, fast in der Mitte der Stadt, verband einst zwei sich fremde Völker zu friedlichem Vereine und lebhaftem Handel, der besonders damals blühete, als noch die verschiedenen Handelsverbothe der beiden Regierungen galten. Jetzt ist Tuchhandel die Hauptquelle des Wohlstandes. Die Juden sind nicht mehr polnisch gekleidet; unter ihnen finden sich einige reiche angesehene Männer, die wichtige Geschäfte treiben.

Welch ein Unterschied der Menschen im

österreichischen Schlesien und im Innern Polens! Sie sind lebensfroh, thätig, freimüthig und fühlen sich als Menschen; ihre Lage giebt ihnen Gelegenheit, zum Wohlstande zu gelangen, und nichts hindert sie, ihre Kräfte für eignes Wohl anzuwenden; ihre geistigen Anlagen entwickeln sich frei, kein Druck hält das Wirken des Geistes zurück, selbst jetzt nicht einmal mehr das Gewicht der katholischen Geistlichkeit, welche die abergläubische Ehrfurcht des Volkes verloren hat.

Zum heitern Sinn des Menschen in diesen Gegenden trägt aber besonders die Natur bei, welche in ihrer Fülle und Schönheit das Gefühl anspricht, und durch den Reichthum ihrer Gaben den Lebensgenuss erleichtert und erhöht. Leicht wird es dem Menschen, hier zu leben; er darf sich nicht als ein Lastthier betrachten, das sich nur vom Morgen bis zum Abende anstrengt — um für die Arbeit des folgenden Tages zu leben. Lebensmittel aller Art waren in Menge vorhanden, besonders aber war der köstliche Ungarwein billig und vortrefflich zu haben; und es ist wirklich kein Wahn, daß die Menschen freieren Geistes und offenern Herzens

in den Gegenden sind, wo die Flasche Wein auf dem Tische des Bürgers glänzt. Er fühlt sich höher gestellt, und entwickelt in sich den Sinn für das Bessere und Edlere, wenn er Theil nehmen kann an den edelsten, besten Spenden der Natur; man vergleiche ihn nur mit dem, der sich, wie im Norden von Deutschland, den ganzen Tag von Ertoffeln nährt, und schlechten Kornbrantwein trinkt, vielweniger mit jenen, die zur Thranflasche greifen, und an einem Streifen von gedörrtem Seehundfleische nagen. Nicht überall ist der Boden in Schlesien der Gebirge wegen dem Getreidebau günstig; aber dafür ist die Viehzucht desto ergiebiger, und der Gebirgsbewohner gehört in der Einfachheit seiner Lebensweise zu den glücklichsten Menschen.

Die Häuser in Bielitz haben kein schönes, aber bei aller Alterthümlichkeit ein freundliches Aeußere. Der Gasthof, in welchem wir wohnten, war im Innern nach altdeutscher Art eingerichtet. Wir fanden nicht viel Abtheilungen in dem großen Raume; aber desto mehr Geräumigkeit in den Abtheilungen, alles derb und schwer; doch gediegen und fest,

viel Holzaufwand und viel Holzverzierungen; aber eben dadurch den Geist der alten Zeit uns darstellend, der auf dem Haltbaren beharrend, und der Abwechselung und der Neuerung fremd, die Häuser für Jahrtausende bauen, das Schwere verzieren und für das Auge durch Schnitzwerk leichter machen ließ, fromme Sprüche und den Namen des Mannes und der Frau überall gern anbrachte, und die Treue und das Hochzeitkleid wohlerhalten mit in das Grab legte.

Am 30. Juni kamen wir den Karpathen immer näher; die Gegend wurde immer bergiger, fast jede hundert Schritte eröffnete sich eine neue reizende Aussicht, so daß die Mannichfaltigkeit der Naturgemählde uns die reichste Unterhaltung und die reinsten Lebensgenüsse gewährte. Doch wer hier ganz die Fülle des Schönen genießen will, darf keinen andern Zweck der Reise haben, als die Schönheiten der Natur aufzusuchen. Wir mußten vorübereilen, und sahen am heutigen Tage so viel, daß die schnell sich entfernenden und von andern verdrängten Bilder von der Einbildungskraft nicht festgehalten werden

konnten. Bald waren wir bei dem Städtchen.

Skotschau, (3 Meilen von Bielitz) wo wir zum letzten Male über die Weichsel fuhren. Ich nahm Abschied von dem jugendlichen Strome mit einem sonderbaren Gefühle. Ich hatte ihn in höchster männlicher Größe gesehen, uud beim Wiederbegegnen immer noch bedentend genug gefunden; jetzt floss er im engen Ufer dahin, selbst zu schwach sich einen Namen zu erwerben, wenn sich nicht so viel schlesische Gewässer und alle die Flüsse und Bäche, über die ich gekommen war, besonders die Sola bei Kenty und die Skaura bei Wadowice mit ihm vereinigten, um ihn schon bei Crakau schiffbar zu machen. Die Weichsel entspringt ungefähr 6 Meilen von Skotschau, unfern dem Dorfe Weichsel, aus dreifacher Quelle in den Karpathen, welche bis nach Skotschau sich vorstrecken, und hier am weitesten nach Schlesien setzen. Kurz hinter Skotschau mussten wir über den Bergrücken fahren, welcher, als äußerster Arm der Karpathen, sich noch einige Meilen nach Mitternacht erstreckt. Das Städtchen, in welchem wir schnell die Pferde wechselten, war

fest gebauet, wie die Städte in diesem Theile Schlesiens überall und hatte ein altes Schloss. Wir fanden von hier an häufig aus Stein gewölbte Lauben an den Häusern der Märkte, und auf den Markten Dreieinigkeitssäulen. Diese sind gewöhnlich dreiseitige Pyramiden, die auf einem, mit Stufen versehenen Fußgestlle ruhen, und an ihren drei Seiten bildliche Erinnerungen an die drei Personen der Gottheit darstellen. Gewöhnlich ist die Bildhauerarbeit schlecht und schwer; aber meistentheils sind Engel und Weiken nicht gespart; ich sahe eine, um welche sich die Wolken, die noch dazu himmelblau angemahlt waren, wie ein Blumengewinde wanden. Zwei Meilen des besten Weges über Berge, durch fortdauernd reizende Gegenden hatten wir zu fahren, um nach

Teschen

zu kommen. Diese Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, welches einen Theil des östreichischen Schlesiens ausmacht, liegt an dem Flusse Elsa, der ebenfalls von den Karpathen kommt, die Mitte des Fürstenthums durcheilt, und an der preußischen

Grenze die aus Mähren daherschweifende Oder verstärkt. Die Stadt, welche gegen 600 Häuser zählt, ist reinlich und angenehm. Die Gebäude fallen in die Augen, und empfehlen sich durch Gediegenheit. Am Markte stehen große und schöne Häuser; das Rathhaus zeichnet sich vorzüglich aus; und das hiesige Nonnenkloster kann durch seine schöne Lage am Markte den eingesperrten Nonnen die Einsamkeit sehr erträglich machen. Der Wohlstand der Stadt kündigt sich überall an. Der starke Durchgang der Waren, bedeutender Tuchhandel und eine Gewehrfabrik bringen Leben in die Stadt und geben Nahrung den Bürgern. Das alte fürstliche Schloss auf einem Hügel wird von dem Administrator des Fürstenthums bewohnt; in der Stadt wohnten manche angesehene und vermögende Männer aus freier Wahl, und der Prinz Biron hatte sich hier ein Haus mit viel Pracht eingerichtet. Als ein ehrwürdiges geschichtliches Denkmahl betrachtet man hier das Haus, in welchem der sogenannte baierische Erbfolgekrieg durch den Friedensschluss am 22 Februar 1779. zwischen Oesterreich, Preu=

ßen, Pfalz und Sachsen beendet wurde. Der Fremde läſſt ſich zu dem Hauſe führen, das ſich aber durch nichts vor andern auszeichnet, als durch eine Inſchrift, welche jene Begebenheit erzählt. In der hieſigen Gewehrfabrik wird eine beſondere, kunſtreiche Art Feuergewehre, die unter dem Namen Teſchucken bekannt iſt, verfertigt; ich hatte nicht Zeit, dieſe Fabrik zu beſuchen. Das Fürſtenthum Teſchen gehört dem ſächſiſchen Prinzen Albrecht, Vatersbruder des Königs Friedrich Auguſt von Sachſen. Er erhielt das Fürſtenthum als Mitgabe ſeiner verſtorbenen Gemahlinn, der Erzherzoginn Marie Chriſtine, Tochter Kaiſer Franz 1., mit welcher er ſich 1766 vermählte, — und nennt ſich Herzog von Sachſen-Teſchen.

Noch 3 Meilen hatten wir bis zur mähriſchen Grenze, welche von dem Fluſſe Oſtrawitz bezeichnet wird, der ſich in die Oder ergießt. Wir fanden noch bergige Gegenden und den Geſichtskreis mit Waldgebirgen umgürtet. Das Städtchen

Friedeck,

zu dem wir zuletzt gelangten, liegt an der

Ostrawitz, hat angenehme Umgebungen und ein freundliches Ansehen. Ein Schloss, dem Grafen Praschma gehörig, liegt auf einem Berge, wie eine kleine Festung. Jenseit des Flusses liegt das mährische Städtchen Mi-steck, das zur Herrschaft Hochwald, dem Ta-felguthe des Erzbischofs von Ollmütz, gezogen, und eben so groß wie Friedeck, aber schlechter gebauet ist; der Bürger treibt viel Ackerbau; aber der Boden ist sehr mittelmäßig. Besser sind die Wiesen; daher viel Viehzucht.

Von hier änderte sich die Landschaft. Die Karpathen, uns zur Linken, entfernten sich im-mer mehr; rechts streifte der Blick über ebene Fluren zu den fernen Sudeten, deren Fuß, von der Oder bespült, immer näher zu uns zu treten schien, je weiter wir westlich fort-rückten. Vor der kleinen Stadt Freiberg blickten links, aus der Ferne, weitläuftige Trümmer einer alten Burg zwischen der Oeff-nung zweier Berge vor. Es ist die alte Burg Hochwald, welche der ganzen erzbischöfli-chen Herrschaft Hochwald den Namen gegeben hat. Auf steiler Höhe breiten sich noch die starken, von keinem Feinde, der je in das

Land gefallen ist, überstiegenen Mauern aus; ohne Dach stehen die hohen Wände und Thürme einer Feste, die bis vor 60 Jahren der Sitz eines bischöflichen Amtes, und das Statsgefängniss strafbarer Geistlichen im mährischen Kirchensprengel war. Aber das Schloss war zu beschwerlig zu ersteigen; am Fuße des Berges wurden neue Wohnungen, zum Theil aus Steinen der Burg erbauet; diese wurde verlassen, und dem Verfalle hingegeben. Doch in ihren Trümmern ist sie ein vortrefflicher Augenpunkt für den Reisenden. Eine gleiche Ansicht gewährte uns auf dem Wege der nächsten Poststation, zwischen Freiberg und Neutitschein, das alte Bergschloss Stramberg, welches auf einer letzten und zwar bedeutenden Höhe der Karpathenstralen mit zerfallnen Mauren vorragt. Unten am Fuße des Burgberges, aber auch noch im Gebirge, liegt das arme Städtchen Stramberg, bewohnt von dürftigen Handwerkern. Als im Jahre 1241 die Tartaren Polen und Mähren verheerten, flüchtete das Volk aus der offenen Gegend in diese Burg, und befestigte sie noch mehr. In der Folge der Zeit kaufte die Stadt Neutitz-

schein Städtchen und Burg Stramberg, und musste sich verbindlich machen, die Burg zu erhalten. Aber im siebzehenten Jahrhunderte verlor die Stadt ihre Besitzung wieder, und die Burg wurde öde. — So lange die alten Burgen noch gesehen werden konnten, hing mein Blick an ihnen. Was ist es doch, das den Menschen so sehr an dieselben ziehet? Die Phantasie wird mit so viel Bildern der Vorzeit beschäftigt, die bei dem einen Grausen, bei dem andern Bewunderung erwecken, und es gewährt uns immer neues Vergnügen, uns in das Leben einer Vorzeit hineinzudenken, uns sinnlich in dieselbe zu versetzen, indem wir ihre Werke schauen, die Spuren, die die Zeit vertilgt, aufzusuchen, das Unkenntliche zu deuten, das Geheimnissvolle zu erklären und die Lücken im Bilde auszufüllen. Und mit der Größe, welche die Ueberreste andeuten, wird die Phantasie um desto mehr fortgerissen, je tiefer wir eine Herrlichkeit der alten Zeit empfinden. Auch der Ungebildete blickt mit andern als gewöhnlichen Gefühlen eine Burg an, theils scheint ihn alles so grauenvoll heimlich, woruber das Dunkel der

Vergangenheit schwebt, theils spricht die Burg zu ihm desto mehr, je kindlicher er ist, und je deutlicher sich ihr Alter ankündigt.

Wir kamen gegen Abend nach

Neutitschein,

sieben Postmeilen von Teschen. Hier übernachteten wir in einem stattlichen Gasthofe, der schon durch die Nettigkeit in allem, was zur Bequemlichkeit gehört, von dem Zustande der Stadt zeugte. Diese Stadt liegt wohlgebaut in einer grasreichen Ebene, welche der starken Rindviehzucht wegen das Khuelandel (Küheländchen) genannt wird. Die Häuser auf dem ziemlich kleinen Markte, an welchem wir wohnten, hatten Lauben aus steinernen Pfeilern, und waren fest, nach alter Art, gebaut. Das Pflaster war sehr gut. Eine Dreieinigkeitssäule, bei der des Abends Laternen brannten, vereinte mit dem Begriffe des Gediegenen, den die Häuser gaben, den Begriff des Frommen, das bei unsern Vorfahren überall vortrat. Freilich hatte die Stadt in dem mittlern Zeitalter den Namen einer frommen in den Augen der Katholiken nicht verdient: denn ihre Einwohner wa-

ten der evangelischen Lehre eifrig ergeben, und gehörten mit zu denen, welche im Jahre 1619 dem Kaiser Ferdinand II. den Gehorsam aufsagten, und mit den Böhmen vereinigt, den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich den 5ten, zum Könige von Böhmen und Mähren wählten. Schon früher hatten die Vorfahren dieses Ferdinand II. das Luthertthum auszurotten, und alle den Evangelischen bewilligte Freiheiten wieder aufzuheben gesucht. Ferdinand II., von Jesuiten geleitet, glaubte ein heiliges Werk zu thun, wenn er die Verirrten in Oesterreich mit Gewalt, mit Galgen und Rade, auf den rechten Weg zurücktriebe; die Böhmen und Mährer wollten ihn daher lieber nicht Besitz von dem ihm zufallenden Throne nehmen lassen. Böhmen wurde indeß schon im Jahre 1620 durch die unglückliche Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag unterworfen; die fürchterlichsten Strafen blieben nicht aus, und die Geißel des Papstes, die Jesuiten, welche vertrieben worden waren, kehrten zurück. Die Stadt Neutitschein wurde empfindlich gestraft; die Jesuiten in Ollmütz erhielten sie mit

ihrem ganzen Gebiethe von der kaiserlichen Kammer geschenkt, damit von den Einkünften die Ausgaben für das Konvict auf der Universität (die freie Speisung armer Studenten) bestritten würde. Die Bürger wurden Leibeigene der Jesuiten. Erst im Jahre 1775 kauften sie sich bei der Kaiserinn Maria Theresia von dieser entehrenden Leibeigenschaft los, nachdem der Jesuitenorden 1773 aufgehoben worden war.

Größtentheils beschäftigen sich die Einwohner mit Verarbeitung der Wolle, und liefern theils feine, theils die gewöhnlichen, derben mährischen Tuche, die besonders von einigen angesehenen Handelshäusern in Ungarn abgesetzt werden.

Am 1. Juli reisten wir von Neutitschein in der Frühe ab. Der Weg führte durch bergige Gegenden, welche minder fruchtbar sind. Nach einer Stunde erreichten wir

Alttitschein.

einen gräflich seilerischen Marktflecken mit einem neu erbaueten, aber sehr vernachläßigten Schlosse; der große Garten mit guten Anlagen war auch verwildert. So eine neue

Ruine thut dem Herzen wehe. Desto erhebender waren die schönen Trümmer der alten Titsche, einer zerfallenden, großen Burg, die auf einem ganz frei liegenden, hohen Berge in der blauen Luft mit ihrem dunkeln Gemäuer sich eindrucksvoll zeigte, nur von der aufgegangenen Sonne die vollen Stralen empfing. Wir erreichten bald

Weißkirchen,

drei Meilen von Neutitschein, eine alte Stadt mit festen Häusern aus Stein. Merkwürdig war am Markte die alte Bauart der Giebelhäuser. Die Leser werden wissen, daß die Giebelhäuser so neben einander stehen, daß die Dachseiten an einander stoßen, die mit der Hauptmauer gleiche Giebelwand aber der Straße zukehren, und folgende Dachlinien bilden

In Weißkirchen waren die zwischen den Dächern entstehenden Räume nach der Straße zu mit einer Mauer ausgefüllt, welche mit der Giebelwand sich so verband, daß man eine fortlaufende Mauer, statt der Dächer sahe. Aber da, wo die Dächer zusammenstoßen,

und zu einer Rinne sich vereinigen, waren oben in der Mauer Oeffnungen gelassen, damit die Rinnen sich durchstrecken konnten.

Die Bürger beschäftigen sich mit Wollwebereien, viele mit Ackerbaue, der aber bei mittelmäßigem Boden nicht so einträglich, wie die Viehzucht ist, die überhaupt am meisten in Mähren betrieben wird. Jenseit der Betschwa, eines reißenden Flusses nahe bei der Stadt, ist ein Gesundbrunnen, mit Namen Teplice, dessen Kraft aber nicht so stark ist, daß sie ihm Berühmtheit verschafft hätte. Doch sind einige Badeanstalten seit langer Zeit dabei angelegt. Die Stadt Weißkirchen hatte auch das Lutherthum so lieb gewonnen, daß sie sich mit den übrigen Ständen vereinigte, welche Ferdinand II. des Thrones verlustig erklärten. Aber im Jahre 1627 wurde sie wieder dem Kaiser unterworfen, mußte 1000 Dukaten Geldstrafe erlegen, ihren Burgemeister Adam Burgesch auf dem Markte enthaupten, und viel andre mit Strang und Schwerte hinrichten sehen. Und schon zwei Jahre darauf konnten die Jesuiten frohlo-

cken, daß nicht ein einziger Unkatholik in Weißkirchen mehr wäre!

Ungefähr anderthalb Meilen von Weißkirchen kamen wir den weitläuftigen und großen Trümmern des Helfensteins sehr nahe. Diese Burg liegt jenseit der Betschwa auf einem langen Bergrücken, der sich prächtig von dem Ufer des Flusses erhebt, und von Weißkirchen sich daher zieht, bis er hier, nahe dem Städtchen Leipnik, mit der höchsten Spitze steil und felsig endet. Ueber eine halbe Stunde lang hatten wir die große Burg neben uns. Lange, vielfache Mauern zogen sich auf der Höhe hin, Wartthürme schienen den Einsturz der Bollwerke zu betrauern, auf deren zerstreutem Gestein sie sich noch, selbst zerrissen, erhoben. Einzelne Wände mit Fensteröffnungen hielten sich noch an hohen Thürmen fest, die der Zeit trotzten, und hier und da hatte sich ein Dach auf weitläuftigen Gebäuden vor dem Untergange noch gerettet. Schon vor tausend Jahren wurde diese Burg gegründet, und für unbezwinglich gehalten. Aber was bezwingt nicht die Zeit mit ihren Veränderungen! Von den Markomannen

wurde die Burg gegründet, damit sie sich gegen die ins Land eingedrungenen Slaven behaupteten. Nach des Königs Ottokar II. von Böhmen Tode († 1278) herrschte Gesetzlosigkeit in Böhmen und Mähren. Die mächtigen Ritter erhoben sich in ihrer Wildheit und Roheit gegen jeden Schwächern, und übten das Recht des Stärkern an jedem aus, der sich ihnen darboth. Helfenstein wurde der Sitz mächtiger Räuber. Kaum gelang es Ottokars Sohne, Wenzel IV. (oder nach anderer Rechnung dem zweiten) im Jahre 1288 diese Burg zu bezwingen. In der Folge diente sie in mehrern Kriegen zur Festung, wurde erobert und wieder verloren, oder auch vergeblich belagert, und endlich auf landesherrlichen Befehl im J. 1656 außer Vertheidigungsstand gesetzt, nachdem sie 33 Jahre zuvor dem Kardinal, Fürsten von Dietrichstein geschenkt worden war, als Entschädigung für die in den Religionsunruhen verlornen Güter. Seit jener Zeit liegen die Befestigungen niedergerissen da, und nach und nach haben auch die Bewohner die alten Räume verlassen. Sie gehöret noch dem Grafen

von Dietrichstein. Unser Weg vor dieser Burg vorbei war höchst anmuthig. Leichtes Gehölz, mit schönem Grün begleitete uns; hinter ihm erhob sich die nahe Burg auf dem Berge, dessen Baumschlag immer dunkler wurde, je höher er sich hob.

Eine halbe Stunde vor dem Dorfe Ober-Augezd, wo die Poststation ist, öffneten sich rechts zwei Bergrücken. Aus dem dadurch gebildeten Thale kam ein schwaches Wasser, das bei dem Dorfe Kozlau, kaum eine halbe Stunde von der Straße entspringt, daher geflossen. Es eilet dem Flusse Marg zu, der sich vor Pressburg in die Donau ergießt. Und dieß soll eine Merkwürdigkeit sein? Hören Sie! Gleich schwach, wie jenes Bergwasser, entspringt bei dem nemlichen Dorfe Kozlau (welches verstümmelt Kosle genannt wird) die Oder aus zwei Quellen, etwa hundert Schritt von jener Quelle entfernt. So sendet das nemliche Wasserbehältniss seine Sammlung auf entgegengesetzten Wegen fort. — Von Augezd, einem großen, freundlichen Dorfe, hatten wir noch zwei Meilen nach

Ollmütz.

Wir legten den ganzen Weg von jenem Dorfe durch fruchtbare Fluren, welche sich zu niedrigen aber ausgedehnten Anhöhen erhoben, und in einander schoben, zurück, bis endlich Ollmütz in großer Ebene vor uns lag. Links erhob sich in einiger Entfernung von der Straße, eine Stunde vor der Stadt, ein anmuthiger Berg, auf dessen Höhe eine große Kirche prangte, und ein Palast in die Ferne leuchtete. Der geebnete Weg zu diesem Berge war mit einem Zuge Wallfahrender bedeckt; sie sangen Lieder und trugen Fahnen, häufig nur Schnupftücher an Stöcke gebunden. Jener Berg heißt der heilige; in der Kirche ist ein wunderthätiges Marienbild. Am wohlthätigsten ist Maria gegen den Berg selbst gewesen: denn der Prämonstratenser Abt vom Stifte Hradisch konnte die prächtige Kirche und die weitläuftige Residenz für sich und eine Menge Priester in einer Zeit von 10 Jahren von 1675 bis 1685 bauen. Jetzt wohnt nur ein Pfarrer hier.

Der Fluss March, mährisch Morawa, durchströmet hier die fruchtbarsten Gegenden des Landes, dem er den Namen gegeben hat. Er entspringt an der nördlichsten Grenze Mährens, da wo die Grenzen Böhmens und Schlesiens zusammentreffen. Dort ziehen sich die Schneeberge als Markung der Grafschaft Glatz vor Mähren vor. Aus einer Felsenhöhle dieses Gebirges fließet die March durch den Thalweg des Pferderückens, nimmt seine Richtung nach Mittag, und vereinigt alle Gewässer Mährens mit sich, das Flussgebieth der Oder ausgenommen. Da, wo sie, unfern Landshut, aus Mähren tritt, wird sie Grenzfluss zwischen Ungarn und Oesterreich, bis ihre Wassermenge in die Donau sich ergießt, klein gegen die Fluth dieses großen Stromes. Ollmütz ist mit einfachen Festungswerken umgeben, und raget nur mit seinen höchsten Dächern, Kirchthürmen und der Dreieinigkeitssäule vor den Bollwerken vor. Eigentliche Vorstädte sind nicht vorhanden, seitdem die letzten nach dem Jahre 1746 geschleift wurden, damit die Festung in einen solchen Zustand versetzt werden konnte,

der sie in die Ordnung der ersten Festungen erhob. Und sie bewährte sich im siebenjährigen Kriege als solche. Friedrich der Große belagerte sie im Jahre 1758 am 2. Mai mit seinem großen aus Schlesien herbeigeführten Heere, und eröffnete am 17. Mai die Laufgraben. Sieben Wochen lang wurde die Festung heftig beschossen. Aber der Feldmarschall, Graf von Marschall vertheidigte den Platz so gut, und die Bürgerschaft leistete freiwillig dabei so wichtige Dienste, daß das preußische Heer am 2. Juli unverrichteter Sache aufbrach, und nach Böhmen zog, welches dasselbe aber bald wieder verlassen musste, da die Russen in die Staten des Königs von Preußen eingefallen waren. Die Kaiserinn Maria Theresia belohnte die Ollmützer für ihre Treue dadurch, daß sie alle damaligen Rathsmitglieder in den Adelstand erhob, und am 2. Juli eines jeden Jahres ein Freischießen für die Bürgerschaft verordnete, zu welchem eine bedeutende Summe aus einer kaiserlichen Kasse gegeben wird. Gerade den Tag vor dem 2. Juli fuhren wir durch die Thore der Festung.

Die Stadt ist in ihren meisten Theilen großartig angelegt, und an festen, hohen Häusern von überflüssiger Weitläuftigkeit ist kein Mangel, obgleich es ihnen zu oft an Schönheit fehlt; dafür haben sehr viel die kleinliche, katholische Aufputzung durch allerhand angemahlte, oder erhaben angearbeitete Heiligenbilder. Besonders ist ein Bild der Maria sehr beliebt, das man die heilige Maria des Lukas von Brünn nennt. Als nemlich der Markgraf Johann von Mähren im Jahre 1350 das Augustinerkloster zu Sankt Thomas in Brünn stiftete, schenkte er ihm auch ein Gemählde von der Maria, das angeblich von dem Evangelisten Lukas gemahlt sein sollte. Es war auf Holz gemahlt, hatte einen vergoldeten Hintergrund, und stellte die Maria mit dem Kinde auf dem Arme bis zur Mitte des Leibes vor; aber die Fleischgebung der Figuren war dunkelbraun, die Gesichtszüge waren mogolisch. Ein Schleier, der den Kopf der Maria bedeckte, bildete zu beiden Seiten des Schädels emporstehende Falten, wie Ohren, so daß die Zeichnung von Fern eine Fledermaus darzustellen schien.

Dessen ungeachtet wurde dieses Bild für einen heiligen Schatz gehalten, und bald fing es an, Wunder zu thun. Die Wallfahrten zu ihm wurden immer häufiger, und der irdische Schatz desselben wuchs dadurch so, daß ihm im J. 1736 eine eigene Seitenkapelle mit viel Geschmack erbauet, und ein prächtiger Altar ganz aus Silber gewidmet werden konnte. Jeder gute Christ bestrebte sich, dieses Bildes Nachahmung in seinem Hause zu haben. Es wurde auf allerlei Art nachgemahlt, in Stuben, Kirchen und vor den Häusern aufgehängt, und auf allen Jahrmärkten in hinlänglicher Menge zum Verkaufe ausgebothen. Der Kaiser Joseph der Zweite, der Feind des Pfaffenbetruges und nur zu rasche Beförderer der Aufklärung, ließ im Jahre 1783 jenes Kloster in ein Gouvernementshaus verwandeln. Die Mönche mussten in die Vorstadt in ein leeres Nonnenkloster ziehen, und durften ihre Maria nebst dem silbernen Altare mitnehmen; aber fernerhin keine Wallfahrt gestatten, vielweniger ein neues Wunder erzählen. Ollmütz ist die zweite Hauptstadt des Lan-

des, der Sitz eines gefürsteten Erzbischofs und eines Domkapitels. Der Ursprung der Stadt ist unbekannt. Ein thrakischer Hirt, dann römischer Feldherr und nachheriger Kaiser, Julius Maximus (der im Jahre 238 getödtet wurde) soll hier auf einem Kriegszuge gegen die Markomannen das Lager seiner Legionen gehabt, und die innere Stadt angelegt haben. Sie heißt zwar noch Juliusburg oder Juliomontium; aber was erfindet man nicht, um den Ursprung eines Namens nachzuweisen. So erzählet man lustig genug, daß einst, bei der Berathschlagung über den Namen der Stadt, der Burgemeister den Bürgern zugerufen hätte: ole (alle) Mützen ab! und daher der Name Ollmütz entstanden wäre.

Die Stadt hat zwei große, schöne Märkte, welche nach österreichischer Mundart Ringe genannt werden. Sie sind mit großen, steinernen Häusern umbauet. Der niedere Ring dehnt sich weit in die Länge aus, und hat auf der einen Seite Säulengänge unter den Häusern, wo Kaufmannsladen sich an einander reihen. Auf dem obern Ringe ste-

het ein alterthümlich gebauetes, sich auszeichnendes Rathhaus mit hohem Thurme. An der Hinterseite dieses Gebäudes ist eine Blende, von 42 Fuß Höhe in der Wand von der ebenen Erde an. In dieser Blende ist ein Kunstwerk nach alter Art angebracht. Es wurde 1422 angelegt. Damals verband man gern, um die Aufmerksamkeit zu erregen, mit Uhrwerken allerlei bewegliche Figuren, wenn es auch nur ein Kukuk war, vor dem ein Thürchen aufsprang, ehe er die Zahl der verflossenen Stunde abrufen, und durch seine Bewegungen bezeichnen musste. In Kirchen gab man sinnbildlichen Figuren, oder auch den zwölf Aposteln Hammer in die Hände, ließ sie bei einer Glocke vorbei wandern, und die Stundenzahl anschlagen, und hier in Ollmütz bauete man ein vier Stockwerk hohes Werk in die Blende mit allerlei beweglichen Figuren. Christus, die Apostel, der Tod und der Teufel fehlen nicht; aber es fehlt ihnen allen jetzt Bewegung: denn man hat die Kosten der Erhaltung gescheuet. Doch thun sich die Ollmützer immer noch auf dieses Kunstwerk etwas zu Gute. Diesen Markt

schmückt noch eine ungemein hohe Dreieinigkeitssäule, die über die höchsten Häuser emporragt, und oben die vergoldeten aus Metall gegossenen Figuren der Dreieinigkeit trägt. Die Brunnenkasten sind mit steinernen Figuren verziert, besonders fällt ein großer steinerner Reiter auf dem Brunnen des Marktes sehr in die Augen.

Zu den größesten und prächtigsten Gebäuden in Ollmütz gehöret das ehemalige Jesuitenkollegium, welches zu einer Kaserne eingerichtet war, wo das armselige Leben der Soldaten gegen die Pracht der Säulengänge im Innern und die Höhe der Zimmer und Fenster sehr abstach. Neben diesem Palaste stehet noch ein großes, vier Stockwerk hohes Haus, von Jesuiten erbauet, in welchem die studirende Jugend Unterricht erhielt. Noch jetzt ist es dem Unterrichte gewidmet, und so groß, daß für die Wundarzt- und Normalschule, für das Gymnasium und das Lycäum Raum darin gefunden wurde. Das Lycäum ist aus der ehemaligen Universität entstanden, hat 13 Professoren und eine vortreffliche Bibliothek, die aus der Büchersamm-

lung der Jesuiten und der andern aufgehobenen Klöster angehäuft worden. Sie wurde in der Kirche des aufgehobenen Klarisser Nonnenklosters aufgestellt; dieses stattliche, neugebaute Kloster selbst verwandelte man in eine Artilleriekaserne. Ueberhaupt sind in Ollmütz sieben Klöster unter Joseph dem zweiten aufgehoben worden. Die liegenden Güter von vier solchen Klöstern allein wurden zu 800,000 fl. angeschlagen, und zu einem sogenannten Religionsstand bestimmt, aus dem thätigere, aber schlechtbesoldete Geistliche Gehaltserhöhung bekommen, und Schulen unterstützt werden. Nur noch drei Klöster sind geblieben. — Dicht an den Festungswerken liegt die weitläuftige erzbischöfliche Residenz mit den Wohnungen der Domherrn, prächtig und fürstlich von innen ausgestattet. Der Residenz gegen über ist ein großes Zeughaus in gutem Style neu erbauet. Der Erzbischof hat noch vor der Stadt an der March nahe an den Festungswerken einen prachtvollen Sommerpalast. Er ist vorher ein Prämonstratenser Kloster, mit Namen Hradisch gewesen. Man kann sich den Reichthum die-

ser Mönche oder Stiftsherrn denken, die das, in den unruhigen Zeiten des 30jährigen Krieges ganz zerstörte Kloster so prächtig wieder aufbauen konnten. Im Jahre 1784 wurde das Kloster aufgehoben, und dessen blos mährische Güter, welche auf anderthalb Millionen Gulden geschätzt wurden, fielen dem Religionsstand zu.

Einer Unpässlichkeit der Prinzessinn, kön. Hoheit, wegen, wurde die Reise für den folgenden Tag eingestellt. Das Wetter war dem Auszuge der Bürger günstig. Ich besuchte den Schießplatz mit meinem Zöglinge, und wurde von den in einem Sale versammelten Vornehmen der Stadt sehr gütig aufgenommen. Besonders freundlich bezeigte sich der Domdechant von Minkwitz, der in Ollmütz sehr geliebt wurde. Er soll 36000 fl. Einkünfte haben. Ich fragte ihn, ob er vielleicht von dem Geschlechte der von Minkwitz in meinem Vaterlande herstammte? Es könnte wohl sein, meinte er; aber eine Scheidewand zöge zwischen beide Geschlechter die Religion. Vor einigen Jahren wäre ein Fremder, ein Herr von Minkwitz, nach

Ollmütz gekommen, und hätte im Gasthofe erfahren, daß er einen Namensvetter hier fände. Sogleich hätte er beschlossen, zu ihm zu gehen, und sich von einem Aufwärter zum Domdechant führen lassen. Aber unterwegs hätte er erfahren, daß dieser katholisch wäre. Sich hastig umkehren und ausrufen: nein, mit dem Pfaffen mag ich nicht verwandt sein! wäre eins gewesen, und so wäre er, der Domdechant, um eine neue Bekanntschaft gekommen.

Die folgenden Tage war Jahrmarkt in Ollmütz. Die Anzahl der Buden war groß. Alle Erzeugnisse des Erwerbfleißes in den österreichischen Staten konnte man hier vereint sehen; die Preise der Waren fanden wir sehr billig, und die Güte und der Geschmack derselben war höchlich zu loben. Auffallend war es, daß Buchhändler in Buden auf dem Markte rohe Bücher feil hielten; sie hatten sogar ihre Firma ausgehängt, z. B. Jakob Bader, Buchhändler aus Nikolsburg. Leider waren es nur elende Krämer mit gestohlnem Gute — mit Nachdruck, der in den österreichischen Staten gestattet ist.

Die Bevölkerung in der Stadt ist schwach; man siehet an gewöhnlichen Tagen meistens nur Soldaten auf der Straße. Man rechnete 900 Häuser in allen Umgebungen der Stadt zusammen, und 9000 Einwohner, mithin kämen auf ein Haus nur 10 Köpfe. Diese geringe Bevölkerung beweist die Nahrlosigkeit der Stadt. Die Bürger leben meistentheils von dem Ueberflusse der Domherrn und der Arbeit für die Festung und deren Besatzung. Manufacturen und Fabriken sind nicht hier. Die deutsche Sprache hat hier die harte Mundart wie die österreichische. — Wos schaffens! für: was wollen Sie! hört man im Wirthshause jeden Augenblick. Da fragt der Wirth: schaffens än Eingmochts! än gbocken Hähnderl? d. h. wollen Sie ein Eingemachtes (Ragout), ein gebacknes Hähnchen? ꝛc. Die Rechtschreibung ist hier gar nicht zu Hause. An den Aushängeschildern konnte man oft nicht erkennen, was gemeint war; da stand z. B. Birkerlicker Berucker d. h. bürgerlicher Perruquier, und Säufens Ider sollte Seifensieder heißen.

Obgleich wir fünf ganze Tage in Ollmütz blieben: konnte ich doch wenig die Gegend umher sehen: denn vom zweiten Tage an regnete es bis zum fünften heftig.

Als wir am 7ten des Morgens an das Thor kamen, wurden wir durch die Schuld des Postillons eine halbe Stunde lang im Thore aufgehalten. Er hatte nemlich uns nicht gesagt, daß er einen Ausgangspaß für uns haben müßte. Daher mußten unsere Päße erst zu dem Kommandanten zurückgeschickt werden, damit dieser demnach einen solchen Erlaubnißschein ertheilen konnte. Das Verweilen zwischen den hohen Schanzen war eine kleine Gefangenschaft.

Wir fuhren jetzt durch fruchtbare Ebenen nach Südwest. Berge sahen wir nur in der weitesten Ferne. Hier fängt die Hanna an, eine ausgedehnte Gegend, welche von dem Fluße Hanna, den wir bei der zweiten Station überfuhren, den Namen bekommen hat. Unstreitig ist die Gegend von Ollmütz nach Brünn die gesegnetste in Mähren. Es war für das Auge erquickend, und gleichsam das Herz stärkend, hier die Gaben der Na-

tur so reichlich aus der Erde emporgehoben, und den Fleiß des Menschen so gedeihen zu sehen. Das überraschend Schöne, das Erhabene, das die Phantasie Hinreißende war freilich nicht hier; aber es that dem Auge so wohl mit dem Blicke über weite Ebenen hinzuschweifen, die mit dem mannichfachsten Wechsel der Getreidefelder bedeckt waren; hier ein Wald von hochaufstrebenden Hanfstengeln, dort der blau blühende Lein, hier gelbender Weizen, dort wallende Gerste, und zwischen ihnen die prangende Kornblume, der brennende Mohn, die würzige Kamille, und die Feldwicke, die sich an den Halmen emporhebt; kein Feld unbebauet oder Brache liegend; die Menschen auf den Fußsteigen nur mit den Köpfen vor den Halmenheeren vorragend, die Dörfer wie Inseln in einem Fruchtmeere. Keine großen, aber viel Dörfer mit wohlgebaueten Bauerhöfen und Ehrfurcht gebiethenden Kirchen.

Die Menschen welche hier wohnen, sind fast der fruchtbaren Gegend nicht würdig, und dienen zum Beweise, daß Ueberfluß der Menschenbildung hinderlich ist. Dieses Bauer

völkchen, das hannakische genannt, ist stolz und aufgeblasen, weil es Vermögen besitzt, schätzt alle übrige gering, welche keine so begünstigten Fluren bebauen, gleichsam als ob es selbst Ursache seines Glückes wäre, und bleibt, weil es sich besser dünkt, als andere, da stehen, wo es vor hundert Jahren stand. Es ist zu rühmen, wenn Völker ihren Sitten treu bleiben, wenn aber die Hannaken noch so roh in ihrer Lebensart sind, wie ihre Voraltern, so liegt die Ursache in ihrem Dünkel, indem sie sich nie mit andern Gebildeten vergleichen, sondern über alle erheben. Alle zartern Empfindungen, welche das gesellschaftliche Leben erweckt, gehen ihnen ab; man soll unter ihnen Mitleid, Theilnahme, Herzlichkeit, Schonung durchaus nicht finden. Doch, sagte mir ein Kenner des Landes, der Hannak kann auch wieder einen Puff vertragen. Es ist ihm ziemlich gleichgiltig, ob er mild oder rauh behandelt, gestreichelt oder geschlagen wird. Dabei ist er langsam und träge: denn die Ergiebigkeit des Bodens liefert ihm dennoch eine überreiche Ernte, wenn er auch keinen Fleiß angewen-

det hat. Daher ist der Hannacken höchste Glückseligkeit Ruhe bei einem vollen Fasse Bier, vor einer vollen Schüssel Klöße und anderer Mehlspeise. Den verfeinerten Genuß eines Gemüße- oder Fleischgerichts achten sie nicht — und so möchte man fast behaupten, daß man den Karakter eines Volkes auch nach seinen Lieblings-Nahrungsmitteln beurtheilen könnte. Leicht kann man schließen, wie der Hannak sprechen mag: langsam und rauh; der Laut i ist ihm zu hoch, und der Laut u zwingt ihn die Lippen vorzubewegen, daher spricht er lieber statt Liebe Lebe und statt Kuh Koe, statt Schule Schol. Die Kleidung ist ganz angemessen dem Karakter des Hannaken. Sein Rock ist kurz, so daß er nicht bis zum Knie reicht, aber er ist ringsherum zugenäht, wie ein Hemd, obgleich um die Hüften hinten in Falten gelegt; oben ist ein Schlitz auf der Brust, wie beim Hemde, damit er auch wie dieses angezogen werde. Der Hannak wirft ihn über den Kopf, indem er die Arme vor sich gestreckt hat, und schlüpft hinein, ohne weiter knöpfen oder ordnen zu dürfen. Die Bein-

kleider sind aus braungelben Leder, weit, wie die Pluderhosen der Altenburger; die Stiefel kurz und übel gestaltet. Den nemlichen Schnitt, wie der Rock, hat der Winterpelz aus unüberzogenem Schaffelle. Vor einigen hundert Jahren war diese Tracht bei den deutschen Bauern ziemlich allgemein, wie man auf Bildern aus jener Zeit zur Genüge siehet. Die Weiber haben kurze, faltenreiche, gewöhnlich schwarze Röcke, eine Jacke, ein geschnurtes Mieder, und in dieses eine polsterartige Brustdecke eingeschnürt, welche das Bruststück heißt. Eine schwarze Backenmütze bedeckt den Kopf, und eine breite, weiße Binde aus Schleier bedeckt die Stirn, umgiebt den Kopf, und ist hinten mit Schleifen gebunden. Unverheirathete haben noch das Haar, in einen Zopf geflochten, den Rücken hinabhangen.

Nachdem wir in großer Ebene eine Meile Weges in kurzer Zeit zurückgelegt hatten, fuhren wir durch das Dorf Olschan, welches weit über hundert Häuser und eine bischöfliche Residenz hat, die, wie alle geistliche Häuser in dieser Gegend, schön gebauet

ist. Das Dorf liegt in einer ausgedehnten Ebene, in welcher öfters große Heere ihr Lager aufgeschlagen gehabt haben. Auch das preußische Heer hatte hier gelagert, als Ollmütz erobert werden sollte, und in dem links gelegenen Dorfe Großlatein hatte Friedrich der Große sein Hauptquartier. Vor der Schlacht von Austerlitz war am 23. November 1805 das russische und österreichische Heer in diese sogenannte ollmützer Position eingerückt, und am 27sten wieder aufgebrochen, um der Schlacht entgegen zu gehen, die über Oesterreichs Schicksal und über Deutschlands Wohl entschied. Im Dorfe Großlatein ist ein vortrefflicher Gesundbrunnen, der besonders bei Lähmungen und Gicht gute Wirkung zeigt, und um so wirksamer ist, da er nicht die Berühmtheit, wie die böhmischen Bäder erlangt hat, wo der Zusammenfluss der Fremden Glanz, Ueppigkeit und jeden Lebensgenuss erzeugt, und die Wirkungen des Bades durch den Mangel an Entsagung bei so vielfachen Lockungen vereitelt werden.

Wir kamen eine Meile weiter nach

Proßnitz,

in die sogenannte Hauptstadt der Hanna. Diese Stadt gehöret zu dem Amte Plumenau, welches ein großes Besitzthum des Fürsten Lichtenstein ist, und eine Stunde nördlich von Proßnitz an dem Fuße eines Berges liegt, auf dem eine alte, sehr merkwürdige Burg noch wohl erhalten stehet. Proßnitz hat gut gebauete, feste, nette Häuser, deren Anzahl auf 610 angegeben wird. Am Markte waren die Dächer durch vorgezogene Mauern maskirt. Die Einwohnerzahl war sechstehalb Tausend. Der Verkehr in dieser Stadt ist lebhaft: denn wöchentlich am Donnerstage kommen die Hannaken mit ihren Getreidevorräthen hierher, um dieselben an die Gebirgsbewohner Mährens und Böhmens zu verkaufen. Dieß bringt Nahrung in die Stadt. Hier kann man die verschiedenartigen Bewohner Mährens sehen; besonders zeichnen sich die Slowaken aus, welche von der ungarischen Grenze die March entlang bis in die Odergegenden das Land bewohnen. Sie haben die größte Aehnlichkeit in Tracht,

Gestalt und Sprache mit den Wallachen, sprechen eine kroatische Mundart, lieben besonders die dunkelblaue Farbe bei ihrer ungarischen Kleidung, und tragen Halbstiefel, welches sie besonders von den Wallachen unterscheidet. Sie sind im Ganzen sehr wohlgestaltet, lebhaft, und im Vergleiche mit den Hannaken ganz andere Menschen. Muth und Vertrauen auf sich selbst spricht ihnen aus den Augen.

Von Proßnitz bis Wischau sind drei Meilen. Der Weg führte noch durch große fruchtbare Ebenen, in welchen sich mehrere Schlösser der Fürsten und Herren prangend erhoben. Gegen Wischau zu zeigten sich rechts wieder Berge, links stiegen die Ebenen allmählich zu Anhöhen, welche wieder zu weiten Gründen sich senkten und anmuthigen Wechsel vorbrachten.

Wischau

liegt an dem Flüßchen Hanna, der nicht weit von hier entspringt, hat ungefähr anderthalb hundert Häuser, die gut gebauet sind, und ein erzbischöfliches Schloß, das gänzlich verfällt. Der Marktplatz fiel mir

auf; er war klein und dreieckig, wahrscheinlich der Dreifaltigkeit zu gefallen so angelegt. In der Mitte stand die Dreieinigkeitssäule und neben ihr das Standbild des heiligen Nepomuk, des Beschützers von Böhmen. Von Wischau bis Brünn hatten wir eine merkwürdige Gegend zu durchreisen, das Schlachtfeld von Austerlitz, auf welchem nur anderthalb Jahre vorher drei große Heere, Russen und Oesterreicher gegen Franzosen, durch Blut hatten entscheiden sollen, was leider nicht anders entschieden werden kann — die Angelegenheiten der Könige und Völker. Wie bekannt fiel die Schlacht am 2ten Decbr. 1805 vor; Napoleon siegte durch die Ueberlegenheit seiner Heerführer und seiner Massen, und benutzte dieses Glück zu einem alsbaldigen Frieden, der nur vortheilhaft für ihn ausfallen konnte. Als wir bei dem Posoritzer Posthause angekommen waren, welches ganz allein, von dem Dorfe Posoritz ziemlich entfernt, an der Straße liegt, konnten wir das ganze Schlachtfeld übersehen; das Posthaus lag in dem Umfange desselben, aber auf der Höhe, die sich nach Austerlitz zu

allmählig senkt, und bis dahin wellenartig das Erdreich bildet. Wir sahen nicht die geringste Spur einer vorgefallenen Schlacht, außer eine Lücke in dem Hauptgesimse des Posthauses, welches eine Kanonenkugel gemacht hatte, die aber der Postmeister zum dauernden Andenken erhalten wollte. Die ganze Gegend war mit Getreidefelder bedeckt, die niedergebrannten oder zerstörten Dörfer waren wieder aufgebauet, und dem Posthause sahe man die Verwüstung nicht an, welche es erlitten hatte. Man zeigte uns eine Anhöhe, auf welcher der nakte Stamm eines Baumes stand. Hier sollte Napoleon bei Entscheidung der Schlacht sich befunden haben. Von dem Posthause zu Posoritz bis Brünn hatten wir noch 2 Meilen. Die Schlacht fiel daher sehr nahe bei dieser jetzigen Hauptstadt des Landes vor.

Brünn

liegt für den von Osten kommenden sehr anmuthig. Die Zwittau fließt von Norden daher in einem fruchtbaren Thale. Da, wo sich jenseit die Schwarza mit ihr vereinigt, erhebt sich in dem vom Wasser begrenzten

Winkel ein Berg, der im Westen zu einem hohen Kegel emporsteigt, nach Osten sich allmählig verflächt. Auf dieser sanften Anhöhe liegt die Stadt, auf jenem Bergkegel die Feste Spielberg, die durch einen bedeckten Weg mit der Stadt verbunden ist. Um die Stadt breiten sich große Vorstädte aus, welche eine größere Häuserzahl umfassen, als die mit einer Ringmauer von ihnen abgesonderte Stadt, die nur 557 Häuser enthält. Freilich sind viel dieser Häuser sehr groß, und so weitläuftig oft, daß sie die halbe Länge einer Straße einnehmen. Meistentheils sind sie steinern, viel im neuern Style, die ältern aber auch in guten Verhältnissen gebauet. Die Klöster sind prächtig und groß. Das Kloster zu St. Thomas der Augustiner Eremiten, (wo sich die heilige Maria von Brünn befand) ist so weitläuftig und stattlich, daß es, nach seiner Aufhebung, zum Gubernialhause bestimmt werden, und nicht allein in viel schönen Wohnzimmern den Gouverneur und die Seinen, sondern auch alle Landesstellen mit ihren Kassen, Archiven, Registraturen und Buchhaltereien aufnehmen konnte,

die vorhin in dem alten ständischen Landhause befindlich waren. An den drei Marktplätzen stehen viel Häuser, die sich durch Größe sehr auszeichnen, besonders an dem weitläuftigen, so genannten großen Platze, welcher auch mit einer hohen Dreieinigkeitssäule geziert ist. Die höchste Stelle der Stadt ist mit der Domkirche zu St. Peter bebauet, und heißt daher der Petersberg. Einst soll der Tempel der Krasopani, der Schönheitsgöttinn bei den Mährern, hier gestanden haben. Die Kirche ist von innen schön, von außen aber bei aller Größe höchst unansehnlich, und durch einen schlecht ausgeführten, alten Thurm entstellt. Dahingegen erhebt sich die Kirche zu St. Jakob als herrliches gothisches Gebäude mit einem merkwürdigen Thurme, der in eine hohe, schmale aber schön verzierte Spitze ausläuft. — Ihr Dach ist aus Kupfer. Um die Domkirche sind die Häuser der Domherrn und des Bischofs erbauet, der seit 1777 in Brünn eingesetzt ist. Diese Häuser zusammen machen ein besonderes Ganze aus, und stellen sich dem Auge wohl dar. Das alte Landhaus

auf dem Fischmarkte zeichnet sich durch Größe aus, und soll vorzüglich schöne Versammlungssäle enthalten. In einem derselben wird der Ackerpflug aufbewahrt, mit welchem Kaiser Joseph II. im August 1769 bei Poseritz das Feld zu pflügen versucht hatte. Durch ein Hinderniß auf dem Wege war er nahe vor Brünn auf der Straße aufgehalten worden, hatte sich, unerkannt, mit einem in der Nähe pflügenden Bauer lange unterhalten, und endlich einen Versuch im Pflügen machen wollen. Die Furche, die er gezogen, wird noch gezeigt, und der Pflug wurde zum Andenken für künftige Zeiten dem Bauer abgekauft, mit einer Inschrift versehen, und in das Landhaus gebracht. *)

*) Der Fürst Lichtenstein, Herr der Herrschaft Poseritz, ließ auf dem Acker ein marmornes Denkmal mit folgender lateinischer Inschrift setzen:

Imp. Caes. Josepho Div. Francisci et M. Theresiae aug. pio Filio aug. — quod in anno 1769 m. aug. die 19 ad excitandam populor. in dustriam, ducto per totum hoc jugerum aratro, agriculturam humani generis nutricem nobilitavit, — communibus ordinum Moraviae votis monumentum posuit Jos. Wenzesl. Princeps a Lichtenstein.

Die Zahl der Häuser in den Vorstädten wächst mit jedem Jahre. Man nahm 800 an. Sehr viel sind in dem neuern Geschmacke erbauet, welcher Freundlichkeit und einfache Zierlichkeit mit Größe vereinigt.

Das Straßenpflaster ist außerordentlich gut und höchst reinlich. Die Straßen sind gehörig breit; die ganze Stadt hat ein freundliches und festliches Ansehen; besonders da man meistens wohlgekleidete Menschen auf den Straßen erblickt.

Da Brünn seit 1641 die erste Hauptstadt des Landes, der Sitz der Landesregierung und der höchsten Gerichtsstellen, der Versammlungsort der Stände und der Aufenthalt eines großen Theils des mährischen Adels ist: so entstehet dadurch von selbst eine große Lebhaftigkeit in der Stadt, die durch Handel und Gewerbfleiß erhöhet wird. Die Einwohner scheinen ein fröhliches Völkchen zu sein, haltend auf Lebensgenuß, ihn aber zu häufig übertreibend, so daß das Sinnliche über das Geistige siegt. Sittlichkeit wird nicht beachtet, und sogenannte Freiheit der Sitten ist daraus entstanden. Sobald die

öffentliche Meinung nicht mehr über Sitten richtet, ist dem Strome des Lasters der Durchbruch durch die Dämme gestattet. Die Wirthinn in den drei Erzherzogen, wo wir übernachteten, eine höchst rechtliche Frau, sagte mir: es ginge in Brünn zu, wie in Sodom und Gomorha; die Kirchen ständen verlassen, aber das Schauspielhaus wäre voll und überhaupt jeder Winkel, in welchem die Sünde ruhete. Das Schauspielhaus wäre seit hundert und einigen Jahren drei Mal abgebrannt, und immer wieder schöner, als vorher aufgebauet worden. An Vergnügungsörtern fehlte es nicht, und täglich entständen neue. Das Hauptquartier des Kaisers Napoleon, welches er vor der Schlacht von Austerlitz (vom 20. November an) hier gehabt, hätte vollends den Samen des Bösen ausgestreuet, der nun als Unkraut aufgegangen wäre, und alles Gute erstickte. — Doch muss man auch annehmen, daß die von den Franzosen umhersprühenden Funken nicht gefangen hätten, wenn nicht genug Zunder vorhanden gewesen wäre.

Dabei sind aber die brünner Bürger rüh-

rige Männer; die Wollwebereien werden stark betrieben und die Tuchfabriken liefern die feinsten Tuche. Hüte verfertigt man von vorzüglicher Güte. Ich habe selbst einen Beweis von der Schnelligkeit der Arbeiter erhalten. Beim Buchhändler Gößl kaufte ich mir die Topographie von Mähren von Schwoy in drei starken Bänden, wünschte sie aber sogleich gebunden zu haben. Der Buchhändler versprach mir in Zeit von zwei Stunden dieselben wohl geschlagen und geheftet mit einem farbigen Umschlage zu liefern. Er hielt Wort; ich war mit der Arbeit vollkommen zufrieden, und zahlte dafür 4 Groschen preußisch.

Die alte Bergfestung Spielberg liegt der Stadt gegen Osten, und darf nur von fern gesehen werden, wenn sie ihr Ansehen behalten soll. Das uralte Schloss ist schlecht gehalten, und zum Gefängnisse gemeiner oder vornehmer Verbrecher eingerichtet. Die Bollwerke sind aber in gutem Stande, und ziehen sich mannichfaltig um den Berg bis zur Stadt. Ein tiefer Brunnen gehört zu den Merkwürdigkeiten der Feste. Der Eimer,

welcher schöpft, ist 12 Minuten unterweges, ehe er von einem Rade, das vier Männer in Bewegung setzen, völlig heraufgewunden wird. — Hier sollen einst die alten Mährer durch feierliche Spiele ihrem Gott gedient haben, woher der Name Spielberg entstanden sein mag.

Als wir am 8. Juli unsere Reise fortsetzten, kamen wir über einen freundlichen offenen Platz der Vorstadt, wo die Schwarza sich mit der Zwittau vereinigt. Wir wendeten uns rechts, da wo zwei Hauptstraßen sich scheiden, und fuhren die große Vorstadt Altbrünn entlang auf breiter Steinbahn.*) Wir überfuhren die Schwarza, welche sich hier in zwei Arme theilt, und sahen die schöne, mit großen Fruchtbäumen eingefasste Straße sich einen Berg hinan ziehen. Oben auf der Höhe hatten wir eine reizende Aussicht zurück nach Brünn und hinüber nach dem Spielberge, der durch das Schwarzathal

*) Dieses Wort kann für das fremde Chaussee füglich gebraucht werden, da im Worte Bahn der Begriff des geebneten für leichtere Fortbewegung zubereiteten liegt.

von uns getrennt war. Das Land wurde wieder gebirgig, und nahm an Fruchtbarkeit ab, je weiter wir fuhren. Die erste Station, zwei Meilen von Brünn ist in dem Dorfe

Schwarzkirchen,

seit dreißig Jahren angelegt. Jetzt zeigten sich andere Landbewohner. Die Männer waren einfach gekleidet nach Art der böhmischen und schlesischen Gebirgsbauern, hatten vorn zuschließende Röcke mit Knöpfen, lederne kurze und enge Beinkleider, und Schuhe oder Stiefel. Die Weiber hatten Mieder ohne Aermel, längere, ungegürtete Röcke, und die mit Band eingeflochtenen Hare um eine, hinten auf dem Kopfe im Hare steckende breite, metallne Nadel gewunden. Die deutsche Sprache ist bei ihnen gewöhnlich.

Der Weg führte über Großbitesch, ein unbedeutendes Städtchen, (3 Meilen von Schwarzkirchen) immer höher ins Gebirge 2 Meilen weiter nach

Großmeseritz,

das zwischen Bergen in einem Thale liegt, und zu den ältesten Wohnplätzen in Mähren

gezählt wird. Die Oslawa fließt hier vorbei und nimmt zwei Bäche bei der Stadt auf; daher der mährische Name Mezirzice, von Mezirzeko d. i. zwischen Flüssen. In diesen Gewässern um die Stadt werden verschiedene Edelsteine, besonders schöne Topasen gesammelt. Ein fürstlich lichtensteinsches Schloss zeiget sich neben der Stadt auf einer Anhöhe in dem Geschmacke älterer Zeit. Die Gegend ist waldig, die lichten Plätze enthalten bessere Wiesen als Ackerland, dessen Fruchtbarkeit sehr gering ist. Da von dieser Stadt bis Iglau noch 4 Postmeilen gemessen sind: so ist auf der Mitte des Weges im Dorfe Regens eine Post angelegt: denn in den österreichischen Gebiethen ist durchaus darauf gesehen, daß die Stationen nicht zu entfernt von einander sind. Die Schnelligkeit der Reise, welche durch den öftern Pferdewechsel hervorgebracht wird, ist bisweilen überraschend. Manchmal waren wir nicht lange gefahren, und sahen schon eine Stadt oder ein Dorf vor uns liegen, das der Postillion als die Station uns ankündigte. Die Meile fuhren wir ganz gewöhlich in 3 Viertelstun-

den. Wenn man den Postillionen den Willen lässt, jagen sie die Berge hinauf und hinunter.

Wir gelangten noch zeitig des Nachmittags nach

Iglau,

einer bedeutenden Stadt, die auf den Höhen des mährischen Gebirges, der Markung zwischen Böhmen, weithinschauend und weitgesehen liegt. Besonders zog in der Ferne ein weißes, leuchtendes Schloss mit vorspringenden Flügeln den Blik auf sich. Doch dieses Schloss war ein ehemaliges Jesuitenkollegium, jetzt in eine Kaserne verwandelt.

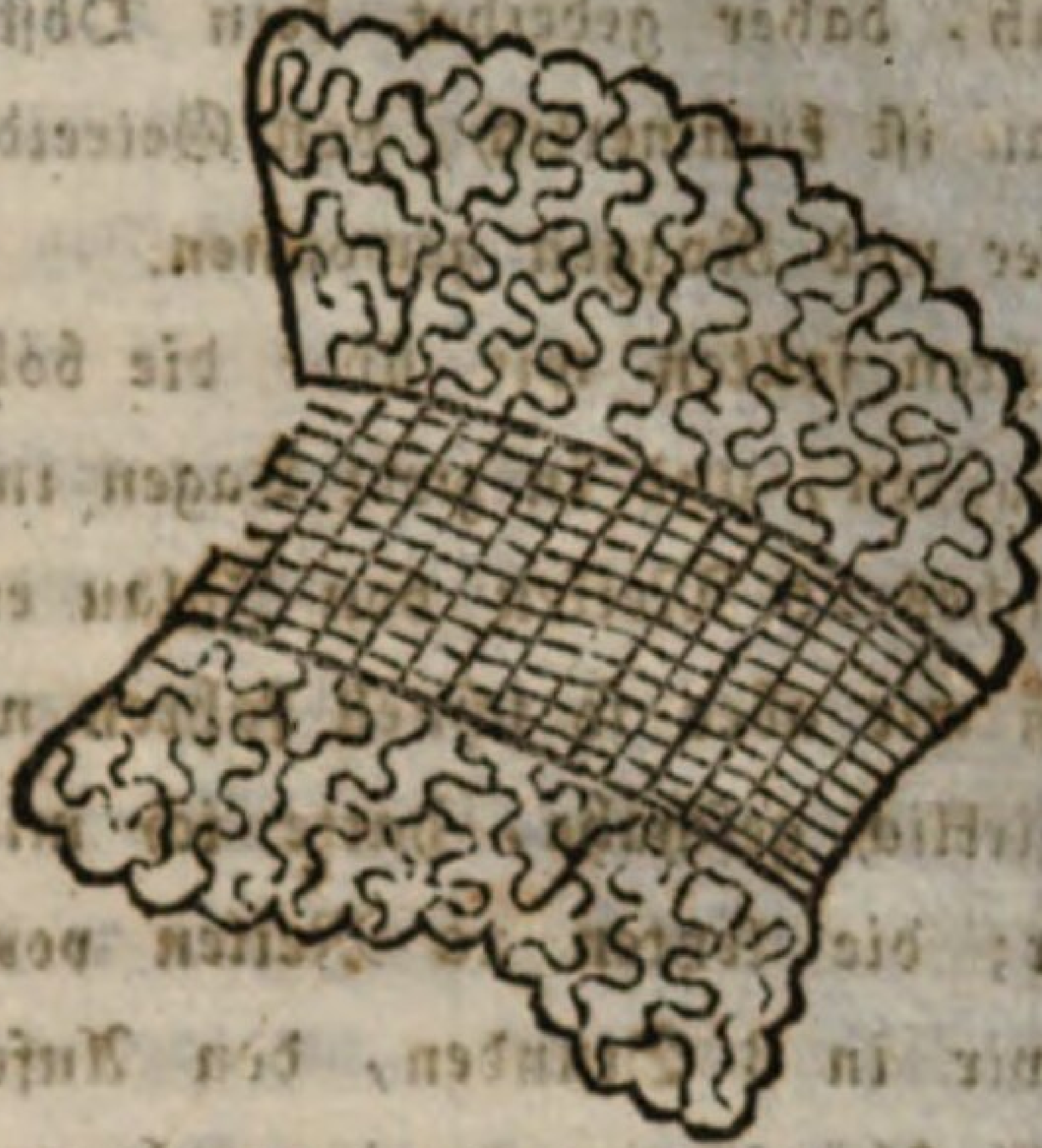
Die Straßen zunächst der Stadt ziehen sich bergan durch wohlgebauete Vorstädte. Die Stadt selbst hat keine bedeutend großen, aber feste Häuser, viele nach alter Bauart. Im Ganzen beläuft sich ihre Anzahl über 900, in welchen gegen 11000 Menschen wohnen. Die Tuchweberei beschäftigt die meisten Einwohner. Es sollen jährlich 40,000 Stück Tuch in den Handel geliefert werden. Ich ließ mich bei einigen Tuchhändlern umherführen, fand aber kein Tuch, welches mir

genügt hätte. Die mittle Sorte nennt man dort fein, wahre feine Tuche sind nicht zu haben. Das Papier, welches eine Papiermühle an der hier vorbeifließenden, kaum im Gebirge entsprungenen Igla liefert, ist sehr gut, und dem holländischen fast zu vergleichen. Eine Glashütte in der Nähe macht guten Absatz, da sie der Wohlfeilheit der Pottasche wegen niedrige Preise halten kann. Die Waldungen, welche das ganze Gebirg bedecken, und bis zur Stadt reichen, bieten Holz genug den Pottaschensiedereien dar. Durch alles dieses ist den Bürgern gute Narung gesichert, die außerdem noch durch Bierbrauerei reichlich gefunden wird. Einst hatte Iglau Bergwerke, aus welchen Silber und Gold gewonnen wurde. Sie ist die älteste Bergstadt in Böhmen und Mähren, und soll von deutschen Bergleuten schon im Jahre 799 erbauet sein. Im Hussitenkriege verschütteten die katholischen Bergleute die Fundgruben. Nachher fing man zu verschiedenen Zeiten an, den Bergbau fortzusetzen; aber das gewonnene Silber deckte nicht die Un-

festen, und die Bergwerke in der Nähe der Stadt werden nicht mehr betrieben.

In Iglau herrscht ein altbürgerlicher Ton, der dem Fremden wohl gefällt; vornehmes Wesen bemerkt man nicht. Die Menschen sind lebensfroh, und, wie die Gebirger, treuherzig und aufrichtig bei aufgewecktem Geiste. Auch die Billigkeit des braven Wirthes muß ich rühmen. Wir wurden recht gut bewirthet, und mit den besten Speisen und Weinen erfreuet, und am Morgen betrug die Rechnung 23 Rthlr. 8 Gr. preußisch, — nach dem damaligen Stande des Papiergeldes. In Brünn hatte ich gerade noch ein Mal so viel bezahlen müssen, ohne die Rechnung unbillig zu finden. Die deutsche Sprache wird in Iglau in hohen Tönen gesprochen, nach Gebirgsweise. Die Tracht der Bürgerinnen ist altbürgerlich; besonders aber ist die Mütze ausgezeichnet, und den Bürgerhauben in Wien ähnlich.

Hier ist die Zeichnung davon.



Diese Haube ist aus Gorl oder Draht, der mit Seide umwunden ist, verfertigt, und von schwarzer Farbe. Alle die mäandrischen Krümmungen des Gorls bilden eine durchbrochene Arbeit, welche reichere Frauen durch Gold herstellen lassen. So künstlich die Arbeit auch ist, so geschmacklos und entstellend ist doch dieser steife Kopfputz; die geribbte Binde, oder der Haubenkopf ist von schwarzem Kreppflor; bei goldenen Hauben ist auch hier Goldgrund. Von hinten siehet man den flornen Kopf, den die durchbrochene Arbeit, wie ein hoher Rand, umgiebt.

Die Luft ist die meiste Zeit des Jahres

hier rauh, daher gedeihet kein Obst, der Gartenbau ist kümmerlich, von Getreide wird nur Hafer und Roggen gewonnen.

Am 9ten sollten wir über die böhmische Gränze fahren, und in zwei Tagen in Prag sein, welches 20 Meilen von Iglau entfernt ist. Daß wir aber so schnell fahren würden, als es wirklich geschahe, hatte ich mir nicht vorgestellt; die letzten 10 Meilen vor Prag fuhren wir in 8 Stunden, den Aufenthalt in den Posthäusern mit eingerechnet. Bis jetzt hatte ich durch Mähren jedes Postpferd mit einem Papiergulden für die Meile bezahlen müssen, weil die Futterung theuer ist; in Iglau bezahlte ich das letzte Mal so viel. In Böhmen kostete das Pferd nur drei Viertel Gulden oder nach dem damaligen Stande 6 Groschen pr. Cour.

Der Weg von Iglau nach Prag läuft in ganz nördlicher Richtung auf Gebirgen durch den Czaslauer Kreis fort, durchschneidet viel Waldungen, aber auch offene Gegenden mit reizender Anordnung der Landschaft. Dieser Kreis ist nicht der fruchtbarste Böhmens, aber doch von der Natur gesegnet. Schon in

den frühesten Zeiten waren hier Schachte eröffnet, aus denen Silber, Kupfer und Blei zu Tage gefördert wurden. Diese Reichthümer lockte die Raublust der alten Mährer, welche öfter einfielen und sich der Bergwerke bemeisterten. Der böhmische Herzog Boleslaw I. vertrieb sie zwar öfter, und schlug sie besonders im J. 957 gänzlich aus dem Lande; aber er war dieser Einfälle müde, und konnte voraussehen, daß die Mährer, wie Fliegen vom Honigtopfe, sich doch nie würden gänzlich abweisen lassen. Er ließ daher alle Bergwerke verschütten. In der Folge der Zeit sind sie an mehrern Orten wieder in Gang gebracht. Flachsbau wird hier sehr betrieben; man verarbeitet ihn im Kreise zu Leinwand auf beinahe anderthalbtausend Weberstühlen. Die Schafzucht liefert mehrere tausend Zentner Wolle, die ebenfalls im Kreise verarbeitet wird; in den Waldungen siedet man Pottasche; und Glashütten, verbunden mit Schleifereien, liefern das böhmische Glas, welches in Deutschland den ersten Rang mit behauptet, und durch Wohlfeilheit sich auszeichnet.

Auf dem Lande und in den Städten wird böhmisch gesprochen. Diese Sprache ist ein slavischer Dialect, den die Russen und Polen mehr oder weniger verstehen. In den Städten wird aber auch die deutsche Sprache wenigstens verstanden, wenn auch nicht jeder sie sprechen kann. Doch haben sich überall viel Deutsche unter den Böhmen angesiedelt. Der Religionseifer, den man einst dem echten Böhmen zusprach, ist von mir nirgends bemerkt worden. Ihre Vorfahren kämpften und bluteten einst für das Menschenrecht, in Glaubenssachen Freiheit zu haben. Sie wurden unterdrückt, und ein Heer Jesuiten hielt ihre Nachkommen in schwerer Gefangenschaft des Geistes. Als dieser Zwang nicht mehr war, hörte auch das abgöttische Hangen an äußern Dingen auf, und Duldsamkeit zeigte sich überall, freilich in großen Städten in Leichtsinn und Gleichgiltigkeit ausartend. Als Kaiser Joseph II. im Jahre 1781 (13. Octbr.) Duldung und Gewissensfreiheit bekannt machen ließ, erklärte sich sogleich eine große Menge Bürger und Bauern für die Lehre der Protestanten, so daß 1784

am 30. Juni schon 34,160 Protestanten mit 40 Pastoren in Böhmen gezählt wurden.

Ueber den unbedeutenden Marktflecken Stecken, wo die erste Post ist, kamen wir nach

D e u t s ch B r o t

an der Sazawa, einer mittelmäßigen Stadt, deren Nahrung kümmerlich zu sein scheint. Sie soll von deutschen Bergleuten gegründet sein, da in der Nähe sich Silbergwerke befanden. Nicht fern von der Stadt zeigt man das Schlachtfeld, auf welchem der berühmte Held, Cizka (Zißka), im J. 1422 eine Schlacht gegen den Kaiser Siegismund gewann. Jener große Feldherr der Hussiten und diese selbst werden öfter noch erwähnt werden müssen. Es sei mir daher erlaubt, einer alten Zeit hier zu gedenken, und dem Leser von Huss und den Thaten der Hussiten das Wichtigste mitzutheilen.

Wenn man den Boden Italiens den klassischen Boden darum nennt, weil so viel des Großen und Herrlichen in der Vorzeit auf ihm geschahe, und sich auf ihm alles sammelte, was die Wissenschaft und Kunst der

damaligen Zeit hervorgebracht hatte: so können wir den Boden Böhmens auch als einen klassischen großer Thaten der Vorzeit und eines frühzeitigen Kampfes für die Rechte des Geistes und Herzens, für die Denk- und Glaubensfreiheit ansehen. Leider wurde er auch durch Pöbelwuth, die den Zweck aus den Augen verlor, durch Ueberspannung und Leidenschaften, deren Fesseln brachen, entweiht.

Unter der Regierung des Königs Wenzeslaus des vierten, nach andrer Zählung des sechsten, († 1419), den Pfaffenbosheit in dem Andenken der spätern Unterthanengeschlechter verhasst gemacht, und durch den Namen des faulen Wenzel zu beschimpfen gesucht hat — unter dieses oft verkannten und von andern wieder zu sehr erhobenen Fürsten Regierung war die Aufklärung in Böhmen weit verbreitet. Man fragte sich, was eigentlich christliche Religion wäre, ob blinde Unterwerfung unter den Willen des Pabstes, oder Verehrung Gottes nach den Vorschriften Jesu? Diese Vorschriften von den Satzungen des Pabstes zu sondern, suchte

man die wahre Reinigungsquelle auf — die Bibel; der König Wenzel selbst, der das Latein gut verstand, und die Bibel daher in der lateinischen Uebersetzung lesen konnte, ließ dieselbe für seine Gemahlinn Sophia, ins Deutsche übertragen. Diese Bibel ist noch verhanden, und wird in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbewahrt. Sie bestehet aus drei großen Foliobänden, und hat folgende Denkreime:

Wer nur dieser schrift hort (Schatz)
will lesen und ihr suzen (süßen) wort
Der schol (wird) nu danken dem vrumen (frommen)
von dem dicz gestift ist kummen,
dem hochgebornen kunig wenczlav rein
und der durchluchtigisten Kunigin sein.

Es ist zu bedauern, daß in diese Bibel Schandbilder auf Wenzel gemahlt sind, und zwar, wie man beweisen will, auf Veranlassung eines Kaisers, Friedrichs des Dritten († 1493), der, selbst ein schwacher Mensch, sich über die ungegründete Erzählung kitzelte, Wenzel wäre aus der Gefangenschaft, in welche ihn sein eigner Vetter

Jost, Marggraf zu Mähren treulos (1394) gebracht hatte, mit Hilfe einer Badewand entronnen, die ihn in seiner Blöße aus dem Badehause zu Prag über die Moldau auf einem Kahne gefahren, und in Freiheit gesetzt hätte. Auf den Rändern der Bibel kommen deßwegen bei großen Buchstaben plumpe Figuren vor, die einen gefangenen, im Stocke sitzenden Menschen vorstellen, der besonders in den Anfangsbuchstaben W (Wenzel) verflochten ist; dabei sind halbnackte Bademägde angebracht, die den Gefangenen zu bemitleiden, oder ihm zu Hilfe zu eilen scheinen. So war der Witz damaliger Zeiten beschaffen.

Unter Wenzels Regierung wurde die Denkfreiheit auf der hohen Schule zu Prag gegen alle Hemmungen des Pabstes und der böhmischen Bischöfe geschützt, und diese Universität, die älteste in Deutschland (gestiftet 1348, von Wenzels Vater, Karl dem vierten), welche damals nur fünf Nebenbuhlerinnen in Deutschland hatte, blühete so, daß 20 bis 30,000 Studenten bisweilen gezählt wurden. Nicht allein junge Leute, die zu Gelehrten reifen wollten, auch Ritter und Kaufleute

ließen sich in die Zahl der Zuhörer aufnehmen, um das Bedürfniß eines nach Aufklärung und Erkenntniß der Wahrheit ringenden Geistes zu befriedigen. Unter den Hochlehrern der Universität zeichnete sich Johann Huss aus. Er war zu Hussinetz in Böhmen im Jahre 1369 geboren, und verdankte seine gesammte Geistes, und Herzensbildung den Lehranstalten seines Vaterlandes. Sanft von Gemüth, streng von Sitten, beredt durch hohe Bildung seiner Anlagen zur Gedankenentwickelung, die Wahrheit aufsuchend in Lehre und Wandel, und sie findend durch geübten Scharfblick, zog er bald die Aufmerksamkeit aller Guten auf sich. Er wurde der Liebling des Volkes und der Stolz des Vornehmen; die Bekenntnisse seiner Zeitgenossen sind rührende Beweise davon. In der Kapelle Bethlehem zu Prag hielt er seine Predigten, nicht in der gewöhnlichen lateinischen, sondern in böhmischer Sprache; er wies die Menschen auf die Nothwendigkeit, mit dem Herzen einig zu werden, dringend und eifrig hin, und strebte die Laster zu bekampfen, die keine Zucht der Kirche

zügeln konnte. Er wurde Beichtvater der Königinn. Der Erzbischof Zbinko fand in ihm den scharfsichtigsten, unbestechlichen Mann, den er nach Wilznack in der Priegnitz senden könnte, um dort die wunderthätige Hostie zu untersuchen, zu welcher so viel Böhmen wallfahrteten. Es verbreitete sich das Gerücht, daß ein prager Bürger, Peter von Ach, seine lahme Hand, gegen eine geopferte silberne, dort wieder hergestellt bekommen hätte. Huss entdeckte bei seiner Untersuchung die Betrügereien jener Pfaffen, und den Böhmen wurde das Wallfahrten untersagt. Aber bald wurde dieser Erzbischof der Feind Hussens. Ein junger, feuriger, nach Wahrheit strebender, doch Leidenschaft einmischender Ritter, Hieronymus von Prag, hatte sein väterliches, in mehreren Gütern bestehendes Vermögen fast darauf verwendet, zu Paris und Heidelberg Gelehrsamkeit zu erwerben, und sie als künftiger Lehrer zu verbreiten. Jetzt war er (1402) von der englischen Universitat zu Oxford zurückgekehrt, und zwar voll von den Lehren eines dortigen ehemaligen Professors, Jo=

hann Wiklif, der, erfüllt von dem reinen Eifer für Wahrheit, wider Pfaffenthum und Mönchswesen gelehrt und geschrieben, die Bibel ins Englische übersetzt, und in seinen Vorträgen einen ganz andern Geist des Christenthums gezeigt hatte, als jener war, den die Schändlichkeit des Pfaffenthums in den Jahrhunderten der Verfinsterung erzeugt hatte. Hieronymus empfahl mit siegender Beredsamkeit die mitgebrachten Schriften Wiklifs bei Rittern und Bürgern, vom Lehrstuhle und am Hofe, und vertheilte eine Menge Abschriften derselben. Dieser helldenkende Mann, dem Hussens Ruhe nur fehlte, fand bald einen großen Wirkungskreis. Als Ritter stand er am Hofe des Königs, begleitete ihn auf Jagden oder bei Ritterzügen in voller Rüstung und drang in dessen Vertrauen ein; als Hochlehrer trat er wieder auf dem Lehrstuhle auf, um seine Ansichten der Religion edeln Seelen zu eröffnen; als Gutsherr war er mit den Ständen des Reiches in Verein, und half auch da die gute Sache fördern. Großen Anhang fand er unter den jungen Lehrern an der Univer-

sität; aber andere, besonders die Ausländer, welche drei Viertel des Stimmenrechtes hatten, waren gegen Wiclifs Lehren, riefen die Hilfe des Erzbischofes an, verursachten Versammlungen, in welchen jene Lehren als ketzerisch verworfen wurden — und endlich (1408) verdammte der Erzbischof die Bücher des englischen Lehrers zum Feuer. Dieses brachte die besser denkenden Lehrer der hohen Schule auf: sie schrieen über Eingriffe des Erzbischofs in ihre Freiheitsrechte, da er ihnen ihre Bücher zum Verbrennen hatte abfordern lassen, und hielten Rath, wie sie solche Anmaßungen abweisen könnten. Aber die Stimmen der Ausländer waren gegen sie. Daher versuchten sie erst diese zu überwältigen; es gelang ihnen durch den Einfluss, den Huss und Hieronymus am Hofe hatten. Wenzel vernichtete die bisherige Einrichtung der Universität, die sich in vier Nationen und Stimmenmassen, die böhmische, polnische, sächsische und baiersche getheilt hatte, wodurch die Fremden herrschten; er gab Befehl, daß künftig die Böhmen drei Stimmen, und die Fremden zusammen nur eine

Stimme haben sollten. Darüber wurden die Deutschen so erbittert, daß sie zu Anfange des Jahres 1409 Prag mit ihren Hochlehrern verließen, und sich, 5000 an der Zahl, nach Leipzig wendeten, und zu Gründung der Universität daselbst im nemlichen Jahre Veranlassung gaben. Der Erzbischof zu Prag hatte jetzt ein rüstiges Heer eifriger Streiter für den Pabst verloren, und die Böhmen konnten freier athmen. Huss predigte fleißig fort. Er griff nunmehr das schändliche Leben der Geistlichen, ihre Unwissenheit, ihren Wucher an, und deckte die Greuelthaten der Päbste auf. Da hieß er mit einem Male ein Ketzer. Als der Erzbischof sich bei dem Könige über Hussens Predigten beklagte, antwortete dieser: so lange Magister Huss wider uns Laien predigte, habt ihr euch darüber gefreuet; jetzt ist die Reihe an euch kommen: so möget ihr es auch zufrieden sein! — Der Erzbischof betrieb das Geschäft der Rache in geheim, und brachte endlich einen Befehl des Pabstes oder eine Bulle zum Vorscheine, vermöge welcher Hussen das Predigen untersagt wurde, und Wiclifs Bücher

der Untersuchung unterworfen werden sollten. Huss und die andern Lehrer lieferten dem Erzbischof die wiclifschen Bücher zur Untersuchung aus; Huss that es mit der bescheidenen Bitte, alle Stellen, die wider die Wahrheit wären, anzuzeichnen. Aber der Erzbischof ließ über zwei hundert Bände dieser Schriften in seinem Pallaste, bei versperrten Thoren, verbrennen. Dieß erregte den höchsten Unwillen des Königs und des Volkes; Huss bestieg am folgenden Sonntage den Lehrstuhl, und sprach ganz offen: durch das Verbrennen der Bücher hätte der Erzbischof keine Sünde aus dem Herzen der Menschen gerissen; im Gegentheil hätte er große Wahrheiten und vortreffliche Sittenlehren vertilgt, Aufruhr, Verleumdungen und Hass verbreitet, und Mordthaten verursacht. Das Volk hatte wirklich sich geregt, ohne Blutvergießen war es nicht abgegangen, und Spottlieder auf den Erzbischof erschallten überall in den Straßen. *) Aber nun wen-

*) Z. B. Zbinko, ein ABCschütze,
hat Bücher verbrannt,
die ihm nichts nütze,
weil er sie nicht lesen kann.

deten sich die, welchen die kostbaren, *) oft mit viel Goldarbeit verzierten Bücher verbrannt waren, an den König, und der Erzbischof wurde zum Schadenersatze verurtheilt. Da sich dieser dazu nicht verstehen wollte, wurde zwei böhmischen Rittern der Befehl gegeben, den Ersatz von allen denen mit Gewalt einzutreiben, die zur Bücherverbrennung gerathen hätten. Hieronymus bewies hier, daß er von dem Verfolgungsgeiste seiner Gegner ebenfalls nicht frei wäre, ließ in der Hitze der Leidenschaft drei Mönche, die zu den Bücherverbrennern gehörten, ins Gefängniss setzen, und stürzte selbst einen von ihnen in die Moldau, der aber von einem Ritter wieder gerettet wurde. Huss wurde jetzt nach Rom vor den päbstlichen Stuhl geladen, (1410). Der König, die Königinn, der Adel und die Universität sendeten nach Rom, um das gefährliche Erscheinen Hussens vor erbitterten Feinden abzuwenden; aber Huss wurde dessenungeachtet für einen Ketzer er-

*) Die Buchdruckerkunst war noch nicht erfunden. Ein Buch musste damals abgeschrieben, und daher sehr theuer bezahlt werden.

klärt, und in den Bann gethan, weil er nicht erschienen war. Doch niemand achtete dieses: denn die Böhmen hatten einen andern Begriff von Ketzerei. Sie nannten den nur Ketzer, der den Lehren Jesu zuwiderlehrte. Die römische Geistlichkeit machte hingegen jeden zum Ketzer, der nicht alle Verordnungen des Pabstes für göttliche Gesetze annahm.

Unterdess vermittelte der König eine Versöhnung zwischen dem Erzbischofe und Huss, und jener versprach sogar, einen Brief nach Rom zu schreiben, und Huss von aller Ketzerei loszusprechen. Doch er starb, ehe der Brief abgegangen war.

Am 19. Mai 1412, kam ein päbstlicher Gesandte in Prag an. Er brachte den Befehl mit, das Kreuz zu predigen. Der Pabst hatte Zänkereien mit dem Könige von Neapel, Ladislaw, und dieser war in das päbstliche Gebieth mit einem Heere gefallen. Die Vertreibung dieser lästigen Krieger wurde nun zu einer Religionssache gemacht, und in Böhmen versprach der Pabst allen, die entweder durch ihr Schwert oder ihr Geld

wider den Feind des Oberhauptes der Kirche wirken würden, völlige Vergebung der Sünden in diesem und jenem Leben. Ablassbriefe wurden im ganzen Lande verkauft. Die Ablasskrämer zogen von Ort zu Orte, schlugen ihre Buden auf den Märkten auf, ließen trommeln, und machten es dem Volke zuckersüß, durch wie kleine Aufopferung hinfälliger Güter ewiges Heil sich zu erkaufen. Auch den Geldlosen kamen die Barmherzigen zu Hilfe; sie nahmen bereitwillig Ochsen, Schafe und Schweine und allerlei Vieh statt barer Zahlung an, und trieben damit einen einträglichen Handel. Der edle Huss musste nothwendig durch diese Abscheulichkeit aus seiner Ruhe zum eifrigsten Gegenwirken hingerissen werden. Er predigte und lehrte, wo er nur konnte: es wäre nicht erlaubt, dem Pabste Geld zu geben, um Christenblut zu vergießen. Es wäre Schändung der heiligen Religion, denen Ablass zu ertheilen, die man zum Blutvergießen aufhetzte, öffentlich die Barmherzigkeit Gottes feil zu halten, und den gerechten Urtheilsspruch des Weltrichters über die Sünder umandern und nichtig machen

zu wollen für ein dargebothenes Geldstück oder Vieh.

Der König hatte anfangs geschwiegen aus Schonung gegen den Pabst; jetzt konnte er das Plündern seines Landes nicht mehr ansehen; zornig, wie er war, ließ er einen heftigen lateinischen Brief an den Pabst absenden. Er fing also an:

Heiligster Vater! Mit Erstaunen haben wir jetzt von der zügellosen Gier und abscheulichen Frechheit vernommen, mit welcher die von Ew. Heiligkeit zur Predigung des Kreuzes in unserm Königreiche ausgerüsteten Gesandten sammt ihren Helfershelfern sich so betragen haben, wie jene, welche die ganze Hand nehmen, wenn man ihnen den Finger giebt. So wie sie den Seelen vom Orte der Verdammniß Erlösung versprechen, und das offene Himmelreich, welches nur, wie wir wissen, dem Verdienten gegeben werden kann, allen zusagen, die Geschenke spenden wollen; eben so predigen sie öffentlich viel andere Dinge, die wir der Kürze wegen übergehen, jedoch nach unserm Befehle durch öffentliche Urkunde Ew. Hei-

tigkeit zur Kenntniß bringen lassen —; wodurch sie aber nicht das Heil der Gläubigen fördern, nicht den wahren Glauben befestigen, sondern nur die Herzen der Einfältigen in Irrthum verwickeln — und, wie es heißt, große Schätze zusammen gebracht haben. Dadurch glauben wir die Heiligkeit Gottes so beleidigt, daß uns keine Schande dieser Schuld, keine Strafe diesem Verbrechen hinlänglich scheint. u. s. w.

Für diesen, durch den Beichtvater nach Rom gesandten Brief wurde Wenzel auch für einen Ketzer erklärt; die Böhmen hielten sich aber um so mehr berechtigt, mit den Ablasskramern nach Verdienst zu verfahren. Hieronymus that, was zu vermuthen war, er ließ seiner Leidenschaft den Zügel, und suchte noch Rache für seines Wiclifs Schriften. Er hing die Bulle des Pabstes frechen Dirnen um den Hals, ließ sie unter Bedeckung seiner Waffenknechte durch die Stadt führen, und dabei ausrufen: man führt die Bulle eines Volksbetrügers zum Scheiterhaufen! Anderer Thorheiten nicht zu gedenken. Die Studenten widersprachen den Pfaffen,

die von der Kanzel den Ablass empfahlen, in der Kirche öffentlich, und riefen ihnen laut zu: ihr seid Lügner und Betrüger! Als die Strafe der Ruthen von Seite der Obrigkeit nichts half, ließ der Rath zu Prag drei junge Männer, die in der Kirche ergriffen worden waren enthaupten. Das Volk geräth in Bewegung, alles strömt zum Rathhause. Gegen funfzig vom Volke treten vor, verlangen auch den Märtyrertod wie jene zu sterben, weil sie eben so vom Ablasse dächten. Der Rath muss alles anwenden, sich von Menschen zu befreien, die den Tod wollen; aber zwei Wochen hindurch tobt das aufgebrachte Volk!

Ein neuer Erzbischof, Konrad von Bechta wollte jetzt (1413) das Königreich von dem Geruche der Ketzerei reinigen, hielt Versammlungen, untersuchte, und stürmte in den König, Wiclifs Lehren als ketzerisch anzuerkennen. Das geschahe. Der Bischof sprach jetzt über die Stadt Prag das Interdict aus, so lange Huss in ihr verweilen würde. Keine Kirche war offen, in keiner Kapelle hallte das Gebet der Priester;

keine Glocke tönte, kein Kind wurde getauft. Der Sterbende lag ohne Trost des Geistlichen, der Todte blieb unbegraben. Huss sahe sich vom Könige verlassen, und ging in die Gegend seines Geburtsortes, predigte fleißig in Hussinetz, oft im freien Felde. Zulauf war von allen Seiten; der Prediger war zu berühmt. In Prag wurde das Interdict aufgehoben. Wenzel sahe aber bald ein, daß man Hussen Unrecht gethan.

Huss hörte, daß von dem römischen Könige Siegismund, eine allgemeine Kirchenversammlung nach Kostnitz am Bodensee zum October 1414 berufen worden wäre. Er beschloss, sich dort zu rechtfertigen. Er ging nach Prag, und forderte jeden auf, ihn vor dem Erzbischofe die Ketzereien zu beweisen, deren er beschuldigt wurde. Es erschien niemand. Huss ließ sich dieses gerichtlich bezeugen; bekam ein Zeugniss von dem Legaten des Pabstes, Niklas von Nazareth, daß dieser nie etwas Böses, Verkehrtes oder Irriges an ihm angetroffen hätte, und brachte es dahin, daß der Erzbischof auf einem Landtage feierlich erklärte, er hätte nie eine fal-

sche, von dem Worte Christi abweichende Lehre in Huss gefunden. So vorbereitet zur Reise, mit Empfehlungsbriefen vom Könige versehen, und von drei Rittern auf königlichen Befehl begleitet, verließ der edle Mann am 18ten October 1414 Böhmen, vertrauend auf die Gerechtigkeit seiner Sache. Einen gesuchten Geleitsbrief vom Könige Siegismund fand er erst in Kostnitz vor, der aber nichts war, als ein gewöhnlicher Reisepass, kein Schutzbrief. Zu Anfange des Jahres 1415 reiste Hieronymus nach, um seinem Freunde beizustehen.

Die Kirchenversammlung war äußerst glänzend und zahlreich. Es waren über hundert tausend Fremde zusammen gekommen; unter ihnen zählte man 23,000 Fürsten und Ritter, 18,000 Geistliche, aber auch eine Menge liederlichen Volkes, das dahergezogen kam, um auf alle Art zu erbeuten.

Als Huss angekommen war, forderte man ihn bald vor die Versammlung, die mit der Untersuchung seiner Sache ihre schandevolle Arbeit anfing. Ihm wurde seine Vertheidigung leicht: denn er hatte einen doppelten

Beistand: die Wahrheit und die Bibel. Aber alles, was geistlich war, schrie über ihn das Wort: Ketzer! aus. Da war keiner, der sich seiner annahm. Er wurde gefangen gesetzt in ein dumpfes, von tiefen Moräst angefülltes Gefängniß. Ein heftiges Fieber überfiel ihn; aber es tödtete ihn nicht, denn er sollte nicht vergessen innerhalb der Kerkermauer — er sollte glorreich enden. Vom 16. November 1414 bis zum 8. Juni 1415, schien er aber wie vergessen zu sein.

Wenden wir uns nach Böhmen: so sehen wir bald nach Hussens Abreise neue Lehren verbreitet. Jacob von Mieß, bekannter unter dem Namen Jakobellus, fing an zu predigen, es werde der Kelch beim Abendmahle wider den Befehl Jesu den Laien (Nichtgeistlichen) entzogen; er ermahnte das Volk, auch den Kelch zu fordern, und brachte drei Pfarrer dahin, ihn den Laien zu reichen. Das hielt kein Böhme für Ketzerei; aber die Väter zu Kostnitz, sehr bald benachrichtigt von dieser Neuerung, sprachen das Verdammungsurtheil über den unschuldigen Gebrauch aus und befahlen den Erzbischöfen

in der ganzen Christenheit, die Gewalt der Fürsten anzurufen, und die Kelchner als Ketzer zu behandeln. Der Erzbischof zu Prag legte das Interdict auf die Stadt, so lange der Kelch gereicht wurde; Wenzel ließ die Ungehorsamen gefangen nehmen und strafen. Das Volk ging aufs Feld, und ließ sich dort das Abendmahl unter den beiden Sinnbildern des Brotes und Weines reichen.

Am 8. Juni musste Huss vor den Vätern der Kirchenversammlung erscheinen, und sich vierzig Irrthümer vorwerfen lassen, die er widerrufen sollte. Er zeigte, daß die Versammlung selbst vierzig Mal irrte. Man drohete ihm mit dem Tode. Er antwortete: kann man mich eines Irrthums aus der Bibel überführen; so bin ich bereit zu widerrufen. Wo nicht; so werde ich in meinem Glauben beharren bis in den Tod!

Vor seinen Augen wurden jetzt seine Schriften verbrannt. Er lächelte. Man führte ihn in den Kerker zurück. Am 6ten Juli wurde er wieder aus dem Gefängnisse gezogen, in die Kirche geführt, und zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt.

Darauf nahm man ihm die Priesterweihe, durch Ausziehung des Messgewandes, Abscheerung der Hare, Entreißung des Kelches mit den Worten: du verfluchter Judas, du hast den Rath des Friedens verlassen; wir nehmen dir den Kelch, der zur Vergebung der Sünden dient. Huss antwortete: noch heute werde ich ihn neu trinken in meines Vaters Reiche. — Eine hohe papierne Mütze wurde ihm dann aufgesetzt. Drei Teufel waren darauf gemahlt, das Wort Erzkezzer war darauf geschrieben. Welch eine boshafte Seele, die noch an diese Beschimpfung denken, und sie ersinnen konnte! Man übergab seine Seele nunmehr dem Teufel, und den unglücklichen Mann dem Henker, der ihn gleich aus der Kirche zum Richtplatze führte. Mit Fassung und frommer Ruhe warf Huss die letzten Blicke auf das zuströmende Volk, und rührte dadurch die Herzen. Mit sieben nassen Stricken und einer Kette wurde der Edle an einen Pfahl gefesselt, und mit Holzstößen bis zum Gesichte umlegt. Ein Bauer kam mit einem Arm voll Holz noch keuchend herbeigelaufen, wähnend, Gott

zu gefallen, wenn er Holz aufpackte, einen Kezzer zu verbrennen. Huss musste lächeln; er rief: o sancta simplicitas! (o heilige Einfalt!) Beim Anzünden des Holzstoßes betete der Dulder lateinisch mit emporgehobenen Augen, bis der Wind den Dampf ihm stark ins Gesicht trieb, und sein Leiden schnell endigte. — Wenn wir erbittern über die Bosheit des menschlichen Gemüthes, welches verwildert, die Wahrheit da verfolgt, wo sie dem Eigennutz schadet — so verherrlicht sich wieder vor uns die menschliche Seele, die, eingedrungen in das Reich der Wahrheit, und getränkt aus dem Kelche des reinern Lebens, sich über die Qualen der Erde erhebt, und allem entsagt — nur nicht der Wahrheit! Hussens Ende erwecke daher nicht sowohl Betrübniß über das Sinken der Menschheit, als vielmehr Wonne über den Sieg erhabener Seelen, über das Große im Menschen, und das Heilige im Reiche des Geistes, das uns mächtig anzieht, unser Dasein verherrlicht, und den Werth der Ewigkeit uns fühlen läßt, wenn die Verfolgung des Lasters auf uns einstürmt.

Die Nachricht von Hussens Tode, welche der böhmische Bischof von Leutomischel schriftlich überbrachte, setzte die böhmische Nation in Trauer, Bestürzung, in Wuth. Der tadellose Lehrer heiliger Wahrheit, der Beichtvater der Königinn, der Liebling des Volkes war hingerichtet, wie ein Missethäter, durch Priesterarglist. Der König war entrüstet gegen die Geistlichkeit und besonders gegen seinen Bruder Siegismund, der diese Mordthat zugelassen hatte. Seinen Schmerz zu überwinden, verließ er die Hauptstadt, und verlebte einige Monate in der Stille auf einem seiner Landschlösser. Der Adel berief eine allgemeine Versammlung der Stände zusammen, und ließ eine Antwort an die kostnitzer Väter aufsetzen, unterschrieben von 53 Herren (Besitzern von Herrschaften) und 99 Rittern. Darin hieß es: „ihr habt unsern Mitbürger, den Magister Huss, seligen Andenkens, dem Gottesgelehrten und Prediger des göttlichen Wortes, — wir wissen nicht, von welchem Geiste geleitet — ohne Geständniss, unüberführt, keiner Irrthümer und Ketzereien überwiesen, bloß auf

falsches, lügenhaftes und zudringliches Anklagen und Aufhetzen seiner und des Königreichs größten Feinde, Verläumder und Verräther, (worunter der Bischof von Leutomischel mit verstanden wurde,) als einen hartnäckigen Ketzer verurtheilt, und ihn mit der grausamsten und schändlichsten Todesstrafe belegt. Wir bekennen und betheuern hiermit öffentlich, daß Johann Huss ein wahrhaft guter, frommer und rechtgläubiger Mann gewesen ist, seit so viel Jahren in unserm Königreiche sittlich gelebt, und sich den Ruhm eines tadellosen Lebens erworben hat." — Nach mehrern Vorwürfen schließen sie: „übrigens sind wir bereit, die Vorschriften unsers Herrn Jesu Christi, und deren fromme, sanftmüthige und standhafte Lehrer, wider alle Untergrabung durch Menschensatzung, unerschrocken, und mit dem letzten Blutstropfen zu verfechten und zu vertheidigen." — Sie versicherten keine Ketzer, sondern gute Christen zu sein, und würden sich einem künftigen Pabste *) in allem unter-

*) Denn damals waren deren drei, die sich bekämpften. Zu Kostnitz sollte ihre Streitigkeit beendet

werfen, was ehrbar, und der Vernunft und dem göttlichen Gesetze gemäß wäre. So handelten die Ritter. Das Volk ließ seinem Hasse gegen die Geistlichen vollen Lauf. Die Mönche durften sich nur sehen lassen, man rief gleich: in den Sack mit dem Mönch, in den Sack, in den Sack! *) Die Geistlichen, welche Hussen nicht wohl gewollt hatten, wurden geplündert, geschlagen, geschimpft, oft getödtet. Alle mögliche Mißhandlungen, deren ein ergrimmtes, rohes Gemüth fähig ist, wurden an diesen Schlachtopfern verübt. Der Erzbischof belegte Prag mit dem Interdicte; man achtete nicht mehr die päbstliche Gewalt. Diejenigen, welche die Sache Hussens zu ihrer eigenen machten, und den Kelch im Abendmahle nahmen, nannten sich Hussiten, waren die stärkere Partheí, und wurden von dem Könige unterstützt.

Die Väter auf der Versammlung zu Kost-

---

werden. Man setzte sie alle drei ab, und wollte einen neuen wählen.

*) Strafbare Geistliche pflegte man damals in einen Sack zu stecken und zu ersäufen, welche Strafe das Säcken genannt wurde.

nitz schrieben einen heftigen Brief an die böhmischen Stände, und forderten sie vor ihren Richterstuhl. Die Stände erschienen nicht, und wurden in den Bann gethan. Das fachte die Flamme noch mehr an. Höher stieg die Erbitterung, als man die Schreckensnachricht hörte, daß Hieronymus von Prag am 30. Mai 1416, ebenfalls in Kostnitz verbrannt worden wäre. Dieser feurige Mann war dahin gegangen, um seinem Freunde beizustehen; als er alle Hoffnung verloren hatte, ihm zu helfen, reiste er voll Erbitterung ab. Aber die Pfaffen, seine Ankunft in Böhmen fürchtend, ließen ihm nachsetzen, und den ergriffenen zu Kostnitz in ein so morastiges Gefängniß werfen, daß ihm die Füsse zu faulen anfingen. Diese Folter schlug seinen Geist nieder — sein Heldenmuth verließ ihn, und er verstand sich zu einem Widerruf. Aber auch da höhnten ihn die Pfaffen an, daß es ja doch nicht sein Ernst wäre! Plötzlich erwachend von dem Hinschlummern der Mannskraft, bekannte Hieronymus muthig, daß er der treueste Anhänger Hussens und Wiclifs bis in den

Tod sein würde. Auf dieses Bekenntniß wurde er zum Scheiterhaufen verurtheilt. Mit einer Standhaftigkeit, die den Grimm seiner Feinde erhöhete, erlitt er den Tod.

Bald darauf ließen die Stände von der Universität die Frage beurtheilen, ob die Kelchner Ketzer wären? Die Hochlehrer urtheilten: weder lange Gewohnheit in der Kirche noch Menschensatzungen könnten das aufheben, was der Stifter der Religion selbst verordnet und empfohlen hätte. Die Väter zu Kostnitz könnten aber nicht läugnen, daß Christus das Abendmahl unter beiden Gestalten eingesetzt hätte. Daher dürfte auch jeder Antheil nehmen an dem Kelche, wer nur dadurch mehr Gnade von Gott zu erlangen hoffte. Jene aber, die sich allein mit dem Brote begnügen wollten, sollte man auch deßhalb nicht verfolgen, sondern es ihrem Mangel au Aufklärung zu Gute halten.

Bis hierher war die Sache der Religion auf eine edle Art betrieben worden, und der frühe Sonnenblick einer wahren Aufklärung schien in Böhmen die Keime eines edlern Seins und geistigern Strebens zu entfalten;

aber da umzogen Nebel die Sonne der Wahrheit, und die Menschen richteten nur ihren Blick nach dem Kelche, der ihnen immer heller glänzte, je länger ihre Blicke an ihm hingen. Die Päbste konnten ihnen den Kelch nicht gestatten, ohne ihre ganze Satzung, daß kein Laie ihn trinken dürfte, zu untergraben, und die Böhmen wollten nicht von ihm lassen. Ihre trunkenen Blicke sahen immer mehr umschleierte, lockende Gestalten der Schwärmerei, und ihr von Sehnsucht nach dem Heiligen erfülltes Gemüth suchte Befriedigung in geheimnißvollen Lehren. Kein Lehrer voll Ansehen, wie Huss, stand an der Spitze. Nikolaus von Hussinecz, der Besitzer des Geburtsortes von Huss, und ein eifriger Hussit, hielt 1419 eine lange Rede vor den versammelten Hussiten in Prag. Die Rede schien dem gegenwärtigen Könige nicht christlich, sondern aufrührerisch, daher verwies er den Redner, seinen Burggrafen zu Prachatitz, aus der Stadt. Der trotzende Niklas predigte jetzt im Lande überall von dem Kelche, als der einzigen versäumten Bedingung zur Seelig-

keit, und bekam so einen Zulauf vom Volke, daß am 22. Jul. 1419, 40,000 Menschen auf einem Berge versammelt waren, wo vor zwei hundert Jahren die Stadt Hradisstie gestanden hatte. Sie genossen hier das Abendmahl aus den Händen ihrer Priester, die sich an 300 steinernen Tischen vertheilt hatten, wovon noch jetzt drei in der Stadt Tabor gezeigt werden. Den Berg nannten sie Tabor (Lager), und nahmen selbst den Namen Taboriten an. Niklas hatte hier das Volk zum Aufruhre gegen den König gereitzt; aber der Prediger Koranda ermahnte dagegen, lieber Gott zu bitten, daß er ihnen einen so guten König noch lange erhalten möchte. Dieses Mal gingen alle ruhig, aber schwärmerisch gestimmt auseinander.

Nicht so ruhig lief es um gleiche Zeit in Prag ab. Johann Zizka von Trocznow, ein tapferer Ritter, im Kriegshandwerke sehr erfahren, aber den Leidenschaften ganz hingegeben, glaubte, als Anführer der Hussiten etwas Großes ausführen zu können. Er hatte als Hofritter täglich Zutritt zum Köni-

ge, erschien lange Zeit vor ihm sehr niedergeschlagen, bis der König nach der Ursache dieser auffallenden Veränderung fragte. Wer könnte wohl heiter aussehen, anwortete Zizka, da Huss grausam hingerichtet, und das Königreich beschimpft ist! Der König erwiederte: das ist nicht zu änderu; fällt dir etwas ein, so thue es! Diese Worte waren die Loosung für Zizka's Grimm gegen die Geistlichkeit. Kaum hatte sich der König von Prag entfernt, als sich Zizka an die Spitze der Hussiten stellte, die in der Kirche bei Marienschnee das Abendmahl genossen hatten. (30. Juli 1419.) Ein Priester trug den Kelch voran; so ging der Zug durch die Stadt vor eine Kirche. Diese war vor ihnen verschlossen. Sie wurde erbrochen; der Pfarrer gemordet. Der Zug ging darauf zum neustädter Rathhause. Das Volk forderte Freilassung der gefangenen Hussiten. Zum Unglück warf man, statt zu antworten, mit Steinen aus den Fenstern. Der Priester wurde getroffen. Zizka drang mit den tobenden Hussiten racheschnaubend ein, um den unduldsamen Rath, der päbstlich gesinnt

war, auffallend zu bestrafen. Ein Rathsherr wurde im Zimmer getödtet, die übrigen warf man aus den Fenstern. Der Pöbel unten fing sie mit Spießen auf, und schlug sie mit Dreschflegeln völlig todt. Der König wüthete bei der Nachricht von diesem Aufruhre; er wollte fürchterlich strafen; aber sein Zorn, verbunden mit der Angst vor Entthronung, beschleunigte sein Ende. Der Schlag tödtete ihn am 16. August.

Der Tod, der des Königs Lebensfaden zerriss, zersprengte zugleich die Fesseln, welche den allgemeinen Aufruhr gebunden hatten! Den alleinigen Erben, Kaiser Siegismund, Wenzels Bruder, hassten alle Böhmen, Katholiken und Hussiten, und darin waren sie eines Sinnes, den Mann ohne Treue und Glauben, den arglistigen, leichtsinnigen Wollüstling nicht für ihren König anzuerkennen.

Zizka, der gewandte Feldherr, wusste, was zu thun war. Er ging zu den Taboriten, welche die Stadt Austie zerstört, und auf dem Berge Tabor eine neue Stadt gegründet hatten. Dieses neue Tabor ließ er

vortrefflich befestigen, indem er die Lage desselben einsichtsvoll benutzte. Die Stadt wurde schnell bevölkert. Die von der Schwärmerei ergriffenen Böhmen verkauften, was sie hatten, und zogen mit Weib und Kind nach Tabor, ihr Vermögen zu den Füßen der Priester niederlegend, welche von einer nahen Ankunft Christi predigten, und allen den Untergang ankündigten, die dieser Nachricht widersprächen. Siegismund kam mit einem Heere nach Mähren, zauderte lange, hielt einen Landtag, erbitterte durch seine Befehle gegen die Hussiten die böhmische Nation, beleidigte die prager Abgeordneten, und versäumte die Zeit, nach Prag selbst zu gehen, wo das Volk indessen sich eilig rüstete und verschanzte, zur Uebung den kleinen Krieg mit den Geistlichen anfing, und alle kirchliche Einrichtungen der Katholiken zerstörte, so daß nicht einmal die Orgeln in den Kirchen blieben. Siegismund zog lieber nach Breslau, welches damals unter Böhmen stand. Hier ließ er einen Bürger von Prag, Johann Krasa, der sich für einen Hussiten öffentlich bekannte, von Pferden durch

die Stadt schleifen, und den fast zerschlagenen verbrennen. (17. März 1420.) Krasa hatte von jeher dem Tode und dessen Qualen getrotzt. Als der Kaiser ihm vor der Gefangennehmnng verbiethen ließ, aufrührerische Reden zu führen, antwortete er: „saget dieser Bestie, daß ich es öffentlich rede, Johann Huss sei auf kaiserlichen Befehl ungerecht zum Tode verurtheilt, und daß ich dieses reden will, so lange ich lebe!" Keine Drohung brachte ihn zum Widerruf; er ließ sich schleifen. Der Kaiser hatte Ursache, sich vor den Hussiten, wenn sie alle so gesinnt wären, zu fürchten. Aber diese Hinrichtung war so übel zu Bändigung einer rasenden Menge gewählt, daß in der Erbitterung mancher ruhige Böhme nun zu den Waffen griff. Diese bestanden damals besonders in Sensen und zwei noch gefährlichern Mordwerkzeugen, in Dreschflegeln mit eisernen Zacken durchspickt, und Morgensternen, oder langen Keulen, deren Kopf von starken eisernen Spitzen starrte. Endlich rückte Siegismund in Böhmen ein. Langsam bewegte er sich gegen Prag. Ueberall fand er Wider-

stand. Zizka und Niklas von Hussinetz kamen mit ihren Taboriten den Pragern zu Hilfe. Diese Krieger, begleitet von Weibern und Kindern, waren vom Religionseifer so erhitzt, daß sie der größten Heldenthaten fähig waren; aber auch so verblendet, daß sie die empörendsten Greuelthaten an ihren Feinden verübten. In der Schlacht erhöhete ihren Muth der Kelch, den die Geistlichen auf einer Stange vorantragen mussten. Siegismund zog noch viel deutsche Truppen an sich, so daß er wenigstens mit 80,000 Mann (nach andrer Angabe 150,000) Prag zu bestürmen anfing. Aber Zizka schlug auf dem nahen Berge Wikkow (13. Jun. 1420) den Hauptangriff so glänzend zurück, daß die feindlichen Truppen auseinander gingen. Jener Berg wurde in der Folge Zizkaberg genannt. Während der Zeit hatte auch Tabor sollen erobert werden; aber es fiel nicht. Niklas Hussinetz, von Prag mit 350 Reitern zu Hilfe eilend, überfiel die Belagerer, tödtete, zerstreuete sie, und machte große Beute an Gold und Silber und Geschütz, dieselbe mit den Taboriten theilend, die gleich-

zeitig einen Ausfall aus der Festung gemacht hatten. Siegismund kehrte nach Ungarn zurück, dessen wankenden Thron er auch besaß; die Hussiten verbreiteten sich in Böhmen und den angrenzenden Ländern, hielten die abscheulichsten Greuelthaten für keine Sünde, wenn sie an anders denkenden verübt würden, und zwangen durch Plünderung und Verheerung viel Katholiken, sich aus Furcht anzuschließen. Die Klöster wurden am wenigsten geschont, die Mönche alle Mal verbrannt, und selbst in Städten die sich ergaben, wurden die Geistlichen ein Opfer der Wuth.

So war denn jeder edle Keim, den Hussens fromme Lehren hervorgelockt hatten, erstickt, und das angefangene schöne Werk, das Reich Gottes, das Reich der Wahrheit in Böhmen selbst durch Aufopferung des letzten Blutstropfens zu befördern, ging, leider! durch veränderte Zwecke unter. Jetzt war das Reich der Empörung und Rache, der zügellosesten Leidenschaft und des Bösen im Menschen angebrochen, und Zizka artete zum Ungeheuer aus, desto gefürchteter und gefährlicher, je mehr er an Feldherrntalen-

ten allen andern überlegen war. Die gewöhnlichen Hussiten waren die gemäßigsten; die Taboriten die grausamsten, die Adamiter die verworfensten, die selbst von Zizka (1421) durch den Scheiterhaufen ausgerottet wurden bis auf einen, von dem er die Geheimnisse ihres Glaubens erpressen wollte. Sie entstanden in Tabor durch die Lehren eines mährischen Priesters, der die göttliche Verehrung des Abendmahles tadelte, da nur Brot und Wein, kein Fleisch und Blut Christi genossen würde. Das war für 400 unruhige Köpfe genug, die Kelche zu zerschlagen, und die Taboriten für Götzendiener zu erklären. Aber sie wurden aus der Stadt getrieben. Nun fingen sie an, den Stand der Unschuld der ersten Menschen dadurch zurückzurufen, daß sie nackt gingen, auf Bergen und in Wälder umherzogen, und wie die Wilden, oder vielmehr wie das Wild lebten. Morden, Rauben und Brennen war bei ihnen an der Tagesordnung.

Unermüdet zog Zizka im Lande umher, eroberte Städte und Burgen, und ließ zerstören und morden. Die Burg Raby bela-

gerte er jetzt zum zweiten Male. Er hatte sie vorhin verödet; aber sie war von den Feinden wieder aufgebauet worden. Als er um die Burg reitet, fliegt ein Pfeil aus derselben, und verwundet ihn über seinem rechten Auge; das linke hatte er schon längst verloren. Er gehet nach Prag zurück, um sich heilen zu lassen; doch die heftige Entzündung raubt ihm das Gesicht völlig; er bleibt als blinder Mann noch Anführer und glücklicher Feldherr.

Im Jahr 1421, kamen deutsche Hilfsvölker nach Böhmen; man berechnete sie zu 100,000 Mann. Sengend und brennend, meist von Bischöfen befehligt, rückten sie gegen Prag vor. Sechs Mal stürmten sie gegen die Stadt; aber sie wurden zurückgeworfen. Jetzt kam Zizka mit seinen Taboriten daher zu Hilfe. Der bloße Ruf, der dem blinden Feldherrn vorherging, schreckte die Feinde so, daß sie am 2. October das Lager abbrachen, und in eiliger, ungeordneter Flucht ihre Rettung suchten. So war Böhmen wieder von auswärtigen Feinden befreit.

Siegismund kam mit 80,000 Mann gegen Ende des Jahres in Mähren an, drang nach Böhmen vor, und gelangte bis Kuttenberg. Zizka stellte sich überall ihm in Schlachtordnung entgegen, doch jederzeit in der vortheilhaftesten Stellung: er kannte das Land genau, und sein inneres Auge sahe mehr, als alle Augen seiner Gegner. In fester Stellung wollte ihn Siegismund umzingeln; aber Zizka zog in der Nacht mitten durch die Feinde, seine Flügel durch eine Wagenburg schützend, deren Erfinder er gewesen war, die stets sein Lager gleich einem wandernden Bollwerke umgab. Die überraschten, und durch das Geräusch der Wagenburg in Verwirrung gebrachten Feinde, machten selbst den Taboriten Platz. Siegismund, unentschlossen und außer Fassung, versäumte die Zeit, die der rastlose Zizka anwendete, sein Heer zu verstärken. Am 1. Januar 1422 stellte sich dieser schon wieder vor des Feindes Heere in Schlachtordnung auf. Der Kaiser fand es bedenklich, eine Schlacht anzunehmen, und zog nach Mähren zurück, indem seine Soldaten Denkmäler ihrer Grau-

samkeit selbst gegen die treuen Anhänger ihres Herrn zurückließen. Aber Zizka folgte auf dem Fuße, erreichte den Feind bei Deutsch Brot in einer von Sümpfen durchschnittenen Gegend, und schlug ihn völlig. Die feindliche Reiterei versuchte über die zugefrorne Sazawa zu entkommen, das Eis brach, die Verwirrung stieg aufs höchste, und die andringenden Hussiten jagten einige Tausend Reiter in den Fluss. Siegismund wäre fast in die Hände Prokops, eines Hussitischen Anführers gefallen; aber Johann von Pteni, ein Mährer, opferte sich für den Kaiser, warf sich mit wenig Reitern dem Feinde entgegen, und endete rühmlich. Die Beute war unermeßlich; fünf hundert Wagen, darunter 140 mit Geld beladen, 7 Fahnen und eine Menge Geschütz fielen den Siegern in die Hände. Zizka forderte jetzt Deutsch Brot auf, die Thore zu öffnen; die Burger verweigerten es, und schickten sich zur Vertheidigung an. Zizka ließ stürmen und die Stadt fiel. Dreitausend Einwohner wurden niedergehauen, die Häuser geplündert und angezündet.

Zizka erklärte sich jetzt als Feind der Prager, und bekriegte sie, weil sie über Statsangelegenheiten nicht gleich mit ihm dachten. In zwei Treffen schlug er sie, und ging auf Prag los, um dasselbe zu zerstören. Doch die Prager sendeten Vermittler, bewirkten Aussöhnung, und schlossen Frieden. Zizka zog ohne Anstand wieder nach Mähren, zur Vertreibung kaiserlicher Hilfsvölker. Aber er erkrankte vor dem Stadtchen Przibislaw, welches, als kaiserlich gesinnt, gezüchtigt werden sollte, und starb am 11. October 1424. Der Sieger in zwölf Schlachten, der Eroberer nicht gezählter Stadte und Burgen, der unerschöpfliche Erfinder neuer Angriffs- und Vertheidigungsarten mit ungeübten Heeren, der Mann von eisernem Willen stehet doch da als trauriges Denkmahl in der Menschengeschichte. Er übertrieb selbst die Grausamkeit seines Zeitalters, verläugnete die heilsame Einwirkung unserer Religion auf das Gefühl der Liebe und des Wohlwollens, hatte nicht den Kampf für Wahrheit zum Zwecke, sondern nur Stillung einer unersättlichen Rache, und Behauptung einer unbezwingli-

chen Macht gegen den Kaiser Siegismund. Sein Nachfolger, Prokop der Große, hatte sich unter dem erfahrnen Feldherrn gebildet, übertraf aber sein Vorbild noch an Grausamkeit.

Ein neuer Kreuzzug wurde im J. 1431 gegen die Böhmen beschlossen, welche Siegismund nie mit Milde zu gewinnen suchte, sondern mit Härte zu schrecken, und mit Strenge zu gewinnen wähnte. Ein Heer von 130,000 Mann kam wieder zusammen; der Kurfürst Fiedrich von Brandenburg, der erste Hohenzoller, welcher Brandenburg besaß, wurde genöthigt, anzuführen. Der Kardinal Julianus Casarinus begleitete das Heer, dasselbe durch Gaukeleien, die den Schein der Religion haben sollten, zu entflammen suchend. Aber das Heer war nicht weit in Böhmen, mordend, plündernd, sengend, brennend vorgedrungen, als es bei Riesenburg am 14. Aug. 1431 geschlagen, und von dem Schrecken der Hussiten so übertäubt wurde, daß die Soldaten ihre Fahnen zerrissen, ihrer Anführer Stimme nicht achteten, und in schimpflicher Flucht Böh-

men verließen. Elf tausend wurden erschlagen, 8000 Wagen und 150 Kanonen erbeutet. Der Kardinal Julian verlor seine Kreuzbulle gegen die Böhmen, den Kardinalshut, und seine ganze Ausstattung als geistlicher Anführer.

Von jetzt glich Böhmen einem Vulkan, der glühende Lava auf die Nähe hinabwälzt, und die Ferne mit versengenden Aschenwürfen überschüttet. Die Hussiten stürzten sich wüthend und Rache schnaubend auf die benachbarten Länder, drangen bis zur Ostsee vor, und verwüsteten besonders die meißner und brandenburger Gegenden mit Feuer und Schwert. Man sahe ein, daß mit der Waffen Gewalt die Böhmen nicht zu bezwingen wären, man fing an, zu unterhandeln, was man vor 20 Jahren hätte thun sollen, und brachte es endlich im J. 1436 dahin, daß fast ganz Böhmen den Kaiser Siegismund als König anerkannte, und sich ihm unterwarf, nachdem die Taboriten ihre eigenen, friedlicher denkenden Glaubensbrüder, die Kelchner bekriegt, von ihnen aber Niederlagen erlitten hatten; nachdem man den übrig

gebliebenen die Bedingungen ihrer Glaubensfreiheit eingeräumt, und die geforderten Rechte bestätigt hatte. Die Stadt Königgrätz war die letzte, welche sich unterwarf. Erst im Todesjahre des nunmehrigen Königs Siegismund, 1437, unterwarf sie sich. Die Taboriten sahen sich über die Ankunft Christi getäuscht, und vereinigten sich mit den Kelchnern. Die meisten, in der Folge gedrückt und in ihren Rechten eingeschränkt, wanderten aus, und wohnen noch jetzt in verschiedenen Ländern in kleinen Gemeinden zusammen, die den Namen der böhmischen und mährischen Brüder haben. So wurde der glanzende Anfang eines großen Werkes bald die Ursache namenlosen Elendes, weil nicht mehr im Geiste der Anfänger fortgearbeitet wurde. Einem Luther war es vorbehalten, durch Beharrlichkeit und Selbstkraft den wahren Zweck immer vor Augen, das zur Vollendung zu führen, dessen Anfang so oft schon vereitelt worden war.

Wir kehren zurück nach Deutschbrot, und setzen unsere Reise in den Gebirgen weiter fort. Die nächste Post war Stainsdorf, ein unbedeutendes Dorf. Auf dem Wege dahin sahen wir links in einiger Entfernung die alte Burg Lipnitz. Zwei Berge ragen neben einander empor; sie bilden ein Thal, in welchem der Flecken Lipnitz liegt. Auf der einen Bergspitze stehet die noch ziemlich erhaltene Burg; auf der andern siehet man noch Trümmer einer im Hussitenkriege zerstörten Bergfeste. Damals nannte man den Berg Oreb, und eine Abtheilung der Hussiten, die sich hier öfter versammelte, anfangs zum Genusse des Abendmahles, in der Folge zu kriegerischen Unternehmungen, nannten sich deßhalb die Orabiten. Von Stainsdorf sind wieder 2 Meilen bis Jenikau, welches Goltz Jenikau genannt wird, zum Unterschiede des Fleckens Windisch Jenikau. Der Flecken ist klein, (174 Häuser) hat aber ein großes, schönes Schloss, von einem Freiherrn von Goltz erbauet, der am Ende des 30jährigen Krieges zum Lohne für seine Feldherrndienste die ganze Herrschaft

vom Kaiser zum Geschenke erhielt. Am Schlossthurme hat er anschreiben lassen, er und seine Frau hätten dieses Gebäu „ihnen zu einem Ensthause“ 1650 zu bauen angefangen. So klein der Flecken ist — so hat er doch eine Bänderfabrik, Glasschleiferei, Büchsenmacher, Pottaschensieder, und eine kaiserliche Tabaksfabrik, welche den in hiesiger Gegend erbauten Tabak verarbeitet. Der Boden ist für den Getreidebau nicht gut.

Auf dem Wege nach Czaslau (Tschaslau) stellte sich uns rechts am Gesichtskreise die Richemburg in voller Deutlichkeit dar, auf einem schauderhaft steilen, lang hingestreckten Felsen liegend. Ein großes Hauptgebäude mit einem runden Thurme erhebt sich auf der steilsten Felsenwand; stehet kaum einige Fuß von der Felsenstirn zurück, wo das aus verwittertem Gestein emporgewachsene Gesträuch, gleich einem Hauptschmucke den Felsen umgiebt, den die Burg krönt. Vom Haupthause zieht sich eine lange Mauer fort, auf welcher Giebel kleinerer Häuser ruhen, an die sich runde Thürme schließen. Richem-

burg, das Haupt einer gräflich kinskyschen großen Herrschaft, ist noch völlig erhalten und bewohnt. Die Burg wurde von den Hussiten kurz nach Zizkas Tode erobert und zerstört, bald aber wieder aufgebaut. Kolda von Nachod hausete hier, begierig sich zu erheben; er hoffte dieses durch bürgerliche Unruhen zu erlangen und hatte nichts geringeres im Sinn, als Prag zu überrumpeln, zu einer Zeit, als der Nachfolger Siegismunds, Albrecht von Oesterreich (1439), gestorben, und jedermann in Böhmen über die Wahl eines neuen Königs ungewiss war. An einem bestimmten Tage kam Kolda mit einem Haufen Verschworner unbemerkt vor die Thore Prags. (am 26. Juni 1440.) Durch eine erspähete Oeffnung in der Stadtmauer schlich er bei kaum dämmerndem Morgen in die Neustadt mit seiner Rotte. Aber er musste, um sein Vorhaben auszuführen, in die wohlverwahrte Altstadt dringen. Er klopft ans Thor, ruft dem Wächter zu, daß Fischer den Eingang verlangten; sie brächten dem Rathsherrn Slamia Fische, die leicht abstehen könnten. Der Thorschließer, zu trä-

ge, aufzustehen, sendet seine Frau zum Thore; diese kuckt durch das Schlüsselloch, sieht Bewaffnete und macht Lärmen. In kurzer Zeit kamen die Bürger bewaffnet zusammen. Kolda flohe mit den Seinen. Die Mitverschwornen in der Stadt retteten sich, so gut sie konnten, durch die Flucht; — die Ergriffenen wurden sogleich hingerichtet. Kolda zog sich nach Richemburg, von wo aus er öfter Raubzüge unternahm, dann in der Burg belagert wurde, seine übrigen Burgen verlor, und sich zuletzt durch einen Vergleich rettete.

In der Burg zeigt man noch ein kleines Gewölbe, in welchem ein Fräulein von Berka eine schreckliche Todesstrafe, das Eingemauert werden, gelitten hat. Sie war Nonne, sündigte, ein Weltkind, gegen das Klostergelübde, und wurde ihren Anverwandten überliefert, um das gesprochene Todesurtheil an ihr vollziehen zu lassen. Vor ihrer Einmaurung vermachte sie ihr Vermögen der Marienkirche zu Janowiczek, damit die Armen jährlich gespeist werden sollten, und verfertigte ein bei dieser Gelegenheit zu singen-

des Lied in böhmischer Sprache, welches mit folgenden Gedanken anfing:

Das erste Fräulein aus Berkas Geschlechte,
erzogen im Wohlleben endete schrecklich &c.

In dem Archive der Burg zeigt man noch einige Knochenröhren, welche von dieser Unglücklichen übrig geblieben sein sollen.

Die Gegenden wurden jetzt niedriger, nach und nach hörten die Berge auf, wir kamen nach

Czaslau,

welches in voller Ebene liegt. Die Stadt, obgleich das Haupt des Kreises, ist doch klein und unansehnlich. Auch die größern Häuser sind ohne alle Anordnung der Kunst erbauet. Die Stadtmauer und die Thore sind aus alter Zeit; aber auch da nur errichtet, um dem Bedürfnisse nothwendig abzuhelfen, ohne Rücksicht auf Zierde, so daß der Liebhaber des Alterthums nicht angezogen wird. Die Vorstädte sind dorfähnlich. Die Bürger leben meistentheils vom Ackerbau. Der Name der Stadt wird nicht vergessen werden: denn die Geschichte hat ihn in die eherne Tafel gegraben, die Friedrich des Gro-

ßen Kriegsthaten enthält. Am 17. Mai 1742 schlug er vor der Stadt das österreichische Heer, und endete mit dieser Schlacht den ersten schlesischen Krieg durch einen Frieden, der zu Breslau geschlossen wurde, (11. Juni 1742) und ihm den ruhigen Besitz des von Oesterreich eroberten Schlesiens einraumte. Obgleich Friedrich vier Mal als Feind der österreichischen Macht die Waffen ergriffen hat: so hörte ich doch seinen Namen stets mit Ehrfurcht in Böhmen nennen, und auch die, deren Vaterland durch seine Heldenkraft gelitten, weideten sich an dem Andenken seiner Größe: denn er stieg zur wahren Größe auf, die nur Bewunderung erweckt. Sein Name dient zur Bezeichnung derjenigen Heldenkraft, die mit Weisheit und Gefuhl geleitet, das Ungeheuere besiegt, die scheinbar unterdrückt, und bekampft von feindlichen Gewalten, alles zu besiegen, und sich glorreich, selbst aus den Graueln eines Krieges, zu erheben fähig ist. Wie verganglich ist dagegen die gerühmte Größe Napoleons, obgleich sein Name auch in der Geschichte als Bezeichnung eines

Zeitabschnittes dastehen wird: denn sein Erscheinen hat große Begebenheiten verursacht, und eine Hauptveränderung erzwungen im Gange der Menschheit, die, durch das Wandeln auf ebenen Pfaden verwöhnt, genöthigt wurde Felsen zu erklimmen, um sich wieder auf ihrer Höhe zu zeigen. Sein Name wird aber die Bezeichnung einer rohen Gewalt sein, die, ungeleitet von Weisheit, über alles herstürzt, was sie erreichen kann, und in Zerstörung alles Großen und Edeln sich selbst zerstört, gleich einer Feuersbrunst, der nicht mehr die Spritzen Einhalt thun, die sich aber selbst erstickt, wenn die glühenden Gebäude zusammenstürzen. Und wenn die Gluth erloschen, wird der Schutt abgeräumt, und eine neue, schönere Stadt erhebt sich auf der Brandstätte!

Der Wirth, bei dem wir übernachteten, ging selbst mit mir zur Kirche, um mir ein viereckiges Loch in der Mauer zu zeigen, wo Friedrich den preußischen Adler hätte anbringen lassen. Er zeigte mir den Platz auf dem Markte, wo der Held nach der Schlacht gestanden hätte. Fünf und sechszig Jahr wa-

ren vergangen, und man ehrte noch den Platz, auf dem Friedrichs Fuß geruhet. In der Kirche, deren Thurm zu den höchsten in Böhmen gehören soll, war einst das Grabmahl des Feldherrn Zizka. Erst wurde er in der Hauptkirche zu Königgrätz in eine Gruft gesetzt; aber die Czaslauer sollen sich die Leiche von den Königgrätzern erbeten haben. Sein Streitkolben wurde an einer Säule aufgehängt, und darunter lateinisch gesetzt: Der im Jahre 1424 am Donnerstage vor dem Feste des Gallus gestorbene Johann Zizka, der Kelchner, Leiter des Gemeinwesens, das im Namen und für den Namen Gottes kämpfte, ist in dieser Kirche begraben.

Als zu Anfange des dreißigjährigen Krieges die kaiserlichen Heere das wieder eroberte Böhmen durchzogen, kam der Feldherr Buquoi nach Czaslau (1620). Er befahl jene Grabschrift zu vertilgen, und nahm den Streitkolben Zizkas mit sich; darauf ließ Wilhelm von Wrzezowcez (der sich als kaiserlicher Bevollmächtigter durch Verfolgung der Protestanten besonders auszeichnete,) das Grab (1623) nicht allein zerstören, sondern auch

die Reste des Helden hinwegräumen, worüber selbst die katholischen Böhmen erbitterten: denn Zizka ist ihnen noch ein wohlthuendes Denkmahl des böhmischen Freiheitssinnes und der in der Nation liegenden Selbstkraft.

Nicht lange waren wir am 10. Juni des Morgens gefahren, als wir in freundliche, reizende Gegenden gelangten, die von mäßigen Bergen gegen Süden begrenzt waren, gegen Norden aber sich nach der Elbe abdachten. Der Flecken Chotusitz, seit 70 Jahren wieder aufgebauet, lag uns rechts; hinter ihm zeigte sich das prächtige Schloss von Sehnschütz. Bald darauf zog uns links der überraschende Anblick von

Kuttenberg

an. Ungefähr eine halbe Stunde von der Straße lag es da, am Fuße der Erzberge, mit seinen freundlichen Häusern und einem Heere von Thürmen; die prächtigen Gebäude des ehemaligen Cisterzienserstiftes Sedliz, näher der Straße liegend, schienen durch reizende Gartenanlagen mit der Stadt links verbunden zu sein, und wie eine Vorstadt

lag das Bergstädtchen **Gang** zur Rechten zwischen drei Bergen, an deren Fuße im Vorgrunde eine Kirche sich einsam erhob.

Kuttenberg war eins der berühmtesten Bergwerke in alter Zeit. Der König Wenzel II. (nach anderer Zählung der vierte), der von 1283 bis 1305 regierte, sagt selbst in einer Bergordnung für Kuttenberg: es ist unerhört, daß auf so geringem Erdraume so reiche und häufige Gewerke versammelt sind, wie bei unserm Bergwerke zu Kuttenberg, welches durch Gottes Vorsehung unsern Zeiten vorbehalten wurde. Er ließ ein Prachtgebäude für sich in der Stadt aufführen, um bisweilen da zu wohnen, und an dem Bergbaue sich zu ergötzen. Weil er eine Münze nachher durch **italienische** Künstler in diesem Hause einrichten ließ, bekam es den Namen **welscher Hof**. Kaiser **Albrecht**, des großen Rudolphs von Habsburg ungerathener Sohn und Wenzels Schwager, wurde durch Böhmens Schätze gereizt, einen ungerechten Krieg dem edeln Wenzel anzudrohen, wenn er ihm nicht gewisse Forderungen, unter andern das Bergwerk zu Kuttenberg auf

6 Jahr, oder 80,000 *) Mark Silbers zugestände. Wenzels Antwort war würdig dieses großen Beherrschers von Böhmen, und der Krieg brach aus. Der Kaiser Albrecht kam mit seinem Heere 1304 vor Kuttenberg, und lagerte sich an dem Berge vor der befestigten Stadt, begierig, hier eine Schlacht zu liefern. Die Bergknappen, rüstige und unternehmende Männer, thaten viel Abbruch, am meisten durch Vergiftung des Baches, in den sie schädlichen Abgang aus den Bergwerken unaufhörlich warfen. Menschen und Vieh wurden durch den Genuß des Wassers zu Tausenden getödtet; dem geschmolzenen Heere rückte Wenzel entgegen; aber Albrecht vermied nun eine Schlacht durch eiligen Rückzug in der Nacht. — Zur Zeit des Hussitenkrieges waren die deutschen Bergknappen eifrige Katholiken; sie fielen über ihre hussitisch gesinnten Mitbürger her, und warfen

*) Nach unserm Gelde, wenn aus der Mark oder 16 Loth Silbers 20 Gulden gemünzt werden: 1,600,000 Gulden. Im Durchschnitt war also (ohne Anschlag der Zinsen) auf jedes Jahr 266,666 1/3 Gulden als reiner Ertrag angenommen.

sie in die Schachte. Ihre Wuth trieben sie so weit, daß sie gefangene Hussiten kauften, einen Priester um 5 Gulden und einen Laien um einen Gulden, und dieselben auf jene grausame Art tödteten. Die Zahl der Schlachtopfer giebt man, vielleicht zu übertrieben, auf 5000 an. Ein Jesuit, Crugerius, der davon erzählt, hätte lieber gesehen, wenn man noch eine Null an jene Zahl in Wahrheit hängen dürfte, und bedauert, daß die Hussiten nicht überall so behandelt worden wären, man würde sie bald ausgerottet haben. — Zizka hatte nicht sobald von den Mißhandlungen in Kuttenberg gehört, als er Rache fordernd herbeieilte (1421). Die Kuttenberger ließen es nicht zum feindlichen Angriffe kommen. Mit Vortragung des Kelches zogen sie dem Furchtbaren demüthig entgegen, Vergebung und Schonung erflehend. Zizka verschonte die Stadt, die er den Geldbeutel des Antichoists nannte, nicht aus ungewohnter Milde, sondern des innern Gehaltes der Berge wegen. Er ließ die Katholiken ungehindert fortziehen; aber die meisten blieben zurück mit verheeltem Ingrimm.

Zizka benutzte das vorräthige Silber; ließ fleißig prägen. Im Dezember des nemlichen Jahres kam Siegismund mit seinem Heere aus Mähren nach Kuttenberg. Die Einwohner nahmen ihn mit Freuden auf, und ermordeten alle, welche für Zizkas Anhänger gehalten wurden. Im Januar 1422 musste sich Siegismund, wie oben erzählt worden, zurückziehen. Zum Danke ließ er Kuttenberg anzünden, und seine Soldaten fügten zu Plünderungen abscheuliche Grausamkeiten. Zizka, bald darauf als Sieger zurückkehrend, wurde in Fehden mit den Pragern verwickelt, welchen die Kuttenberger beistanden. Er schlug sie bei Malleschau am 8. Juni 1424 aufs Haupt, ließ den übrig gebliebenen Theil von Kuttenberg in Brand stecken, alles niederhauen ohne Erbarmen, das Feststehende zertrümmern. Kuttenberg wurde wieder aufgebauet, schöner als zuvor. In folgenden Zeiten, als Luthers Lehre von den Böhmen begierig ergriffen, aber auch standhaft und rein behauptet wurde, weil man nur das himmlische Wahre, nicht das Irdische suchte — war Kuttenberg dem Lutherthum eifrig erge-

ben. Der unsinnige Eiferer Ferdinand II., der die Schlacht auf dem weißen Berge gewonnen hatte, wollte den Freiheitssinn des Volkes mit Hinrichtungen brechen, den Glauben der Unterworfenen mit Gewalt der Waffen bekämpfen, oder vielmehr durch die Blutsaugereien der spanischen Hilfstruppen unterdrücken. Nachdem er zu Prag sein kaiserliches Wort gebrochen, und die Vornehmsten des States, 27 an Zahl, schauderhaft hatte hinrichten lassen, ließ er spanische Truppen in die andern Städte rücken. Diese mussten auf die zügelloseste Art die Menschen so lange quälen, bis sie katholisch wurden. Daher noch der sprichwörtliche Ausdruck, den die ausgewanderten Böhmen nach Sachsen und in andere Länder mitgebracht: er quält mich, daſt ich möchte gleich katholisch werden, oder: sollte man hier nicht gleich katholisch werden? Die Kuttenberger Bergleute erwarteten nicht die Ankunft ihrer Bekehrer. Sie gingen nach Sachsen. (1626.) Aber dadurch verlor der Kaiser viel. Er ließ den Bürgern Religionsfreiheit versprechen, wenn sie das Bergwerk fortsetzen wollten. Sie thaten

es. Nach sechs Monaten kamen Spanier; zu 20 Mann musste jeder Hauswirth aufnehmen, beköstigen, bis er katholisch wurde. Das half nichts. Da ließ Don Martin von Huerda eine Schwadron schwere Reiter mit bloßem Schwerte in die Stadt stürmen. Die Bürger entflohen in das helle Sachsen, wo der Quell des Lichtes war. Die wenigen, welche zurückblieben, mussten katholisch werden. Wir wollen über Ferdinand nicht den Stab brechen; er war ein eifriger Anhänger einer Lehre, die er für wahr und allein seligmachend hielt, und wollte in frommer Wuth das Heil seiner Unterthanen befördern durch Ausrottung des vermeinten Uebels. Aber beklagen müssen wir den Mann, der von der Wahrheit so entfernt blieb, dadurch, bei dem besten Willen fürs Gute, so viel Böses stiftete, und namenloses Elend über hundert Tausende verbreitete.

Die Bergwerke zu Kuttenberg hatten aber an Ergiebigkeit verloren. Im Jahre 1582 war die reichste Fundgrube, der Esel genannt, nach dem Kunstausdrucke ersoffen, oder durch hinzudringendes Wasser unzugäng-

lich geworden. Die aufgewendeten Kosten kamen kaum wieder durch die Ausbeute zurück, und am Ende überstieg die Ausgabe die Einnahme. Jetzt wird nicht mehr auf Silber gebauet, sondern auf Kupfer und Bleiglanz. Beide Erze sind silberhaltig, und im Kupfer ist ein kleiner Antheil Gold. Die Bergkrystalle dieser Gegend werden den morgenländischen gleich geschätzt.

Fast die ganze Stadt ist untergraben, und die große Barbarakirche wird von mehr als sechzig Säulen unter der Erde getragen. Diese Kirche zeichnet sich durch prächtigen Bau vor den übrigen dreizehen in der Ferne herrlich aus, und macht andern berühmten Kirchen des Königreichs an kühner Bauart und kunstvollen Verzierungen im edelsten Geschmacke des gothischen Styles den Rang streitig. Die Jesuiten haben auch hier einen Palast gehabt. Er ist jetzt Kaserne.

Das nahe Kloster Sedlitz hält man eher für einen kaiserlichen Palast, als für ehemalige Wohnung der Cisterciensermönche. Nach seiner Aufhebung ist es auch zur Wohnung fürstlicher Personen eingerichtet worden,

und der Erzherzog Karl hatte es jetzt für sich nrichten lassen. Schon im Jahre 1143 wurde das Kloster gestiftet, und hatte bald 12 Güter im Besitz. Durch Schenkungen aller Art gelangte es zu solchem Reichthume, daß es im 14ten Jahrhunderte 500 Ordensbrüder reichlich ernähren konnte. Leider brachten diese, nur zum Verzehren bestimmten Menschen, keinen Gewinn der Menschheit, und dienten nur, einen ununterbrochenen Gesang in der Kirche zu erhalten. Um Reichthümer und Güterschenkungen anzuhäufen, verschmähete man auch nicht Betrug. Es wurde ausgebreitet, der große Kirchhof wäre mit Erde angefüllt, die aus dem gelobten Lande herbei geführt worden; sie hätte Wunderkraft: denn Menschen, in der Gnade Gottes entschlafen, würden in 24 Stunden zu Asche verwandelt; nur die Knochen blieben übrig, blendend weiß und unverweslich. Da wurden aus den fernsten Gegenden Leichen herbeigeschafft; die Erlaubniß, in so heiliger Erde zu ruhen, wurde theuer erkauft. Im Jahre 1318 sollen allein 30,000 Leichen hier begraben worden sein. Die Pest wüthete da-

mals; aber die Zahl ist wohl übertrieben. Die Aufklärung durch Luthers Lehre machte diesem Possenspiele ein Ende; aber noch im Jahre 1663 fing man wieder an, den durch Jesuitenkünste gläubig gemachten Böhmen neue Wunder zu erzählen: weiße Geister hielten in großen Scharen feierliche Umgänge mit brennenden Fackeln auf den Gräbern, und ließen in himmlischen Tönen feierliche Gesänge hören. Wer wollte nicht gern im Grabe diesen Himmelsliedern lauschen, oder gar unter den glänzenden Geistern eine überirdische Fackel tragen? Das Licht der Vernunft wurde ausgelöscht; der Kirchhof aber wieder voll, so wie der Schatzkasten der Mönche, welche jetzt das Geld nöthig brauchten; denn das Kloster hatte seit Zizkas Zeit traurige Schicksale erfahren. Dieser grausame Feind des Mönchswesens ließ im Jahre 1421 dasselbe umzingeln, alle Mönche, zu denen sich noch geflüchtete Karthäuser gesellt hatten, theils enthaupten, theils an die Bäume hängen, und die Klostergebäude zerstören. Die Pracht der Marienkirche sprach selbst dieses rohe Gemüth an. Zizka befahl,

dieselbe zu verschonen. Aber ein Taborit, schonungsloser als sein Feldherr, zündete sie an. Zizka stellte sich, als freuete er sich der That, und versprach dem Brandstifter viel Gold. Dieser meldete sich bald, den Lohn seiner That einzuernten. Da befahl Zizka, ihn mit Golde zu belohnen, — aber es musste ihm geschmolzen in den Schlund gegossen werden. So war die Herrlichkeit dieser Stiftung, die zuletzt eigene Münzen prägen ließ, und unermeßliche Reichthümer besaß, in kurzer Zeit verschwunden. Die Güter wurden eingezogen, und vom State verdienten oder beliebten Männern übergeben. Aber der Abt Theodorich II. sammelte wieder milde Gaben und Mönche, und fing 1454 an, das Kloster und zwei kleine Kirchen, so viel möglich, wieder herzustellen. Von allen Gütern bekam er erst einige Wiesen und Felder zurück. Klein war der Anfang; aber die Mönche ruheten nicht. Sie bewirkten von dem Könige Wladislaw II. 1478 die Erlaubniss, die entrissenen Güter wieder einzulösen. Den abgebrannten Flecken Malin, der an der Poststraße jetzt liegt, bekamen sie

zurück; mehr nicht: denn der König hatte beschworen, eines jeden Besitz zu schützen; er durfte daher jene Güter ihren jetzigen Besitzern nicht nehmen. Dafür wies er dem Kloster jährlich 100 Schock Groschen (2000 Gulden) und 20 Zuber Karpfen an, und gab ihm den königlich gewordenen Marktflecken Neuhof zurück. Aber Ferdinand der erste suchte 1534 den Mönchen, die nach 100 Jahren doch wirklich keine Ansprüche auf jene Klostergüter hatten, wo möglich dazu wieder zu verhelfen. Er forderte ein Verzeichniss der eingebüßten Besitzungen von dem Abte. Da sahe man erst, wie reich das Kloster gewesen war. Ein hundert und vierzehn Flecken und Dörfer waren hier verzeichnet, darunter einige feste Schlösser, deren Dörfergebieth nicht angegeben war. Ferner las man hier ein langes Verzeichniss der besessenen Höfe, (Meiereien) Mühlen, Wälder, Teiche, Weinberge, Steingruben, Bäder, Zölle, Fischereien, Zehenten, Zinsen, Lehnen und andern Abgaben von Fleischbänken, Märkten, Badereien, und Kapellen. Ferdinand musste selbst gestehen, das wäre

zu viel für die Mönche! Der gute Abt erhielt den Bescheid, daß von dem allen nichts zurückgegeben werden könnte. Der folgende Abt fand dafür 1560 einen Schatz. Zehen tausend Dukaten waren unter angehäuften Todtenbeinen verborgen; aber dieses Geld brachte kein Glück. Es blieb unbenutzt liegen bis 1611. Da flüchtete der Nachfolger des Finders mit dem Schatze in das Kloster zu Pardubitz, weil passauer, plünderungssüchtige Truppen in Böhmen einbrachen, um die Veränderung der Erbfolge zu Gunsten des Erzherzogs Ferdinand zu erzwingen. Die Böhmen warfen diese Horden bald aus dem Lande; da reiste der Abt zum Kloster zurück. Er kam nach Przelaucz (Prschelautsch) an der Elbe. Die Hunde fielen hier seinen Wagen an, und machten die Pferde scheu. Der Abt hatte eine Pistole bei sich, und schoss unvorsichtig auf einen Hund: aber er fehlte, und streckte einen vorübergehenden Menschen mit der Kugel nieder. Da wurde alsbald gestürmt; das Volk wüthete, riss den Abt vom Wagen, tödtete ihn, und theilte sich in den Schatz. Der fliehende Gefährte des Ab-

tes wurde ergriffen, und von Volkswuth in die Elbe gestürzt.

Das Kloster hatte nach und nach wieder manches einträgliche Gut gewonnen. Der Abt Snopek getrauete sich, zu Anfange des 18ten Jahrhunderts die Klostergebäude und die Marienkirche in ihrer Pracht wieder aufzubauen. Als er täglich zu der, von frommen Beiträgen emporsteigenden Kirche ging, um die Arbeiter aufzumuntern, begegnete ihm ein alter Bettler, der ihm einen Kreuzer darreichte, mit der Bitte, etwas in die Kirche dafür anzuschaffen. Der Abt nahm das Bettelgeld besonders freundlich auf, den Aberglauben nährend, der Segen Gottes werde in diesem Kreuzer liegen; er hielt den Bettler nicht für das, was er war, sondern für einen Bothen des Himmels. Das war Glaube der damaligen Zeit. Zog ein vorübergehender Fremder ein Kind aus dem Wasser, und ging weiter; so war es kein Mensch, sondern ein Engel gewesen; — erschien einem Verirrten im Walde ein des Weges kundiger Unbekannter: so rühmte sich der Zurechtgewiesene des Beistandes eines Engels. Unser

Abt sahe in dem Bettler auch so eine Erscheinung: Er kaufte für den Kreuzer eine runde Glasscheibe, und ließ sie in das große Hauptfenster, (welches 44 Ellen 8 Zoll Höhe und 20 Ellen Breite, und einen 26 Centner schweren, eisernen Rahmen hat), mit einer lateinischen Aufschrift einsetzen. *)

Er bekannte in der Folge, daß von dieser Zeit an der Segen Gottes sich auffallend vermehrt hätte. Er vollendete die große, prächtige, aus lauter Quatertsteinen aufgeführte Kirche, welche von 105 Fenstern erhellt, und im Innern von 32 Säulen, die in 4 Reihen stehen, geziert ist; er erneuerte die beiden andern Kirchen, kaufte das Gut

---

*) Für den des Lateins kundigen Leser stehe diese Aufschrift hier:

Quando millenus septingentesimus annus
Cum trino fuerat, templum mendicus adibat.
Contutit hic nummum, crucifer qui dicitur, unum
Cum prece, cum voto, rogitans id pectore toto,
Ut quid pro Christo templo curetur in isto.
Quod factum, et listae *) ferratae vitreus iste
Inditus orbiculus parvo fuit aere solutus.

*) Leiste.

Neu Lhota und ein Haus in Prag. Seine Nachfolger führten das jetzige Klostergebäude mit ausschweifender Pracht für das, was es sein sollte, binnen kurzer Zeit auf, und ließen es auch an innern Verzierungen durch Decken- und Wandgemählde nicht fehlen. Kaiser Joseph II. hob das Kloster 1783 auf, als das Hauptgebäude erst seit 24 Jahren vollendet da stand; nur zweien Seiten des Kreuzganges fehlte noch die letzte Hand.

Wir fuhren durch den Marktflecken Malin, der, jetzt zwar unbedeutend, einst volkreich und wichtig war. In frühesten Zeiten wurde hier in einer Feldschlacht von Böhmen, Polen und Deutschen, später durch Kuttenberger Bergleute Blut vergossen. Ueberhaupt wird der Kenner der Geschichte Böhmens, wenn er von Iglau bis Prag reist, sich erinnern, daß fast auf jeder Fußbreite des Landes Menschenblut vergossen worden.

Wir waren bald in der Stadt

Colin;

überraschend schnell hatte der Postknecht gefahren. Die Häuser der Stadt haben ein

eingeräuchertes Aeußere, obgleich einige große, alterthümliche Gebäude sich darunter auszeichnen. Die Straßen, der Markt, der Hof des Posthauses waren voll Morast, den ein Gewitterregen verursacht hatte. Auf dem Markte waren viel Buden, angefüllt mit Fleisch und Lebensmitteln, herrliches Obst lockte an; man fühlte sich wohl in einem Lande zu sein, wo die labende Frucht der Bäume so ausgezeichnet gedeiht. Die Elbe fließt sehr nahe vorbei, noch schwach vom Riesengebirge sich schlingend; erst durch die rauschende Moldau, welche sich bei Melnick mit ihr verbindet, und durch die Wassermenge der bei Leitmeritz einstürzenden Eger wird sie der Strom, der bei Dresden durch 10 bis 16 Bogen der berühmten Brücke fluthet. Aber in ihrer Jugend ist sie, wie das Bild der Jugend, von lieblichen Gegenden umgeben, und Freundlichkeit, mit Fruchtbarkeit des Bodens vereint, ladet zum Lustwandeln an ihren Ufern ein. Wie unfreundlich und traurig ist dagegen ihr Gang in nördlichen Gegenden, wo sie, von öden Sanddämmen begleitet, ihre trübe Fluth durch weite Ebenen in

großen Bogen wälzt, so daß das Auge ihren Weg nicht eine Viertelstunde weit verfolgen kann.

Von Colin sollte uns der Weg über ein merkwürdiges Schlachtfeld führen, wo Friedrich der Große im Jahre 1757 durch das Ver ehen eines Feldherrn den schon errungenen Sieg aufgeben musste, und völlig geschlagen ward. Der Postknecht, der uns fahren sollte, versprach, an merkwürdigen Stellen des Schlachtfeldes anzuhalten, und das Geschehene zu erklären, und er hielt Wort. Es waren am 18ten des vorigen Monates gerade 50 Jahr verflossen, als die Batterien der Oesterreicher Tausende der Preußen niedergestreckt, und die heldenmüthigen Garden des Königs reihenweis, das grimmige Gesicht gegen den Feind noch gerichtet, den Boden bedeckt hatten. Es war mir, als sollte ich in das Gebieth des Todes einfahren; aber ich fand lachende Fluren, freundliche Dörfer, Garten voll reizender Früchte, und das Leben in seiner schönsten Fülle sprach überall an. Gleich nach der Stadt erhebt sich links die Gegend nach und nach zu bedeuten-

den Höhen. Rechts senkt sich das Land sanft in weiter Ebene gegen die im großen Bogen nördlich abweichende Elbe. Von dieser Seite rückten die Preußen gegen die Oesterreicher, welche, 60,000 Mann stark, die Höhen besetzt hielten. Wir gelangten bald an ein Dorf, welches aus 7 Häusern bestand, und nicht fern von der Straße lag. Kutlirz ist sein Name. Hier fing nach Aussage des Postillons (und auch nach den Berichten der Geschichte) die Schlacht an. Auf den Höhen hinter dem Dorfe stand der General Nadasti, im Zusammenhange mit den Truppen, die, von einem Eichenwalde gedeckt, sich bis zu dem höher liegenden großen Dorfe Krzeczhorz ausdehnten, wo eine drohende Batterie aufgeworfen war, welche noch jetzt da liegt. Der linke preußische Flügel brach hier die Bahn zum Siege über Haufen der Streiter, welche das feindliche Geschütz niederschmetterte; die Dörfer wurden genommen, die Batterie wurde erobert, und der Eichwald vom Feinde gereinigt; der österreichsche rechte Flügel wich schon, die Befehle zum Rückzuge waren gegeben; als die Scene sich

änderte, und der rechte Flügel der Preußen in Unordnung gerieth: denn der General Mannstein ging unbedachtsam aus der Unthätigkeit vor, in der sich der Flügel halten und nur nachrücken sollte; er ließ die Kroaten angreifen, welche im Getreide lagen, und auf die Preußen schossen. Aber der Widerstand wurde groß, einige Bataillon kamen den Kroaten zu Hilfe; mehr Preußen mussten Antheil nehmen; der Angriff wurde da allgemein, wo gar keiner hätte sein sollen. Die Oesterreicher hatten hier die festeste Stellung und eine Hauptbatterie. Der König von Preußen wurde genöthigt, alle übrige Truppen hier in das Fener zu führen. Das furchtbare Kanonenfeuer der Oesterreicher wüthete unaufhörlich, und riss überall in die preußischen Bataillone zu große Lücken, die der König nur noch mit Reiterei ausfüllen konnte. Auch diese wurde niedergeschmettert, und ein Angriff auf jene, den Tod aussprühende, große Batterie missglückte gänzlich. Der Heldenmuth, die Tapferkeit und die große Ruhe der Preußen wurden selbst vom Feinde bewundert; es thurmten sich Leichen

der Oesterreicher auf, und die vorbrechenden sächsischen Reiter schienen vor den preußischen Reihen ihr Grab zu finden; aber neue Reiterei eilte zur Hilfe heran, fiel den Preußen in den Rücken, und verbreitete Tod und Zermalmung. Die racheschnaubenden Sachsen übertrafen sich an Tapferkeit; ihre Schwerter mäheten gleichsam die nicht weichenden Reihen, und von 1000 Mann der heldenmüthigen Garde, der schönsten Jünglinge im ganzen Heere, lagen 750 auf dem Schlachtfelde neben einander; nicht einen Fuß waren sie vor dem Tode zurückgewichen. Friedrich setzte sich selbst an die Spitze der Bataillone, welche sich stets vom neuen wieder sammelten, er trieb einige Schwadronen mit dem Zurufe: wollt ihr ewig leben? aufs neue gegen die Feuerschlünde der Oesterreicher; aber nichts vermochte der alles zerstörenden Wuth der Feinde zu widerstehen. Abends 9 Uhr verließen die Preußen das Schlachtfeld, unverfolgt von den Siegern; daher der Feldherr Daun die Frucht des Sieges durch Zaudern verlor. Wir waren auf der Straße so weit gekommen, daß wir links hinüber zu

der hohen Batterie sehen konnten, vor welcher Tausende der Helden ihr Grab gefunden hatten. Ein Getreidemeer wogte die Höhen hinan, und nur die Kanonenlucken in der Batterie erhielten die Erinnerung an blutige Tage. Ich hatte mir früher durch Beschreibungen jener Schlacht ein bestimmtes Bild von der Gegend in der Seele entworfen, und Felsen hingestellt, auf welchen die Oesterreicher standen; aber ich fand alles anders; Felsen sahe ich gar nicht; das Land hob sich allmählich zu den Höhen empor, so daß diese mir unbedeutend vorkamen. Jedoch der Prinz zu Solms Braunfels versicherte mir, daß diese sanft sich erhebenden Höhen für den anrückenden Feind unübersteigliche Hindernisse hätten, und eine Stellung da oben fast unbezwinglich wäre: denn eben auf allmählig sich hebender Fläche könnte das Geschütz von oben jeden Punkt erreichen, und die ganze Senkung hinab bestreichen, was bei steilern Erhebungen nicht der Fall wäre. An der Straße, am jenseitigen Ende des Schlachtfeldes liegt ein wohlgebauter Gasthof, der zum großen Dorfe Neudorf oder Nova Wes gehört.

Aus dessen oberem Fenster zur Seite hat Friedrich der Große den Anfang der Schlacht beobachtet. Der Postillion hielt auch hier an, um uns das merkwürdige Fenster zu zeigen. —

In dem kleinen Marktflecken Planian wurde schnell wieder umgespannt; bald rollte der Wagen die Straße entlang, berg auf, berg ab durch lachende Gegenden nach

Böhmisch Brot.

Diese kleine, nur aus 78 Häusern innerhalb der Ringmauern bestehende, königliche Stadt rühmet sich des sonderbaren Vorrechtes einen Galgen mit fünf Säulen zu haben. Die böhmische Sprache ist hier die angeerbte, deutsch wird zugelernt, doch nicht von allen, obgleich in der Mitte des Landes die Halsstarrigkeit nicht angetroffen wird, die gegen die Grenze des sogenannten Deutschböhmens unter den Czechen oder Nationalböhmen herrscht. Diese wollen nämlich, in der engsten Nähe der Deutschen, dennoch kein deutsches Wort verstehen lernen, selbst wenn das Dorf zur Halfte von Deutschen bewohnt

wird. Sie halten die Scheidewand der Sprache für die haltbarste Trennung, die sie nun einmal haben wollen, ohne zu bedenken, daß der dadurch entstehende gegenseitige Haß der furchtbarste Quälgeist ihres Lebens wird. Die Bürger in Böhmisch-Brot leben vom Ackerbaue, der in diesen fruchtbaren Gegenden sehr gesegnet ist. Auch in dieser Stadt ist in frühen Zeiten Blut geflossen, und in Böhmen gehört eine solche, in der keins geflossen ist, zur Seltenheit. Auch vor der Stadt ist ein altes, berühmtes Schlachtfeld, auf welchem dem Unwesen der Taboriten von den böhmischen Ständen selbst im Jahre 1434 ein Ende gemacht wurde. Prokop der Große rückte mit 10,300 Taboriten auf das Blutfeld; er blieb auf demselben zum Glücke der Menschheit, die er nie geehrt hatte, und mit ihm fanden viel Tausende den Tod: denn nur 300 entrannen durch die Flucht dem Schwerte oder der Gefangenschaft.

In dem Dorfe Birchowitz war der letzte Postenwechsel vor Prag. Die Gegend erhielt jetzt die höchste Mannichfaltigkeit; die

Natur hat hier viel gethan, der Mensch noch mehr. Die Nähe einer Hauptstadt verkündigte sich immer mehr. Prag, die größte und schönste Stadt in Deutschland nach Wien und Berlin, trat endlich hinter den Anhöhen vor, geschmückt mit seiner Menge Thürme, in der Ebene sich ausbreitend und dann auf anmuthige Berge sich erhebend, welche im Bogen jenseit der Moldau die Stadt schließen, und auf ihren Höhen prächtige Klöster und Kapellen und das kaiserliche Schloss tragen. Noch mussten wir über ein Schlachtfeld fahren, auf dem Friedrich der Große am 9. Mai 1757 im blutigsten Kampfe einen denkwurdigen Sieg errang. Nur dann erst konnte hier die Heldenkraft der Preußen den ungeheuern Widerstand der Oesterreicher überwältigen, als der greise, siebenzigjährige Feldherr Schwerin vom Pferde stieg, sich an die Spitze seines Regimentes stellte, und, die Fahne ergreifend, ausrief: mir nach, wer kein Feiger ist! So das Leben tiefer setzend als die Ehre, ging er voran, die Bahn des Sieges zeigend. Aber er sank bald von Kartätschen-

kugeln durchbohrt, und die wehende Fahne bedeckte den Körper des gefallenen Helden. Da ergriff die Reihen der Krieger ein heiliger Schauer; ein alt griechischer Geist erwachte, der den gefallenen Feldherrn zu ehren, blutige Opfer heischte. Unaufhaltsam, nunmehr das Leben nicht achtend, den Tod nicht furchtend, stürzten die Truppen gegen die feindlichen Linien, und vernichteten sie. Nach Schwerins Beispiele schritten die Generale vor ihren Regimentern zum Kampfe, und der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, ein gleiches thuend, eroberte eine Batterie des Feindes mit seiner Schar. Indeß drang der Prinz Ferdinand von Braunschweig auf den linken Flügel der Oesterreicher ein, jagte ihn von Berge zu Berge, und trennte ihn von dem rechten, der sich unter Anführung des Prinzen Karl von Lothringen nach Prag flüchtete. Friedrich belagerte Prag, ließ es fürchterlich beschießen, und würde in kurzem die Uebergabe erzwungen haben, wenn nicht die Annäherung Dauns die unglückliche Schlacht bei Colin

veranlasst, und dadurch die Hauptstadt befreiet hätte.

Wir fuhren bald an dem Fuße des Ziskaberges hin, der seinen langen, schmalen Rücken fast bis an die Stadt hinstreckt, und ganz in Weinlaub gehüllt, Lusthäuser und Wohnungen der Winzer trägt. Zur andern Seite erhebt sich das Land nach und nach, überwebt von Getreidefeldern, bis auf den Höhen Weingärten die freundlichen Meierhöfe umgeben, welche zerstreut unter Lusthäusern umherliegen.

Wir fuhren durch das Thor in

Prag.

So waren wir denn in der Stadt, welche die Aufmerksamkeit des Geschichtskenners, des Gelehrten, des Künstlers, des Freundes des Schönen verdient, und durchaus zu den Städten gehört, in denen man gern leben möchte. Denn wenn wir zu den Annehmlichkeiten des Lebens nicht nur Bequemlichkeit und Sauberkeit der Wohnung, Wohlfeilheit der Bedürfnisse, die Möglichkeit, alles, was nöthig und wünschenswerth ist, er-

langen zu können, sondern auch einen frohen Umgang mit den Menschen, vollkommene Befriedigung unserrr geistigen Bedürfnisse und Ergötzung an den Werken der Natur und Kunst rechnen: so finden wir in Prag alles im vollen Maße.

Die Stadt ist groß, denn sie hat einen Umfang von beinahe drei deutschen Meilen. Die Häuser, meistens groß und gediegen, obgleich viel nach alter Bauart, sind in einigen Stadttheilen nahe an einander gedrängt; in andern werden sie von großen, anmuthigen Garten getrennt. Der ehemalige Graben, der die Altstadt, den Stamm Prags, umgab, ist zu den anmuthigsten Spaziergängen unter Baumreihen umgestaltet, und verbindet auf diese freundliche Weise die Neustadt, welche den ganzen südöstlichen Bogen der Altstadt umgiebt, deren andere Seite von Süd zu Nord von der Krümmung der Moldau begrenzt wird. Jener Lustgang, der Graben genannt, ist immer angefüllt mit Menschen, welche ihr Geschaft aus beiden Stadttheilen hin und her treibt, oder die des Vergnugens halber hier wandeln. An

der Seite der Altstadt laufen fast durch die ganze Linie Garten hin, die meistens für das öffentliche Vergnügen eingerichtet sind, und an Sonntagen von dem Jubel der Menge und den Weisen der Tanzmusik wiederhallen. Unter den dreitausend zwei bis dreihundert Häusern, welche in Prags reizender Gegend die Stadt bilden, sind ungemein große Paläste der böhmischen Herren; sie machen einen herrlichen Eindruck, gewöhnlich alle durch Größe, viele durch schöne Anordnung und geistvolle Ausführung, einige durch Anklang des Alterthumes. Kirchen und Klöster sind in großer Anzahl vorhanden, und zeichnen sich meistentheils durch wahre Bauart, indem sie das eindrucksvoll darstellen, was sie sein sollen, vortheilhaft aus. Die ehemaligen Gebäude der Jesuiten, jetzt der Universität eingeräumt, in der Altstadt, bestehen aus sieben großen Höfen, sind im erhabenen Style erbaut, und haben Wohnungen für 600 junge Geistliche, für deren Lehrer, Diener und Beköstigungsanstalten. Einzelne Gebäude werde ich in der Folge erwähnen. Jetzt zum allgemeinen der Stadt. Die

Altstadt, deren Straßen die engern und winkeligsten sind, wollen wir uns so denken, daß ihr Umfang eine Eierlinie bildet, deren eine Hälfte die Moldau beschreibt, die andere der schattige Graben angiebt. Die Neustadt füllt vor ihr den Raum aus, den die Krümmung der Moldau umfasst; aber sie ziehet sich südlich weiter am Ufer des Flusses hin bis zum Wischehrad, einem alten Kastell, das eigentlich nicht zu Prag gehört. In dieser Gegend sind große Garten und ausgedehnte Weinberge in der Stadt, wodurch die Lage der Häuser, und besonders der Kloster höchst anmuthig wird. Die Außenlinie der Neustadt ist von Nordost bis zu Süd (denn diesen Bogen schneidet die Moldau aus,) mit Festungswerken geschlossen.

Die Moldau, welche vom Süden breit, mit freundlichem Wellenspiel daherfließt, verschönet die Gegend, und giebt Veranlassung zur Verschönerung: denn in ihrem ungemein breiten Bette hat sie mehrere Inseln hervorgehoben, welche so bedeutend sind, daß große Gebäude auf ihnen errichtet, und weite Lustgarten im englischen Geschmacke angelegt

sind. Einige sind dem öffentlichen Vergnügen gewidmet. Unter diesen besuchte ich eine kleinere, die Färberinsel, gern. Sie liegt im Bogen des Einflusses der Moldau und hatte lange Alleen hoher, schattiger Bäume, wo man in der Hitze des Tages die reichlichste Erquickung, und einige gute Badeanstalten fand, so wie sich die Bewirthung durch Güte und Billigkeit der Labungsmittel auszeichnete. Größer ist die nebenbei liegende Insel kleiner Venedig, auf welcher die Bürger nach der Scheibe schießen, und am größesten der große Venedig, der aber beim Ausflusse der Moldau aus der Stadt liegt.

Die Moldau, dieser fischreiche, sogar Perlenmuscheln nährende Hauptfluss Böhmens kommt von des Landes südlicher Grenze; am Fuße des böhmischen Waldgebirges entspringend, folgt er dem schrägen Zuge des Grenzgebirges nach Südosten, gleichsam als wollte er die Halbscheid Böhmens erst erreichen. Dann wendet er sich bei Rosenberg im weiten Bogen nach Mitternacht, und theilet Böhmen durch seinen fortgesetzten mitternacht-

lichen Lauf in zwei fast gleiche Theile. Nicht fern von Prag nimmt er die ihm rechts zuströmende Sazawa auf, die wir bei Deutsch-Brot fanden, und noch weiter hin stürzt zu seiner linken Seite die drohende Beraun mit reicher Fluth in ihn; aber ihr hartes Wasser mag sich nicht mit ihm vereinigen; noch durch Prag fließt sie unvermischt zur Linken mit weißerem Wasser, da das Moldauwasser ins Grünliche spielt. Aber auch das schwärzliche, weichere Wasser der Sazawa fließt am rechten Ufer der Moldau hin, und unterscheidet sich deutlich, wenn keine Regengüsse den Fluß getrübt haben, am deutlichsten aber im Winter, wenn Löcher in das Eis gehauen werden. Daher kommt es, daß das altstädter und neustädter Bier Vorzüge vor dem jenseit, in der Kleinseite, gebraueten hat, weil nicht gleiches Wasser aus dem Flusse geschöpft wird.

Die Breite des Flusses hat Veranlassung zu der berühmten Brücke gegeben, zu der einzigen in ihrer Art. Gerade in der Mitte des Bogens, den die Moldau durch die Stadt zieht, streckt sich die Brucke 1790 Fuß lang

aus der Altstadt hinüber zur Kleinseite. Sie ruhet auf 18 Pfeilern, welche sich zu 16 weiten Bogen wölben, und liegt wagerecht auf den Doppelgewölben. Ihre Breite von 35½ Fuß ist im Verhältniß zur Länge zu gering, und wird scheinbar noch geringer durch die breiten erhabenen Fußwege aus Steinplatten zu beiten Seiten, durch die hohe Brustwehr, und die kolossalen Bildsäulen, welche auf den Austritten der Pfeiler ruhen. Dieser Bildsäulen sind in allem acht- und zwanzig. Sie haben verschiedenen Kunstwerth, so wie auch verschiedenen innern Gehalt: denn einige sind aus Sandstein, andere aus Marmor, andere aus Bronze. Sie stellen entweder Heilige, oder Bischöfe und Päpste vor, und sind nicht bloß auf einzelne Gestalten beschränkt, sondern ragen oft als Hauptheile einer Gruppe vor. *) Daß unter den Bildsäulen der heilige Nepomuk nicht

*) Ein großes, aus Erz gegossenes Kruzifix hat das besonders Merkwürdige, daß die stark vergoldete Randschrift: heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger unsterblicher Gott! von dem Golde verfertigt würde, das ein Jude hergeben mußte, der auf dieses Bild gelästert haben sollte.

vergessen worden, läßt sich leicht denken. Die Stelle ist sogar angezeigt, von welcher er ins Wasser gestürzt worden. Wer dieser für Böhmen so wichtige Schutzheilige gewesen, mögen die Leser in dem Anhange den ich der Begebenheit mit dem heiligen Nepomuk gewidmet habe, nachlesen. Jene Stelle, von welcher er ins Wasser gestürzt sein soll, ist von den Küssen der Andacht so ausgehöhlet worden, daß der obere Sandstein einer Rinne gleicht. Ein eisernes mit Ranken geziertes Gitterwerk, welches einige Fuß breit an dieser Stelle vom Rande der Brustwehr an der Wasserseite sich erhebt, ist auf die Art entstanden, wie fast alle Vorkehrungsmittel — nachdem ein Unglück geschehen. Eine Frau nemlich, die ihr kleines Kind in einem Tragkorbe auf dem Rücken trug, bückte sich andächtig nieder, um mit Inbrunst den Stein zu küssen; sie gab aber dem Kinde dadurch so einen Stoß, daß es über den Kopf der Mutter in das Wasser flog. Im Jahre 1522 flog ein Bürger Namens Kakas von der Brücke ins Wasser, freilich nicht aus Andacht, sondern durch possenhafte Sprünge.

Die Prager holten nemlich ihren neuen König Ludwig ein. Kakas ritt ihm auf einem großen hölzernen Pferde entgegen, ließ sich bis auf die Brücke ziehen, und machte, nach Sitte damaliger Zeit, zur Belustigung des Königs mancherlei Luftsprünge auf seinem Pferde, von dem er zuletzt ins Wasser stürzte.

Die Brücke ist an beiden Seiten mit Thürmen und Thoren zur Widerlage verwahrt; sie hat aber nur bis zum vierzehenten Bogen die Moldau unter sich, dann ruhet ihr stärkster Pfeiler auf einer Insel, die nur durch einen schmalen Arm von der Kleinseite getrennt ist. Sie heißt Kampa, hat mehrere Straßen, Garten, und nicht unbedeutende Häuser. Eine ihrer Straßen gehet durch den Bogen der Brücke; auf einer Seitentreppe kann man von der hohen Brücke zu der Insel hinabsteigen, welche mit der Kleinseite durch zwei Fahrbrücken zusammenhängt. Die Höhe der Brücke vom gewöhnlichen Wasserspiegel beträgt 40 Fuß. König Karl (bekannt als Kaiser Karl IV.) ließ sie im Jahre 1358 gründen. Peter

Arler war ihr Baumeister. Sie wurde von Grund aus von Quatersteinen aufgeführt. *) Aber Karl erlebte ihre Vollendung nicht. Erst nach 145 Jahren war sie völlig zu Stande gebracht. Wie bei der Dresdner Brücke ist auch hier die Einrichtung getroffen, daß die über die Brücke Gehenden stets auf dem Fußwege zur Rechten ihren Weg fortsetzen müssen; ausgestellte Wachen sehen auf die Erhaltung dieser Ordnung. Die einzige Brücke würde für die weitläuftige Stadt nicht zureichend sein. Daher sind am Flusse noch drei Fährplätze mit doppelten Fähren, die den ganzen Tag hindurch herüber und hinüber gehen. Wer Eil hat, und angekommen ist, wenn beide Fähren von den Ufern abgegangen sind, kann sich auf bereit liegenden Kähnen übersetzen lassen. Jenseit der Moldau bilden der Laurentiberg und Hradczin (Hradschin) oder Schlossberg einen reizenden Bogen, in welchen sich ein Thal von

*) Der Kitt ist so fest, daß man die Steine bei einer neuern Veränderung mit Pulver von einander sprengen musste. Der Kalk soll mit Eiern vermischt worden sein.

dem Ufer der Moldau zieht. Dieses Thal ist mit den freundlichsten, bedeutendsten Häusern bebauet, und heißt die Kleinseite; aber die Häuser steigen noch reihenweis die Berge hinan, und oben auf dem rechts liegenden Hradczin erheben sich nächst der ungeheuern kaiserlichen Burg viel große herrliche Paläste, bis das prächtige Kloster Strahof auf dem zurückgezogensten Bogen der Berge die Häuserfolge schließt, und wie ein Feenschloss von der Höhe herableuchtet, die in der Krümme bis zur Laurentikirche fortläuft, wo der Berg anfangs steil, mit wildem Gebüsch bewachsen, dann sanft, mit Weingärten und englischen Anlagen geziert, sich zur Kleinseite wieder herabsenkt. Wir wohnten in der äußersten, an diesem Laurentiberge hinlaufenden Straße. Die Aussicht auf diese amphitheatralischen Höhen erfüllte mich stets mit neuer Wonne. Stehet man aber auf dem Hradschin, und blicket hinab auf die Stadt und die paradiesische Gegend, so überwältigt das Entzücken anfangs die Besonnenheit, nur im Gefuhle des Schönen verloren, uchet man nichts einzelnes mit sonderndem

Blicke heraus, sondern lässt sich lieber von dem allgemeinen Anblicke hinreißen.

Dieß sei der Ueberblick der Stadt, deren Bewohner wir kennen lernen wollen. *) In der Geschichte Böhmens spielen die Prager die wichtigste Rolle. Nach ihnen richteten sich die Gesinnungen des übrigen Volkes. Von jeher strebten sie nach Freiheit, und suchten ihre Rechte gegen jeden zu vertheidigen. Daher bekriegten sie bald ihre Könige, bald ihre Geistlichen, warfen sich zu Richtern ihrer Obrigkeit auf, und mordeten nicht selten den gesammten Rath. Sie griffen muthig zu den Waffen, wenn es den Kampf auf Leben oder Tod galt, und vertheidigten ihre Stadt mit heldenmäßiger Ausdauer; selbst da noch, als der preußische Friedrich II. Prag belagerte, übernahmen die Bürger einen großen Theil der Vertheidigung. In den Zeiten der Unduldsamkeit war die Stadt zwar in sich selbst uneinig, indem eine Parthei die andere verfolgte; aber eine war doch immer die herrschende, die Sicher-

*) Ihre Zahl wird zu 80,000 angegeben.

heit der Stadt bewahrende. Nachdem lange die hussitische Parthei vorgeherrscht hatte, jedoch unterdrückt worden war, wurde das Lutherthum von den Pragern begierig ergriffen. Sie fühlten, wie viel werth es wäre, daß der Mensch in Glaubenssachen nicht zu einem von Menschen vorgeschriebenen Glauben gezwungen, sondern diese heilige Angelegenheit der Menschheit ganz dem unbefangenen Forschen nach Wahrheit und dem innern, die deutlichste Ueberzeugung ersetzenden Gefühle überlassen würde. Aber auch ihnen sollte dieses Kleinod der menschlichen Freiheit durch die Gewalt der Waffen wieder entrissen werden, nachdem das kaiserliche Heer auf dem weißen Berge vor Prag im J. 1620 die Schlacht gewonnen, und Ferdinand II. auf blutiger Bahn wieder Besitz von dem ihm verwehrten Throne genommen hatte. Dennoch hat sich ein freier Forschungsgeist in den Pragern erhalten, und Duldsamkeit gegen anders Gesinnte spricht sich überall aus. Leider artet diese Duldsamkeit bisweilen in Gleichgiltigkeit, jener Trieb nach Aufklärung des Verstandes in

leichtsinniges Nichtsglauben und der Kampf nach Freiheit des Geistes in Lossagung von jedem, auch dem sittlichen Gesetze bei ihnen aus, und man findet hier öffentlich und verborgen alle Laster des sinnlichen, keine Sittenzucht achtenden, nur den Genuss wollenden Menschen.

Uebrigens aber bemerkt man hier bei allen Ständen die Bereitwilligkeit zu dienen im höchsten Grade. Der Gelehrte und Künstler theilen aufs freundlichste und zuvorkommendste alles mit, was in ihrem Wirkungskreise den Kenner oder Wissbegierigen anzieht; in den kaiserlichen und andern Bibliotheken findet man die gefälligsten Bibliothekare, und die böhmischen Herren, welche hier Paläste haben, gestatten jedem den Zutritt zu den eingesammelten Schätzen der Wissenschaften und Künste. Daher findet man bald in diesem Palaste eine vortreffliche Gemähldegallerie, bald in jenem eine Naturaliensammlung, in dem dritten ein Kabinett der vorzüglichsten physikalischen Werkzeuge, in dem vierten eine Münz- Kunst- und Seltenheitensammlung, in verschiedenen

eine auserlesene Bibliothek; andre haben ihre Garten jeden Lustwandeluden geöffnet. In dem czerninschen Palaste hatte sogar eine Gesellschaft der Vornehmsten eine öffentliche Gemähldesammlung angelegt, um Künstlern und Kunstfreunden nützlich zu sein. Der Kaufmann ist gefällig und bescheiden, der Handwerker höflich, dienstfertig, schnell und billig. Der gemeine Mann bezeiget seine Achtung gegen jeden Vornehmern dadurch, daß er ihn Ihr Gnaden nennt, und schon nach Angabe dieses Titels sein Betragen einrichtet. Wenn man auf der Straße jemand um eine Zurechtweisung bittet, so wird man oft ein Stück des Weges begleitet, damit man nicht irre; ich habe diesen Versuch mit Vornehmen und Geringen angestellt, und überall die humanste Erfüllung meiner Bitte gefunden. Wenn ein Fremder eine Merkwürdigkeit betrachtet; so gesellen sich leicht Vorübergehende, selbst Frauen zu ihm, die ihn auf das aufmerksam machen, was nicht zu übersehen ist; ihn auch wohl fragen, ob er nicht dieses und jenes schon gesehen habe? Eine Treuherzigkeit, die sich sogar durch die

breite und gedehnte Mundart auszusprechen scheint, ziehet den Fremden an diese Menschen, die in der schönen Natur, beim Ueberflusse der ausgesuchtesten Lebensmittel lebensfroh sind, und durch unermüdlichen Fleiß sich im Wohlstande erhalten. Dieser Fleiß erzeuget denn auch eine Menge nützlicher Dinge in den anlockendsten Gestalten, und selbst der Bürstenbinder weiß seinen Schuhbürsten etwas Anmuthiges zu geben. Ja, die Kreuzerbilder, die am Bindfaden geklammert, oft neben einer Kirche flattern, haben eine Zeichnung und Illumination, die Sorgfalt und Mühe verrathen. Die Bilderhändler sind reichlich versehen mit Darstellungen von vaterländischen Trachten und Gegenden, alten Burgen und jetzt berühmten Schlössern, deren Zeichnung sehr richtig, deren Illumination mit eingetuschten Schatten leicht und sicher, aber dabei so wohlgefällig ist, daß man in einiger Entfernung glaubt, theurere Arbeiten zu sehen. Ich habe mir deren eine Menge gekauft. Jedes Blatt in Großquart kostete vier Groschen. An Gold- und Silberarbeiten ist die Stadt sehr reich; das

bekannte prager Gold (freilich das schlechteste) wird zu allerlei kleinen Verzierungen in erstaunlicher Menge verarbeitet. Der Ueberfluss an edeln Steinen in Böhmen, und die Geschicklichkeit, diese Steine leicht zu schleifen; bewirken eine große Wohlfeilheit derselben, welche den Goldarbeitern wieder zu den zierlichsten und doch wohlfeilen Arbeiten dienen. Welch eine Menge Ringe mit Steinen Petschafte mit Carniolen, Kreuzchen, Halsbänder, Uhrketten, Nadelbüchschen, Tuchnadeln werden hier in allen Straßen feil gebothen! Wenn man gleich weiß, daß das Gold nicht viel werth ist: so wird man doch durch die Arbeit, die Steine, und bie Wohlfeilheit angelockt.

In Seide und Baumwolle wird hier sehr viel gearbeitet. Die Kattundruckereien liefern schöne Muster mit vorzüglicher Farbengebung. Die Steinschneider haben sich zur Berühmtheit emporgearbeitet. Ich habe vortreffliche Arbeiten dieser Art gesehen. Gewöhnliche Petschaftstecher arbeiten meisterhaft und höchst billig.

Die Goldstickereien liefern schöne und billige Arbeiten. Ueberhaupt ist alles, was man nur braucht, in vorzüglicher Güte und sehr billig zu haben. Da Prag der erste Handelsort für ganz Böhmen ist: so findet man nicht allein alle böhmischen Kunst- und Gewerberzeugnisse, sondern auch die Handelswaaren der übrigen österreichischen Länder hier aufgestellt. Besonders locken die schönen Bronze- und Eisenwaaren an, und die wiener Stutzuhren, über deren Wohlfeilheit man erstaunen muss. Ich kaufte eine solche, deren Gehäuse eine umgekehrte Pyramide aus Magahoniholze ist, auf bronzenen Löwenfüßen ruht und Bildnerarbeit aus Alabaster zur Verzierung hat, für zehen preußische Thaler.

Es macht wahres Vergnügen über die Märkte zu gehen, und die Reihen der Gärtnerweiber und Obsthändlerinnen zu sehen; ihre grünen Waaren vom üppigsten Wuchse sind vor ihnen aufgestellt, und das lieblichste Obst mit reinen prächtigen Farben ist zu ho-

hen Haufen aufgeschüttet. Man muss den Reichthum der Natur bewundern. *)

Für die Wissenschaften ist in Prag viel gethan. Der Unterstützungsstamm für die Universität und drei hohe Schulen ist sehr bedeutend, und durch Einkünfte der eingezogenen Jesuiten- und Klostergüter sehr vermehrt. Die große Bibliothek, welche in dem weitläuftigen Jesuitenkollegio auf der Altstadt **) aufgestellt ist, soll über 130,000 Bände enthalten; man findet daselbst die theuersten, mit belehrenden Kupfern reichlich ausgestatteten, seltensten Werke. Jährlich werden für 3000 Gulden neue Bücher gekauft. Wohlthätige Anstalten entstehen in Prag nicht selten durch Vereinigung der gut-

*) Ich muss hierbei bemerken, daß die Gärtnerweiber, in der Hitze des Tages gewöhnlich den Oberleib nur mit dem Hembe bedeckt halten. Einige Mal sahe ich, daß hinter mehrern dieser Weiber Kinder standen, welche aus dem Innern des Hembes Ungeziefer vorzogen; andere ließen von ihren Nachbarinnen in den aufgelösten Haaren nach dergleichen Quälthieren suchen. Es schien nicht aufzufallen.

**) Die Jesuiten hatten sonst 3 große Kollegienhäuser hier. Das ouf der Kleinseite ist jetzt das Gouvernementshaus.

gesinnten Bewohner; so war erst kürzlich ein sehr bequemes Haus zur Verhüthung des Lebendigbegrabenwerdens an der Moldau erbauet worden, in dem die Leichen bis zur völligen Gewissheit des Todes gegen geringe Kosten aufbewahret und beobachtet wurden; so hatten die Freimaurer eine Taubstummenanstalt gegründet, die jetzt freilich nur kümmerlich von Wohlthätern, und fast gar nicht von der Regierung unterstützt wurde, da der Freimaurerorden in den kaiserlich österreichischen Staten vernichtet worden ist. Ich besuchte diese Anstalt, welche in der Neustadt liegt, und mit dem allgemeinen Privatwitweninstitute verbunden ist. Ein einziger Lehrer, ein junger, fähiger Mann, mit Namen Guba, beschäftigte in zwei kleinen Stuben gegen zwanzig Kinder, die er auf einfache Art zum Sprechen bringt. Der Taubstumme unterscheidet sich, wie den Lesern bekannt sein wird, von dem Taub und Stummen dadurch, daß er nur stumm ist, weil er nicht hören kann, mithin keine Vorstellung von Hervorbringung eines Schalles hat. Das Vermögen zu spre-

chen hat er. Man muss daher unternehmen, ihm auf andere Art eine Vorstellung von der Art beizubringen, wie man durch Töne Gedanken deutlich macht und mittheilt. Der Sinn des Gesichtes und des Gefühles wird dabei in Anspruch genommen. Der Taubstumme muss sehen, wie wir die Sprachwerkzeuge bei Aussprache eines jeden einzelnen Lautes bewegen, und muss fühlen, wie die Luft dabei aus dem Munde hervorgeht, wodurch wir durch den Gehörsinn zur Kenntniss des gesprochenen Lautes gelangen. Der gedruckte Buchstabe ist für ihn der Vermittler; er denkt sich, wenn er unsere Lippen und übrigen Sprachwerkzeuge bewegen sieht, die Buchstaben gleichsam hingedruckt neben einander, und gelangt mithin blos durch das Gesicht und durch die Vorstellung eines aus Buchstaben entstandenen Bildes zum Bewusstsein dessen, was wir so leicht durch das Ohr erkennen. Will er aber uns deutlich werden; so muss er Töne hervorbringen, von denen er selbst keine Vorstellung hat, die er aber durch die Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, und besondere Ausstoßung

der Luft, freilich nach viel Beschwerlichkeit, erzwingen lernt. Er zeichnet uns dann gleichsam das Wort, das er im Geiste hingedruckt siehet, durch Töne wieder ab, von denen er weiß, daß sie durch unser Ohr sogleich von der Seele verstanden werden. Weil er nun durch sein Ohr über den Klang nicht entscheiden kann: so sind seine Töne rauh, oft mangelhaft und undeutlich; seine Sprache ist ganz einförmig: denn von Hebung und Senkung der Stimme, und von dem Ausdrucke, den wir auch dem Schalle mitzutheilen wissen, erlangt er keine Kenntniß. Weil er uns nur durch Sehen versteht, und unsere Worte, gleichsam wie in einem Buche, von dem Gesichte liest — so würde eine Unterhaltung mit ihm im Finstern nicht möglich sein, wenn er nicht durchs Gefuhl zur Kenntniß der Worte gelangen könnte. Man schreibt ihm dann mit dem Finger die Buchstaben entweder in die flache Hand oder auf den Rucken. Das ist aber ein sehr langsames Verfahren. Herr Guba hatte dasselbe sehr abgekurzt. In andern solchen Anstalten werden nemlich die Taubstummen zum richtigen

Ausstoßen der Luft dadurch geführt, daß sie die Hand an den Hals des Lehrers legen müssen, um die Bewegung und Erschütterung der Gurgel zu fühlen, und dieselbe nachzuahmen; Herr Guba sprach aber seine Buchstaben auf den seinem Munde nahegebrachten Rücken der Hand des Taubstummen, und dieser musste auf seine andere Hand die Luft eben so ausstoßen. Das Gefühl des Taubstummen gewöhnte sich endlich nach langer Uebung daran, sogar jeden Buchstaben an dem bloßen, von der Hand empfundenen Luftstoße zu erkennen, und lernte auf die Art im Finstern schnell verstehen, wenn man ihm das Wort auf die Hand sprach. Man möchte die Anstrengung so eines Lehrlings, um nur uns verstehen zu lernen, fast riesenhaft nennen, wenn man nicht auf der andern Seite bedenken müsste, daß sich die ganze Thätigkeit des Geistes auf diese Beschäftigung wirft, wie bei dem dreijährigen Kinde, das in einer Zeit von zwei Jahren die raschesten Fortschritte in der Muttersprache gemacht hat, dergleichen es in der Folge nicht mehr macht. Wir wissen alle, welche Fer-

tigkeit unser Blick beim Lesen durch die Uebung erhält; wir sehen nicht mehr, wie ein ABCschütze, jeden Buchstaben im Worte einzeln an; auch ein langes Wort wird auf ein Mal mit dem Blicke umfaßt, ja ganze Seiten werden mit den Augen durchlaufen, ohne daß wir uns die Worte in Gedanken vorzusagen nöthig haben. Zu einer weit höhern Fertigkeit bringt es hierin der Taubstumme, der sich nie in Gedanken das Wort vorsagen kann, und daher nicht so aufgehalten wird, wie ein wenig geübter Leser mit fünf Sinnen, der oft sogar die Lippen beim Lesen bewegt, indem er das vor Augen stehende Wort heimlich mitspricht.

Der Taubstumme kann nicht alle Menschen gleich gut verstehen: denn einige sprechen zu schwach, andere zu träge, als daß die Bewegung der Sprachwerkzeuge an den äußern Theilen des Angesichts gehörig bemerkt werden könnte; daher ist es gut, daß der Taubstumme über die Dinge des gemeinen Lebens schon in der Schule Belehrung bekomme, und deren richtigen Namen erlerne. Herr Guba hatte zu dem Zwecke eine Samm-

lung von Modellen aller gewöhnlichen Werkzeuge anzulegen angefangen, damit die Kinder die Namen derselben kennen und sprechen lernen möchten. Er wünschte sie vervollkommnen, und mit einer reichen Sammlung der gewöhnlichen Naturgegenstände und Kunsterzeugnisse vermehren zu können; aber er klagte sehr über den Mangel an Unterstützung, und über die Unthätigkeit seiner jetzigen Obern, der Mönche aus dem Kloster Emaus.

In der Anstalt fand ich einen Knaben von 8 Jahren, den ich das Jahr vorher in Karlsbad öfter gesehen, und bisweilen mit einigen Kreuzern beschenkt hatte. Er war erst kurze Zeit in der Anstalt, verstand aber doch schon die Rede seines Lehrers, welcher ihn fragte, ob er sich meiner erinnern könnte? Der Knabe nickte freundlich, that, als wüsche er sich am ganzen Körper (wodurch er Karlsbad bezeichnete), und ahmte die Bewegung eines Menschen nach, der Geld in die Hand zählt. Die Kinder konnten meine Rede nicht deutlich verstehen, weil meine Mundart von der härtern prager sehr abweicht,

mithin auch eine veränderte Bewegung an dem Gesichte bemerkbar sein musste. —

Zu den merkwürdigsten Gebäuden in Prag gehöret das Schloss auf dem Hradschin. Dieser Berg erhebet sich am nördlichen Theile der Kleinseite, und verbindet sich nordwestlich im Bogen mit dem Laurentiberge, welcher von Süden die Kleinseite begränzt. Auf der südlichsten Platte des Berges ist das kaiserliche Schloss erbauet, von erstaunlichem Umfange, voll Eindruckes — wahrhaft kaiserlich. Maria Theresia hat ihm die jetzige Gestalt geben lassen. Was von der ältesten Zeit an erbauet und verfallen, und in neuern Zeiten zugefügt war, wurde theils niedergerissen, theils in Verbindung mit neuen Gebäuden gebracht, die ein geordnetes, regelmäßigeres Ganzes bilden. Der Bau dauerte siebzehen und ein halbes Jahr; vier berühmte Baumeister leiteten denselben; er kostete nur wenig über eine halbe Million Gulden — ein geringer Aufwand, wenn man die Pracht und Größe der Gebäude ansieht. Aber in diesem Lande, welches die Natur mit allem gesegnet hat, ist der Baustoff so

wohlfeil, und das Arbeitslohn so billig, daß jener Geldbetrag den Pragern groß vorkommt.

Der Eindruck dieses, durch wahre Größe erhabenen, und durch edle Einfachheit, so wie durch sparsam, aber großartig angebrachte Zierden überraschenden Herrschersitzes wird durch die unbeschreiblich schöne Lage gehoben. Vor dem Blicke liegt die ganze Stadt entzückend ausgebreitet, die Moldau mit ihren reizend grünen Inseln und großen Krümmungen, wirft das Bild des blauen Himmels zwischen den dunkeln Farben der Dächer so lieblich hinauf zu dem Beschauer, der in Wonne verloren ist, und schwelgerisch, alles genießen wollend, den Blick umherwirft, überall angezogen von den Schönheiten der Natur, von der Baumpracht des Laurentiberges, von den Weingarten des Ziskaberges, von den Villen und Fruchtgefielden jenseit der Stadt, von den offen daliegenden, oder halb verborgenen Palästen und Klöstern, von den leuchtenden Thürmen und erhabenen Kuppeln, von dem Menschengewühl in den Straßen, auf den großen Märkten und auf der langen Brücke, deren Riesengestalten mit dunkeln

Farben so ernst auf das bunte, frohe Gemisch der kleinen Wandrer, wie Geister der Vorwelt, hinabschauen. So kündigt schon die Lage den Sitz eines Herrschers an. Man tritt von Abend in das Schloss durch eine hohe eiserne Vergitterung, welche zwei Flügel verbindet, die von dem Hauptgebäude vorspringen und einen Vorhof bilden. Bildsäulen von übernatürlicher Größe schmücken diese Schranken. Gehet man durch das Thor des Hauptgebäudes: so gelangt man in den zweiten Hof, der ein großes, rings von hohen, fensterreichen Gebäuden eingeschlossenes, längliches Viereck bildet. Das Pflaster ist vortrefflich und höchst reinlich gehalten. Ein Springbrunnen überrascht hier den Fremden, der mit so viel Anstrengung die Treppen, welche zum Berge führen, erstiegen hat. Durch ein Thor gelangt man in den dritten, erstaunlich großen Hof. Hier ziehet die alte, ehrwürdige Metrapolitankirche die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Bau ist gothisch, und durch Kühnheit einzig in seiner Art. Man denke sich einen Raum im länglichen Vierecke, der durch Mauern von mitt-

ler Kirchenhöhe eingeschlossen ist. Von dieser Höhe strebt vorn ein Thurm für sich allein aufwärts, getrennt von dem übrigen Theile; neben ihm ist der nächste Theil von der Kirche zugewölbt, und oben flach bedeckt. Das flache Dach ist mit Steinplatten belegt, und zu beiden Seiten, neben dem Thurme mit einer gothisch verzierten Brustwehr umgeben. Der übrige größere Theil jenes Kirchenraumes ist nicht zugewölbt, sondern so gebaut, wie ein gewölbter Säulengang, der in der Kirche umherläuft und einen innern unbedeckten Raum läßt. Aber dieser innere Raum ist wieder mit einer, auf das Gewölbe jenes Säulenganges gesetzten Kuppel bedeckt, welche durch ihre großen Fenster der Kirche Licht zuführte, und mit ihrem kühnen Gewölbe den innern Raum schützte. So ist die Anlage des Baues. Die Fenster der Kuppel sind so groß und dicht neben einander, daß die Mauerpfeiler zwischen denselben erstaunlich schmal erscheinen, und der Aufblick im Innern die Täuschung bewirkt, als ob das große, schöne Gewölbe der Kuppel in der Luft schwebte. Aber dadurch liefen auch

die Pfeiler Gefahr, von dem Drucke des höchsten Gewölbes auseinandergeschoben zu werden. Dieses zu verhindern, führte der Baumeister von außen, da wo die äußerste Mauer aufhört, und ein flaches Dach die Seitengewölbe bedeckt, freistehende Säulen bis zur Höhe des obersten Daches auf, und legte von diesen Säulen zwei steinerne Stützen im Bogen hinuber an die Mauer zwischen die Fenster, und zwar so, daß der Druck der Mauer wenn er seitwärts gehet, durch den Bogen geleitet wird, und eben dadurch senkrecht auf die Säule wirkt. Am Chore der Kirche fand es der Baumeister nöthig, die Bogen über zwei Säulen hinüber zur Mauer zu leiten. Die Säulen sind oben zugespitzt und mit Kreuzen und andern Verzierungen geschmückt, ihr Schaft ist nach Art der Tannenstamme bearbeitet. Alle diese Spitzen, Säulen und Bogen sind oft äußerst schön verziert, und bewirken einen wunderbaren Eindruck. Niemand kann sagen, daß dieser Bau im Ganzen schön sei; aber daß der menschliche Geist mit dieser Kühnheit und scheinbaren Leichtigkeit Gebäude für

derer Preuße sammelt in geheim, von einem Traume aufgefordert, die zerstückten Glieder des Heiligen. Ein Finger fehlte. Eines Ringes wegen hatten ihn die Mörder abgeschnitten, und, nach abgestreifter Beute, ins Wasser geworfen. Dort verschluckte ihn ein Fisch; aber er leuchtete wie ein Licht durch den Körper des Fisches. Die Fischer erstaunten, als sie den Fisch fingen. Unterdeß war aber Adalberts zusammengesetzter Körper wieder Gemeingut geworden. Denn jener Preuße hatte seiner Frau das Geheimniß anvertraut; durch diese kam es bald unter die Nachbarn, welche den geschwätzigen Mann mit Schlägen zu Auslieferung des Leichnames zwangen. Der Schwätzer bekam zur Strafe einen schiefen Mund. Die Fischer brachten den leuchtenden Finger, fügten ihn an den Leichnam, und alsbald fing der ganze Körper zu leuchten an. Da empfanden die Preußen heilige Scheu, und ließen dem polnischen Herzoge Boleslaus sagen: dein Gott ist bei uns; gieb uns so viel Silber, als er wiegt, und nimm ihn! — Der Herzog kaufte um diesen Preis den Heiligen; aber ein Wunder

bestrafte die geldgierigen Heiden: denn der Körper wog fast gar nichts. Wenn die Sage diesen Umstand ausgelassen hätte, würde ein jeder selbst darauf verfallen, dieses Wunder in die Reihe der übrigen zu fügen.

Der Herzog führte den Leichnam erst in ein Kloster nahe der preußischen Grenze, in welchem auch jener Plauderer seinen schiefen Mund verlor, — dann nach Gnesen. Hier wurde eine Kapelle für ihn erbauet, und Wunder verherrlichten den Heiligen.

Aber im Jahre 1038 drang der böhmische Herzog Bezetislaw mit einem Heere bis Gnesen vor, und nahm den Leichnam des Heiligen hinweg. Dieser war so wohlerhalten, als ob noch Leben in ihm wäre, und roch lieblich. Mit der heiligen Beute zog der Herzog siegfeiernd nach Böhmen zurück, und legte sie in der Kirche zu S. Veit nieder.

Gehet man bei der Adalbertskapelle vorüber, um sich rechts nach dem Eingange in die Veitskirche zu wenden: so ziehet ein 75 Fuß hohes Freskogemählde, welches seit beinahe hundert Jahren die vorstehende Wand

der Kirche mit den lebhaftesten Farben schmückt, die Aufmerksamkeit auf sich. Die Schutzheiligen des Landes in ihrem Glanze, verschiedene Böhmen in ihrer Nationaltracht und Gegenstände der Baukunst sind hier, von vortrefflicher Zeichnung, mit einander verbunden, und neue Gegenstände des Nationalstolzes z. B. die Kaiserinn Maria Theresia, sind bei einer Ausbesserung hinzugefügt, welche die Beschädigung durch Bomben während der preußischen Belagerung nöthig gemacht hatte.

Beim Eintritt in die Kirche empfängt man nicht den Eindruck, den man von einem Orte erwartet, in dem Gott angebetet und verkündet wird. Verehrer des Alterthums versprechen sich Befriedigung ihres Forschens; aber der Mensch mit schlichtem, doch wahren Gefühle, wird nicht ergriffen: denn alles, was wirklich großartig ursprünglich war, ist so überfüllt und versteckt von fremdartigen Dingen, daß es sich nur nach und nach zeigen kann. Einheit ist gänzlich verloren gegangen, und fast alle zehen Schritte hat ein heiliger Gegenstand sein besonderes Gebieth,

in dem der Geschmack seiner Zeit herrscht, das sich wie ein neuer Tempel von dem Ganzen trennt. Nur der Aufblick zur lichtvollen Kuppel ist eindruckmachend. Auch die Art der kirchlichen Feier ist störend; während auf der einen Seite der Kirchendiener einen Altar aufputzt, wird auf der andern vor einem Altare Messe gelesen, und die Verehrer dieses Altares liegen in erkünstelter Andacht auf den Knien, während der Küster die Fremden umher führt, und selbst an dem Altare, an welchem der Priester Messe liest, mit halb lauter Stimme die Merkwürdigkeiten erklärt. Am Altare des heiligen Nepomuk habe ich neben dem Priester gestanden, der Messe heimlich las, indeß der Knabe nach bestimmten Zeichen hinter ihm klingelte, und die Andächtigen auf die Knie fielen; alle aber, Priester, Knabe und Zuhörer auf die Prinzessinn hinsahen, welche den Sarg des Heiligen betrachtete. Während selbst die Prager die Kirchgänge lärmend durchlaufen, sitzt hier ein Priester im Beichtstuhle und neigt sein Ohr zu dem vor ihm außerhalb knieenden Beichtkinde; ein Fremder, der sich vor

seinen Augen umherdrehet, und die Merkwürdigkeiten besiehet, wird von des Priesters Augen verfolgt. — In einem abgelegnern großen Raume leerer Kirchenbänke sahe ich eine vornehme Jungfrau in weißen, zarten Kleidern mit zurückgeschlagenem Schleier knieen, sie hatte ihr Gesicht niedergelegt auf die gefalteten Hände. Die Stellung war für ein Künstlerauge entzückend, und für den Gefühlvollen rührend. Schönheit und Andacht hatten sich vereinigt, den rührendsten Anblick zu geben. Ich rief in mir jene Stelle aus Matthissons Gedichte: die Betende, vor:

Wie sie kniet, in Andacht hingegossen,
schön wie Raphael die Unschuld mahlt —

—

O sie fühlt, im leisen, linden Wehen
froh des Hocherhabnen Gegenwart! —

Ich blieb einige Minuten stehen, mich an dem Anblicke des herzerhebenden und dabei süß rührenden Bildes zu erquicken und mein Gefühl zu entschädigen für alle die Gleichgiltigkeit, die mich wie Kellerluft in dieser Kirche angewehet hatte. Da wendete das

Mädchen ihr wahrhaft schönes, von einem blauen, schwärmerischen Auge geziertes Gesicht zu mir — und lachte mich an, die Gemeinheit ihrer Gesinnung verrathend. Wie wehe thut so eine Täuschung!

Die Mitte der Kirche, welche das hellste Licht von oben empfängt, ist gegen das Chor hin vor dem Hochaltare, vorn von hohen Grabmählern eingenommen, welche die Grüfte böhmischer Könige bedecken; die, von den Säulen, welche das Gewölbe tragen, abgesonderten Seitengänge sind der Verehrung der Heiligen bestimmt. Ueberall stehen an den Wänden Altäre, welche in ihrem Würfel hinter krystallnen Wänden Ueberbleibsel der Heiligen bewahren. Oft sind es ganze Todtengerippe, die hinter der gläsernen Wand, künstlich mit Blumen umwunden, seit Jahrhunderten der Gegenstand thörichter Anbetung gewesen. Karls des 4ten frommer, schwärmerischer Sinn schien nur in Anhäufung heilig gehaltener Kirchen Befriedigung zu finden. Ueberall umgab er sich mit solchen Schätzen, für die er willig die Schätze des Landes opferte, weil er sein Seelenheil

auf diese Art zu befördern meinte. Die Veitskirche, deren Haupterbauer er war, wurde reichlich mit Gebeinen versehen. Dem achtzehenten Jahrhunderte war es aber aufbehalten, alle diese Gebeine in Schatten zu setzen — nicht durch das Licht der wahren Aufklärung — sondern durch die Pracht eines neuen Heiligen — des Nepomuck, von dem der Anhang den Leser belehrt haben wird. Sein glänzendes Grabmahl in der Veitskirche ist es, welches alle Gläubigen hin auf die rechte Seite der Kirche vor die beiden Altäre zieht, die bei dem kostbaren Sarge errichtet sind. Die Kirche scheint nicht mehr der Verehrung des Heiligsten, des Allvaters gewidmet zu sein. Man ruft hier ein Wesen an, das unseres Geschlechtes gewesen ist, und vorlieb nimmt mit menschlichem Leichtsinne und mit Schwachheiten, wenn nur seiner menschlich gedachten Eitelkeit Weihrauch gestreut, und zu seiner Ehre heimlich vor dem Altare gesprochen, geklingelt, und gedankenlos der Rosenkranz abgebetet wird.

Die Farben der Kirche sind sehr bunt, durch Zeit und Brand verdüstert; ranken-

artige Bildhauerarbeit an den Wänden ist im Geschmacke ältester Zeit bemahlt. Um die Kuppel der Kirche läuft ein Gang, der von steinernem durchbrochenen Geländer geschützt, und mit roh verfertigten Bruststücken verschiedener Kaiser, ihrer Frauen und berühmter Männer ausgestattet ist.

Einige Gemählde von großen Meistern erwecken Freude dem Kunstkenner, einzelne vortreffliche gothische Verzierungen ziehen den Alterthumsforscher, wie den Künstler gleich an; die tausenderlei angebrachten merkwürdigen Kleinigkeiten befriedigen den Neubegierigen. Rings um die Wand zur ebenen Erde laufen Thüren zu angebauten Kapellen. Vor allem wird man in die Kapelle des heiligen Wenzels geführt. Vorher kürzlich dessen Geschichte. Borziwog, Herzog der Böhmen, ließ sich im Jahr 874 taufen. Seine Gemahlinn Ludmilla gebar ihm den Spitignew und den Wratislaus, der sich mit einer heidnischen Prinzessinn, Drahomira, vom Wilzenstamme, i. J. 906 vermählte. Er folgte seinem Bruder Spitignew 915 in der Regierung, starb aber schon 920, und hinter-

ließ zwei Söhne, Wenzel und Boleslaw. Ludmilla erzog diese Enkel; aber Drahomira, eine wüthende Heidinn, verfolgte Ludmillen auf alle Art, bekam ihre Kinder von dieser zurück, ließ aber endlich die Schwiegermutter morden. Doch wurde ihre vormundschaftliche Regierung den Böhmen zum Abscheu. Daher übernahm Wenzel im 18ten Jahre die Regierung, und entfernte seine Mutter aus dem Reiche. Er suchte das Christenthum überall zu befördern und legte im Jahre 933 oder 34 den Grund zu der S. Veits Kirche. Seine Mutter Drahomira hatte er nach einige Jahren zurückberufen. Sie hielt sich zu Bunzlau bei ihrem Sohne Boleslav auf, und bewog diesen, seinen Bruder Wenzel in der bunzlauer Kirche zu morden (935). Die Heiligengeschichte Böhmens erzählt folgendes von ihm: Wenzel ließ sich von irdischer Hoheit nicht blenden, blieb ein demüthiger Selbstverläugner und treuer Nachfolger des Herrn. Mit Sanftmuth und Güte ließ er sich bis zum Geringsten herab, ging verkleidet (seine schüchtern machende Größe zu verbergen) in die niedrigsten Wohnungen, kran-

ke Unterthanen zu besuchen, ihnen Arzneien zu reichen oder Nahrungsmittel zu bringen. Er trug des Nachts den Dürftigen das Holz auf seinen Schultern zu, und begleitete öffentlich die Leichen der Armen zu Grabe. Er besuchte die Kerker, tröstend, untersuchend, befreiend, um das Geboth der Liebe vollkommen zu beobachten. Er bauete Kirchen und Klöster, schützte Priester und nahm sie gern auf; freuete sich sehr, wenn er Ueberbleibsel eines Heiligen erhalten konnte, und hatte so große Hochachtung vor der heiligen Messe, daß er den Weizen zu dem Abendmahlsbrote selbst drasch, den Wein dazu mit eigenen Händen aus den Trauben presste, die er in einem Weinberge am Hradschin zog, die zum Altare gehenden Priester selbst ankleidete, und sie wie ein Chorknabe bediente. Sein Bruder Boleslav, voll von Mordgedanken, lud ihn einst, bei der Geburt einer Tochter, zu einem Freudenmahle ein. Wenzel wusste voraus, daß ihm der Tod vorbereitet war; aber er ging doch zum Bruder, bei dem er freundlich aufgenommen wurde. Am Morgen beichtete er in

der Kirche, empfing das Abendmahl, und ging aus dem heiligen Hause seinem Tode entgegen. Noch hielt er den Ring der Kirchthür in der Hand, als sein Bruder vor ihn trat, und die freundliche Begrüßung mit dem Schwerte erwiederte. Er hieb ihm ein Ohr ab, durchstach ihn, und ließ ihn von seinen Dienern völlig todt schlagen.

Aber bald geschahen an Wenzels Grabe Wunder. Boleslav konnte den Zulauf der Gläubigen nicht ertragen, beschloss daher den Leichnam wieder ausgraben, und heimlich nach Prag überbringen zu lassen. Der Wagen mit der Leiche kam noch vor Sonnenaufgange bis zu den Gefängnissen auf der Kleinseite zu Prag. Da blieb er aber stehen, und wurde so schwer, daß ihn keine Gewalt eher von der Stelle bringen konnte, als bis die Gefangenen los gelassen wurden, und das Volk dadurch erfuhr, welcher Schatz auf dem Wagen verborgen läge.

Karl der 4te ließ 1347 die Wenzelskapelle über dem Grabe des Heiligen erbauen. Sie ist mit der Pracht ausgeführt, die Karl in Kirchen liebte, und wir in der Folge in

Karlstein näher kennen werden. Die innern Wände sind zum Theil mit geschliffenen Platten von Halbedelsteinen z. B. Jaspissen-Chrysoprasen, Amethisten, Achaten ꝛc. ausgelegt, und ihre Verbindungen haben Goldverzierungen. Unter einem Seitenaltare soll des heiligen Wenzels irdischer Theil liegen. In einem hohen Altare non neuerer Zeit werden in 22 Schiebkasten eine Menge heiliger Ueberbleibsel aufbewahrt, die Karl der 4te fleißig gesammelt hatte. Man zeiget ein Panzerhemd aus Draht, einen Helm, ein Schwert, die dem Könige Wenzel gehört haben sollen. Merkwürdig sind die alten Oehlgemählde, welche das Leben des heiligen Wenzels und Karl den vierten nebst seiner letzten Gemahlinn darstellen; sie sind die ältesten, die man hat.

Ein in der Wand eingemauertes Eisen erhält das Andenken an die früheste Gerechtigkeitspflege. Jener Brzetislav, der den Körper des heiligen Adalberts nach Böhmen brachte, führte die Gottesurtheile ein, welche auch Ordalien genannt wurden. Wo nemlich damals dem menschlichen Richter die

Ausmittelung der Wahrheit bei einem Verbrechen unmöglich schien, verlangte man von der Gottheit, daß sie durch ein Wunder dieselbe offenbarete. Man ließ daher den Verdächtigen auf eine feierliche Art, in Gegenwart der Priester, Handlungen begehen, die ihm der Natur nach schaden mußten, und forderte dadurch Gott, den gerechtesten Richter, auf, den Unschuldigen zu schützen, da er es unmöglich zulassen könnte, daß dieser da unterliegen müßte, wo alles auf Entscheidung des Allwissenden selbst ankäme. Aber die Menschen dachten nicht daran, daß der Gottheit von schwachen Geschöpfen nichts vorgeschrieben werden könnte. Man ließ den Angeklagten aus einem mit siedendem Wasser angefüllten Kessel einen Ring vorziehen, (der Kesselfang), ihn ein glühendes Eisen in die Hand nehmen, über glühende Pflugschare mit bloßen Füßen gehen, oder durch Feuer dringen, oft mit einem in Wachs getränkten Hemde bekleidet, (Feuerprobe), oder man ließ den Kläger uns Angeklagten kämpfen. (gerichtlicher Zweikrmpf). Durch alle diese Gefahren, meinte man, würde Gott

den Unschuldigen unverletzt führen, und nicht zugeben, daß die natürliche Folge der Verletzung ihn zum Verbrecher stempelte. Wer daher verbrannt und verbrüht war, und im Zweikampfe unterliegen musste — war ein Verbrecher. Zu Erforschung der Hexen bediente man sich besonders der kalten Wasserprobe und der Hexenwage. Beides Verfahren gründete sich auf die Voraussetzung, daß die Hexen ungemein leicht sein müssten. Tauchten sie daher im Wasser nicht unter, wogen sie auf der Wage sehr wenig, so waren sie Hexen und wurden verbrannt. *) Noch im Jahre 1728 wurde zu Szegedin in Ungarn eine Hexe gewogen. In alten Nachrichten über die Untersuchung mancher Hexe findet man ihr Gewicht oft nur auf wenige Quentchen oder Loth angegeben!!! Andere Verbrechen suchte man durch die Probe des geweiheten Bissens und des Abendmahles aufzuklären. Der Beschuldigte musste einen Bissen Brot, den der Geistliche geweihet und mit Verwünschungen begleitet

*) In spätern Zeiten hielt man die für schuldig, die im Wasser niedersanken.

hatte, verschlucken. Konnte er das, folgte keine Krankheit, oder kein Unglück bald darauf; so war er befreit. Eben so verhielt es sich mit dem Abendmahle. Um einen Mord auszumitteln; bediente man sich des Bahrrechts. Der Gemordete wurde im Sarge auf eine Bahre gelegt, und der vermeinte Mörder musste die Leiche berühren. Er war des Mordes überführt, wenn irgend etwas an der Leiche sich jetzt ereignete, besonders wenn sie zu bluten anfing. Das Kreuzgericht musste da aushelfen, wenn einer den andern eines Verbrechens beschuldigte, dasselbe aber nicht erweisen konnte. Beide mussten mit ausgebreiteten Händen so lange an einem Kreuze stehen, bis dem einen die Arme vor Ermüdung niedersanken. Dieser war nun von Gott als Schuldiger bezeichnet worden. Wie viel Tausende sind durch diese bequeme Art zu richten, unschuldig geopfert worden; nur der konnte dem Untergange entgehen, den Zufall oder Betrügerei rettete. Die wachsende Aufklärung der Zeiten entfernte nach und nach diese Gebräuche, welche sich doch hier und da bis ins sechszehente

Jahrhundert erhielten. Dafür trat aber die Tortur an ihre Stelle, indem man die Hartnäckigkeit des läugnenden Verbrechers durch Qualen brechen wollte, und durch unerhörte Grausamkeit oft ein Geständniß erzwang, das der Gemarterte ablegte, um durch den Tod von seinen Peinigern befreit zu werden.

Zu Karls des 4ten Zeit (v. 1346 bis 1378) wurde Böhmen durch ein Gesetzbuch von den Gottesurtheilen befreit, und Karl ließ jenes Eisen, welches bei Feuerproben gebraucht worden, zum fortdauernden Andenken in der Wenzelskapelle einmauern — wie bei den Römern die erlösten Gefangenen ihre Fesseln in den Tempeln aufhingen.

An der Thür der Kapelle von außen ist ein großer metallener Löwenkopf angebracht, in dessen Rachen ein starker Ring hängt. Das soll der Ring sein, welchen Wenzel an der Kirchthür zu Bunzlau fest hielt, als ihn sein Bruder mordete. Man glaubt es dem eifrigen Custos scheinbar, weil er es so gläubig erzählt, und geht weiter. —

Wenn man das Innere des Schlosses

durchwandert, wird man von dem Durchlaufen schwer zu zählender Zimmer ermüdet, weniger durch Pracht befriedigt, wohl aber durch die Größe ungeheurer Säle überrascht. Der Krönungs- oder Mathiassal, der Menuet- der Walzer- der Landschaftssal sind Räume, die durch Höhe und Umfang, weniger durch Verzierungen herrlichen Eindruck machen. Man wird in ein kleines gewölbtes Zimmer geführt, in welchem Wenzel der 4te (nach andern der 6te) gefangen gesessen hat. Sein eigener Vetter Jost Marggraf zu Mähren beraubte ihn (am 8ten Mai 1394) seiner Freiheit und maßte sich unterdess der Regierung an. Als aber Wenzels jüngerer Bruder, der Herzog Johann von Görlitz zur Befreiung des gefangenen Königs herbeirückte, wurde dieser von Prag weggebracht, und von einer Burg zur andern bis nach Oesterreich geschleppt. Hier war Wenzel in der Verwahrsam der Herren von Stahrenberg in der Burg Wittberg, wo dessen Wohnzimmer noch jetzt gezeigt und das Königszimmer genannt wird, Endlich bequemten sich die Herren von Stahrenberg,

den Gefangenen nach Böhmen zurück zu bringen, und von freien Stücken los zu geben: denn ihr Herzog Albrecht war über jenen Frevel entrüstet. Wenzel bestätigte durch eine Urkunde vom 2ten August 1394 sein Versprechen, daß er um die Behaltnuss, so die ehrbaren Gebrüdern von Stahrenberg rc. mit ihm in ihre Veste zu Wildburg gethan haben, ihnen nichts desto feinder wolle seyn, und solle ihnen darumben keinerley Schaden zuziehen noch thun in keinerley Weiss. Dessenungeachtet haben die Geschichtschreiber Böhmens einem Mährchensammler Hayek lange nachgeschrieben, Wenzel wäre von den Pragern 15 Wochen gefangen gehalten worden. Einst hätte er aber verlangt, in dem Badehause an der Moldau sich baden zu dürfen, und versprochen, nachher in sein Gefängniss zurückzugehen. Man gestand ihm sein Verlangen zu; vier Rathsdiener führten den, durch andere Kleider unkenntlich gemachten König zum Badehause, blieben vor der Thür stehen, und hielten bei seinen Kleidern Wache. Wenzel verlangte,

sich im Moldaustrome abkühlen zu dürfen; es wurde ihm erlaubt. Hier erblickte er am Ufer einen Kahn mit Ruder, fragte eine junge Magd, mit Namen Susanna, die im Bade diente, ob sie rudern könnte, erhielt bejahende Antwort, und ließ sich von dem Mädchen auf dem Kahne über die Moldau setzen. Jenseit angelandet, stieß er den Kahn zurück, versprach der Magd hundert Dukaten, wenn sie ihn begleitete, und floh mit ihr durch Büsche, Hecken und Wälder nach Neuschloss, einer ihm gehörigen Burg. Es war schon Nacht. Der Thorwart wunderte sich nicht wenig über den nackten König und die, mit einem groben Hemde nur bekleidete Gefährtinn. Der Burgvoigt befahl, die Gäste einzulassen, und gab dem Könige Kleider. Aber Wenzel ließ auch Susannen prächtig bekleiden, gab ihr hundert Dukaten, ließ sie neben sich am Tische sitzen, und behielt sie für immer aus Dankbarkeit bei sich.

Solche Geschichten glauben die Menschen gern; sie sind ja so abentheuerlich, und lesen sich anmuthiger, als die Erzählung vom

einfachen Hergang der Gefangenschaft. Man ist so weit gegangen, ein Haus in der Altstadt, nahe der Brücke, welches jenes Bad gewesen sein soll, Königsbad zu nennen, die Begebenheit in Fresko an die Hauptwand mahlen, und hinschreiben zu lassen:

Susanna gab dem König Freiheitstand,
doch nicht die Ruh' dem Vaterland.

Und doch bekannte die Obrigkeit dieser Stadt, in welcher jene Mahlerei der Geschichte und einem böhmischen Könige Hohn spricht — unterm 28. Juni 1394, „wir „tun kunt — als wir derkant haben „den grossen überlast, schaden vnd „vngelimphen, der da gescheen ist „an dem allerdurchleuchtigisten Für„sten vnd Herren, Hern Wenczlaw ꝛc. „vnserm gnedigen Herren, von sei„nes gefenknuss wegen, vnd des „wir vor nicht gewost haben, syn„der nu wol wissen ꝛc."

Hoffentlich wird die Regierung jenes Bild einst überstreichen lassen, so wie schon

1784 eine Säule weggeschaft wurde, welche die Prager, ihrem Märchenerzähler, Hayek, *) glaubend, errichtet hatten. Er berichtete nemlich, einem andern Chronikschreiber, Pulkawa, nachplaudernd, Drahomira wäre von der Erde verschlungen worden; die Grube wäre noch bei der Mathäuskirche zu sehen. Sogleich machte man einen Zaun um die daselbst wirklich vorhandene Grube, und errichtete eine Säule, an welcher die Begebenheit durch schlechte Mahlerei und lange Inschrift der Nachwelt überliefert werden sollte.

Neben dem Gefängnisse Wenzels zeigt man eine kleine gewölbte Wohnung, in welcher der Scharfrichter gehaust haben soll, den man zu Wenzels Freunde gemacht hat. Man erzählt, er wäre gern in Begleitung dieses Menschen ausgegangen, und hätte sogar bei ihm Gevatter gestanden. Wahr ist es, Wenzel pflegte den Scharfrichter Gevatter zu nennen, aber wohl nur in solcher Bezieh-

*) Er lebte in der Mitte des sechszehenten Jahrhundertes, und schrieb eine böhmische Chronik.

ung, wie wir einen Postillon Schwager nennen.

Merkwürdig für den Geschichtsfreund ist noch im Schlosse das Fenster in der ehemaligen königlichen Statthalterei, aus welchem einige böhmische Herren am 23. May 1618, 56 Fuß tief herabgeworfen wurden. Unten ist jetzt der Stiftsdamengarten. Zwei aus Stein gehauene Pyramiden mit Inschriften bezeichnen die Stellen, auf welche die Herabgeworfenen unbeschädigt gefallen sind. Die Begebenheit ist folgende.

Die zahlreichen Anhänger der Reformation hatten es, nach erduldeten Verfolgungen und Bedrückungen, doch dahin gebracht, daß ihnen Rudolph II. die Religionsfreiheit gab, die sie sich sonst unter Anführung des Grafen von Thurn mit der Waffen Gewalt gesucht hätten. Allgemeine Duldung wurde jetzt in Böhmen eingeführt; der Majestätsbrief des Kaisers vom 5. Juli 1609 sicherte allen Bürgern gleiche Freiheit zu, und gab den Protestanten das Recht, Kirchen zu bauen, Schulen anzulegen, geistliches Gericht zu haben und Glaubensbeschützer zu

wählen. Alle dem Majestätsbriefe widersprechende Befehle seiner Nachfolger sollten ohne Kraft und Giltigkeit sein. Die Lutheraner und Katholiken schlossen nunmehr Freundschaftsbündnisse; nur Wilhelm von Slawata und Jaroslaw von Martinitz, die heftigsten Feinde der Reformation, unterschrieben keinen Friedensvertrag. Rudolph II. starb 1612; ihm folgte sein Bruder Matthias auf dem böhmischen Throne. Dieser kinderlose Mann nahm seinen Vetter, den eifrigen Erzherzog Ferdinand von Oesterreich an Kindes Statt an, und bestimmte ihn zu seinem Nachfolger. Heinrich Matthes Graf von Thurn und Kolon von Fels, die Schützer der evangelischen Böhmen, bedeutungsvoll schon durch ihre Namen, zitterten vor dem Gedanken, diesen verfolgungssüchtigen Ferdinand einst über sich herrschen zu lassen, diesen Wahrheitvertreiber, Kirchenzerstörer und Bücherverbrenner, der in seinen Erblanden keinen Keim der gereinigten Lehre aufkommen ließ, und die Evangelischen, wie Unkraut, aus dem Lande warf, dafür aber Mönche wie Pilze empor wachsen ließ.

Aber jene Männer waren mit ihrem Anhange nicht mächtig genug, der Königswahl zu widersprechen. Ferdinand wurde am 29. Juny 1617 gekrönt, und reiste mit Mathias bald darauf ab, zur Regierung Böhmens wurden Statthalter eingesetzt, unter welchen jener Slawata und Martinitz sich befanden, von denen die Protestanten alles befürchten konnten. Bald zeigte sich auch die Gefahr. Zu Braunau baueten die Protestanten eine Kirche, eine andere zu Klostergrab. Der Abt zu Braunau ließ jene zuschließen; diese wurde auf Befehl des Erzbischofs zu Prag zerstört. Deßhalb wurden Abgeordnete von den Protestanten nach Prag geschickt, um bei den Statthaltern Schutz zu suchen; aber sie wurden ins Gefängniß geworfen.

Die evangelischen Stände faßten in einer zahlreichen Versammlung eine Vorstellung an Mathias ab — sie wiesen ihn auf den beschwornen Majestätsbrief. Bald darauf wurden sie am 22 Mai in die Statthalterei vorgefordert, um ein kaiserliches Schreiben anzuhören. Der Kaiser trug darin seinen Statthaltern auf, den evangelischen Herren derbe

Verweise zu geben, ihnen zu erklären, daß alles auf seinen Befehl zu Braunau und Klostergrab geschehen wäre, daß die Protestanten den Majestätsbrief missbrauchten, und man genöthigt sein würde, ihre Häupter als Aufrührer zu bestrafen.

Diese Häupter hörten den kaiserlichen Brief ruhig mit an, baten sich Abschrift aus, und versprachen, am folgenden Morgen Antwort zu bringen. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß dieser Brief echt wäre, und argwöhnten, er möchte wohl in der Statthalterei geschmiedet sein. Von den Statthaltern waren damals nur vier in Prag: der Oberstburggraf von Sternberg, Diepold von Lobkowitz, Slawata und Martinitz.

Am folgenden Morgen erschienen Thurn und Fels mit einer Menge der Häupter und mit bewaffnetem Volke in dem Schlosse. Alle Zugänge wurden besetzt, die Häupter traten trotzig vor die Statthalter, ihnen mit harten Worten vorwerfend, daß sie die Störer des Friedens, die treulosen und schändlichen Nager am Majestätsbriefe wären. Der Oberstburggraf antwortete ihnen gefaßt, und bat sie,

sich der Gewaltthat zu enthalten. Fels antwortete: wider dich haben wir nichts, auch nicht wider Lobkowitz — mit euch sind wir zufrieden; aber Slawata und Martinitz sind der Evangelischen bitterste Feinde. Da rief Wenzel von Raupowa: o, so stürzet sie nach böhmischem alten Brauche aus dem Fenster! Sogleich führte man den Oberstburggrafen und Lobkowitz aus dem Zimmer, und warf die beiden übrigen aus dem Fenster; ihnen stürzte man den Geheimschreiber Platter nach. Misthaufen, welche in der Tiefe lagen erhielten allen dreien das Leben. Platter soll auf Slawata gefallen sein, und sich bei diesem desshalb entschuldigt haben: indess war er der erste, der aufstand und davon schlich. Die beiden andern böhmischen Herren wurden von ihren Bedienten in den nahe liegenden Lobkowitzischen Palast gebracht. Dort wollte das Volk unter Anführung Thurns die Gehassten ausgeliefert haben; aber die Frau von Lobkowitz rettete sie durch kluge und mildernde Worte. Martinitz, für sein Leben zitternd, beschor sich den Bart, schwärzte sich mit Schiesspulver, verkleidete sich und floh aus der Stadt. Slawata hatte eine

Wunde am Kopfe erhalten. Die Stände gaben ihm einen Arzt und Wache. — Dies ist der erste Anfang des Krieges, der 30 Jahr dauerte, in dem Böhmen bald seine Rolle ausgespielt hatte, und Deutschland sich selbst verwüstete. Matthias griff zuerst zu den Waffen, um die Böhmen als Empörer zu Paren zu treiben; allein diese vertheidigten sich mannhaft, verwarfen die nicht günstigen Friedensbedingungen, nnd erwählten beim Tode ihres Königs Mathias, 1619 — den Kurfürsten Friedrich den 5ten von der Pfalz, zu ihrem Könige. Von dem fernern Erfolge habe ich schon öfter gesprochen.

Unter den geistlichen Gebäuden auf dem Hradschin zeichnet sich das Stift Strahof besonders aus. Die großen, weitläufigen Gebäude, von großen Höfen und Garten umschlossen liegen auf der Höhe des Berges da, wo er sich im Bogen nach dem Laurentiberge krümmmt, so vortrefflich daß man die jähe Verflächung hinab über Garten und Straßen, und dann fast über das ganze Prag wegsehen kann, zur Linken das Schloss in seiner Ausdehnung sich darstellt, und rechts das freund-

liche Grün des Laurentiberges, von Felsen unterbrochen, das Auge entzückt. Die Bewohner dieses Stiftes sind weiß gekleidet, nennen sich Chorherren, und sind vom Prämonstratenserorden. In dem Bibliothekar, dem Pater Thlabatz fand ich einen aufgeklärten, biedern Mann. Die Bibliothek ist prächtig eingerichtet, die Bücher, über 50,000 Bände, stehen in Glasschränken; seltene Werke, und gegen 1000 Handschriften, befinden sich darunter. Die Kirche ist schön, durch das Grabmahl des heiligen Norbertus geziert, und durch eine Orgel berühmt, deren Töne nicht allein Stärke und Fülle mit Anmuth und Zartheit vereinigen, sondern auch an den Klang der Saiten und den Schall geblasener Tonwerkzeuge grenzen.

Ich habe so viel der Kirchen in Prag noch gesehen; sie sind meistens angefüllt mit Pracht, haben Menkwürdigkeiten in Menge, besonders einen Reichthum an vortrefflichen Fresko- und Öhlgemählden, und gehören zu den Gegenständen, die der größesten Aufmerksamkeit werth sind; aber die Worte können doch das nicht darstellen, was hier das Auge

genießt, das Gefühl ergreift, und den Sinn für das Schöne nährt.

In der Hauptkirche der Kleinseite, die den Namen des heiligen Nikolaus hat, und von den Jesuiten zu ihrer jetzigen Pracht geführt worden ist, kann man Tage lang verweilen, um alles das Schöne zu genießen, was der Pinsel großer Meister hingezaubert hat. An der Mitte der Decke ist ein Freskogemählde, welches eine offene Kuppel darstellt; sie hat scheinbar eine in die Höhe strebende Brustwehr, über welche sich Menschen herabbiegen, und in die Tiefe schauen, oder dem Gesange zu lauschen scheinen; andere blicken aufwärts. Diese schwere Aufgabe für die Zeichnung ist meisterhaft gelöst, und mit täuschender Wahrheit ausgeführt.

Ich hörte in dieser Kirche eine Predigt mit an, die ein wohlgenährter Mann in köstlichem Schmucke mit viel Feuereifer hielt, und sich dabei so erhitzte, daß er den Schweiß endlich nicht mehr auftrocknen konnte, sondern fließen ließ. Dabei schlug er sich häufig auf seine Brust; und donnerte bisweilen auf die Kanzel. Ich zog meine Brieftasche vor, und

schrieb die Hauptsätze seiner Predigt auf, um aufzubewahren, wie man in der Hauptkirche der Kleinseite von Prag das geistliche Ansehen zu erhalten sucht, und das Wort Gottes predigt. Sein Eingang bestand in folgenden Gedanken: ein jeder ist Haushalter von Gott. Er hat doppelte Güter: Leib und Seele. Aber die vorzüglichsten Haushalter Gottes sind die Geistlichen und Priester. Sie sind die eigentlichen Hausväter in dem großen Gnadenhause; sie schließen den Himmel auf und sperren ihn. — Nun war der Übergang: ich habe schon am Aposteltage von der Schlüsselgewalt gesprochen, heute sollt ihr die Fortsetzung haben. Ich behaupte nemlich: die Schlüsselgewalt ist da für euch!

Erstlich: sie ist wirklich da. Dieses Dasein zu beweisen, berief sich der Prediger auf die Geschichte, und zeigte in mehrern Beispielen, wie die heiligen Bischöfe sich den Eingriffen der weltlichen Macht in geistlichen Dingen widersetzt, wie selbst Kaiser sich der Macht der Geistlichen unterworfen, und sich Söhne der Kirche genannt hätten.

Aber zweitens: diese Macht ist da für euch! der Mensch ist in Sünden geboren, die Erbsünde hangt an ihm schon vor der Geburth; wer sollte ihn vor dem ewigen Verderben retten, wenn die Macht den Geistlichen nicht verliehen wäre, durch die Taufe alle Sünden abzuwaschen. Saget mir Christen, rief er, ich frage euch, warum gehet ihr nicht zu euern Fürsten und lasset euch taufen? warum laßt ihr nicht von eurer Obrigkeit das Sakrament der heiligen Taufe ausspenden? — Ihr wisset, daß die Geistlichen nur den Schlüssel zum Himmel haben, und daß eure Fürsten, eure Obrigkeiten selbst zu ihnen kommen, und um die Gnadenmittel bitten müssen, die der Priester vorenthalten kann, wenn er will. Darauf ging er das ganze menschliche Leben mit allen seinen Schwächen durch, und nannte mit mancher Rednerkunst die Fälle, in welchen das menschliche Gemüth, von Reue ergriffen, nach Trost, Erbarmung, Vergebung seufzte. Warum geht ihr dann nicht zu euren Fürsten? fragte er dabei öfter. Ach, sie kommen zu uns, flehen unsere Hilfe an: denn uns allein ist die Macht verliehen, den Himmel zu öffnen

und zu sperren. Aber die Schlüsselgewalt ist für euch da! — So sprach der Mann, der Religion verkünden sollte. Einst war in dieser Kirche ein Altar unter dem Namen des Magister Johann Huss errichtet worden. Wenn Hussens Geist jetzt vor seinem Altare erschienen wäre! In Prag soll man öfter solche Predigten hören; aber desshalb bleiben immer weniger Menschen während der Predigt in der Kirche, und gehen lieber gleich nach der Messe hinaus in die freie Luft, und blicken zum freundlichen Himmel, zu dem keinem fühlenden Wesen der Blick versperrt ist.

Unter den Palästen der böhmischen Großen zeichne ich besonders den von Waldstein aus, weil er von jenem merkwürdigen Albrecht von Waldstein, Herzoge von Friedland und auf kurze Zeit Herzoge von Mecklenburg seine Ausdehnung und Pracht erhalten hat.

Als dieser berühmte Feldherr im dreißigjährigen Kriege von einem schlichten böhmischen Herrn zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres, zum Herzoge von Friedland und von Mecklenburg emporgestiegen war, und in Deutschland schaltete, als ob er mit seinem

Heere allen Fürsten gebiethen könnte, mochten die deutschen Fürsten weder seinen Stolz ertragen, noch dulden, daß er das Land der geächteten Herzoge von Mecklenburg ferner besäße. Sie nöthigten den Kaiser Ferdinand II., seinem großen Feldherrn den Oberbefehl und Mecklenburg zu nehmen. Waldstein wurde 1630 entsetzt. Er ging nach Prag, und ließ sich den prächtigen Palast einrichten, der die eine Seite eines großen Platzes, und die lange Linie einer ganzen Nebenstraße einnimmt. Hier hatte er einen Hofstat, der durch Glanz fast den Hofstat des Kaisers verdunkelte. Die reichen Goldverzierungen der Zimmer und Säle sind noch da, und der große Garten, welcher jedem offen stehet, zeugt von ehemaliger Pracht. Die ehemaligen Anlagen haben jetzt zwar dem englischen Geschmacke weichen müssen, aber die langen Reihengänge von wilden Kastanienbäumen, die Bildsäulen aus Stein und Bronze, ein großes Vogelhaus, das mit Steinplatten eingefaßte große Wasserbecken, die Springbrunnen und eine hohe Gartenmauer sind noch von Waldstein da. Diese Mauer ist so stark, daß man in ihrem Innern in der Höhe rings um

den Garten gehen kann; nach dem Garten zu ist ihre Außenseite so überarbeitet, als ob ein Wasserzapfen über dem andern herabflösse; eine zu jeder Zeit beliebte Grottenverzierung. Die großen, langen Ställe haben marmorne Krippen; bei jeder derselben quoll einst Brunnenwasser vor zum Tränken der Pferde. Waldstein selbst aber lebte wie ein Zauberer in seinem Zauberschlosse — man sahe ihn nicht. Gänzlich eingezogen und verschlossen, wollte er sich entweder das Ansehen geben, als ob er über Riesenplanen brütete, oder er glaubte das Staunen der Menge zu vermehren und in der Einbildung der Menschen nur noch größer und geheimnissvoller zu werden, je weniger sie ihn sähen. Oft ließ er die Straße, die an der Seite des Palastes zum großen Platze führt, mit Ketten sperren, damit das Geräusch der Wagen ihn nicht beunruhigte, und weit ausgestellte Wachen mussten jeden Fußgänger erinnern, leise zu gehen, Geräusch zu vermeiden, nicht mit den Spornen zu klieren. Zwei Jahr darauf wendete der Kaiser alles an, ihn zur Übernahme des Oberbefehls mit unbeschränkter Macht überreden zu lassen: denn nur er

konnte das Reich retten, das ein gleicher Held, aber ein edlerer Mensch, der große König Gustaph Adolph von Schweden, bedrohete, um die Freiheit des Geistes für Deutschland zu erkämpfen. Waldstein trat aus seiner Einsamkeit durch den Glanz seines Hofes seiner Kammerherrn, Edelknaben und Leibwächter vor; das Heer wurde vom neuen Geiste belebt; aber Gustaph Adolphs Macht war siegender dadurch, daß er die geistige Kraft seiner Krieger benutzte, und hohe Gesinnungen durch Religion in ihnen erweckte. Waldstein wurde bei Lützen geschlagen (1632) aber Gustaph Adolph fiel durch eine Kugel; die Geschichte hat noch nicht entscheiden können, wer sie gesendet. Zwei Jahr darauf wurde Waldstein meuchelmörderisch mit einer Partisane durchstochen — und zwar auf Befehl seines Kaisers — dem er zu furchtbar geworden war. Eine Schlacht von Lützen ist am 2. Mai 1813 wieder geschlagen worden, ebenfalls für die Freiheit Deutschlands. Über Friedrich Wilhelms Heer war der Geist Gustaph Adolphs gekommen. Napoleon wäre ein Waldstein, Waldstein ein Napoleon gewesen, wenn die Zeiten gewechselt hätten.

Napoleons Heer war ein Waldsteinsches, von keinem edeln Zwecke geleitet, nicht für das Höchste im Menschen entflammt, nur auf den Geist des Feldherrn vertrauend, gleichgiltig gegen das Blutfeld durch Gewohnheit, eine eingeübte Schar beutegieriger Mörder.

Noch führt man den Fremden in Prag zu dem altstädter Rathhause, um ihm an der Seite ein altes Uhrwerk zu zeigen, das schon 1490 verfertigt worden ist, von der Straße aufwärts einen großen Raum einnimmt, und zu den Merkwürdigkeiten schon darum gehört, weil es die alte böhmische Zeiteintheilung fortführt. Die Böhmen zählten 24 Stunden in einem fort. Mit Sonnenuntergange schlug es vier und zwanzig, eine Stunde darauf eins. Die künstlich eingerichtete Uhr ändert sich nach dem Sonnenlaufe ab, und giebt mehrere astronomische Merkmahle bei Zeitberechnung an. Einige sich bewegende Gestalten sind auch angebracht. Sinnreich, aber nicht schön ist ein Tod aus Stein zur Seite des Uhrblattes angebracht. Ehe die Uhr schlägt, läutet er ein Glöckchen, und dreht die Sanduhr in seiner Hand um. In früherer Zeit öffnete er bei

jedem Schlage die Kinnlade. Einst nahm ein Sperling, den ein andrer verfolgte, seine Zuflucht in den Rachen des Todes, als dieser ihn beim letzten Schlage der Uhr öffnete. Der arme Sperling wurde bis zur folgenden Stunde vom Tode festgehalten. Dem Tode gegenüber steht ein Greis, der bei jedem Schlage der Uhr mit dem Kopfe schüttelt.

Ein Ausflug von Prag nach Karlstein möge dem Leser so viel Vergnügen gewähren, wie dem Verfasser die Erinnerung an

Karlstein.

Durch Meißners historisch-malerische Darstellungen aus Böhmen war ich schon in frühern Jahren auf diese Burg aufmerksam geworden, welche Karl IV. in Jahr 1348 auf einem Jaspis- und Marmorfelsen gründen, und in 9 Jahren aufbauen ließ. Dieser für Böhmen unvergessliche König, der seinem Lande Wissenschaften und Künste, Gewerbe und Handel gab, gründete in einem und demselben Jahr drei Werke, die sein Andenken der Nachwelt erhalten: die Neustadt zu Prag, die Universität daselbst, und die Feste Karlstein.

In dieser Burg wollte er dann und wann im Jahre sich selbst leben, und befreit von den drückenden Regierungssorgen, entfernt vom Geräusche der Welt, einige Tage sein Gemüth erfreuen durch das Tröstliche der Religion, nach dem Geiste seiner Zeit. In der Stille der Einsamkeit, nur von heiligen Dingen, von Dienern der Religion, und seinen Vertrauten umgeben, wollte er hier seinen Sinn von dem Irdischen abziehen, und ganz dem Himmlischen zuwenden. Darum durften auch Frauen, die Königinn nicht ausgenommen, nur bei Tage in der Burg sein, damit selbst durch die vielerlei kleinen und geräuschvollen Dienste, die das Übernachten derselben nothwendig macht, die Ruhe und Stille des Ortes nicht gestöret würde. Darum gingen bei Tage und Nacht Wächter, Mannowe genannt, um die Burg riefen die Stunden ab, nnd setzten jedes Mal hinzu: Dale od Hradu, dale! d. h. weiter vom Schlosse, weiter! zur Erinnerung, daß jedes Geräusch sich entfernen möchte. Zugleich wollte Karl die Burg als unbezwingliche Feste und Schutzort der Kronschätze und zusammengebrachten Heiligthümer angelegt wissen. Ob-

gleich sie jetzt ihres innern Glanzes gänzlich beraubt ist, und durch Zeit, Brand und Vernachlässigung an ihrem Äußern viel verloren hat: so ist sie doch noch so merkwürdig, daß man sich gewiss nicht gereuen läßt, dahin gereiset zu sein. Sie bleibt immer noch ein eindrucksvoller, herrlicher Überrest des Alterthums, und vollständiger Zeuge der Sinnes- und Lebensweise unserer Altvordern. Es war mir daher sehr erfreulich, als Ihro königliche Hoheit, die Prinzessinn, meinem Vorschlage, den Karlstein zu besuchen, Gehör gab. Am 17. Jul. reisete sie dahin, und bereitete allen, die sie in ihrer Gesellschaft mitnahm, einen merkwürdigen Tag, der reich an großen Eindrücken, Belehrungen und Gefühlserweckungen war. Karlstein liegt fünf Stunden von Prag südwestlich, nahe dem Flusse Beraun, nicht fern von der Stadt Beraun.

Wir fuhren von Prag aus an dem Fuße des weißen Berges hin, der seinen Namen von dem vorbrechenden, weißen Sande, und Merkwürdigkeit durch jene Schlacht erhalten hat, von der ich schon gesprochen habe. Die Gegend blieb unterhaltend durch Abwechselung

bis zum Dorfe Duschnick, wo eine Post an der Heerstraße angelegt ist. Der Postmeister, durch eine Estafette vorher schon benachrichtigt, hatte nicht allein Pferde, sondern auch Wagen bereit, weil unsere Wagen durch die Hohlwege bei Karlstein nicht durchkommen könnten. Wir fuhren jetzt von der Heerstraße ab auf Feldwegen, durch flache Gegenden, hatten nur noch eine gute Stunde zum Karlstein, sahen aber weder Berg noch Burg am Gesichtskreise emporsteigen. Je weiter wir fuhren, je weniger wurde der suchende Blick befriedigt. Endlich hoben sich Kuppeln einiger Berge, aber keine Burg ragte vor. Wir kamen den Bergen näher, fuhren nach und nach höher, und hofften endlich die Aussicht nach der Feste zu gewinnen. Der Postknecht sagte aber, wir würden Karlstein lange noch nicht sehen. Endlich befanden wir uns zwischen der Öffnung zweier Berge, die mit Waldung bedeckt waren. Der Weg zog sich bald eine Schlucht hinab und bog sich um den einen Berg, der uns rechts lag. Welch eine Überraschung! So wie wir um den Berg uns gebogen hatten, lag Karlstein da, und wie nahe! es

schien, als könnten wir die Kluft, die uns trennte, überspringen. Vier Berge stoßen hier zusammen und bilden einen Kessel, aus dem ein steiler Felsen emporgetrieben ist, welcher aus Jaspis und Marmor, von Leberfarbe mit weißen Adern, bestehet. Der Rücken dieses, durch die Verwitterung in allerlei Farben spielenden, und verschiedengestaltig sich absenkenden Felsens bildet eine schräge Fläche, welche von der breitesten Stirn sich nach und nach, schmäler zulaufend, bis zu hundert Fuß erhöht. Ihr Umfang beträgt 628 Schritte. Von der niedrigsten Stirn misst man noch über 300 Fuß bis in den Grund des Kessels. Auf diese Felsenfläche ist die Burg gebauet, so daß auf dem steigenden Raume drei Fenster sich erheben, deren höchste in einem mit Mauern umgebenen, viereckigen Riesenthurme bestehet. Seine Höhe beträgt einhundert ein und zwanzig Fuß, seine Länge fünf und achtzig, seine Breite sieben und funfzig. Die Mauern sind 13 Fuß dick; mithin ist in dem Innern desselben ein freier Raum von 62 Fuß Länge und 34 Fuß Breite — Raum genng für eine Kirche, die auch wirklich in seinem dritten Sock-

wercke befindlich ist. Er hat überhaupt fünf Stockwercke. Dieser höchstmerkwürdige Thurm, auf der höchsten Spitze des Felsens ruhend, und der Zerstörung vielleicht Jahrtausende trotzend, lag uns zur Linken, als wir an dem Berge Kniezsky Wrch (Pfaffenberg) hinabfuhren.*) Seine Farbe ist ergrauetes Weiß: denn er hat einen Kalkbewurf, der unter Rudolph II. 1598 erneuert worden ist; dunkelblaue Verzierungen zeigen sich noch hie und da nebst dem Buchstaben R. Diesen Thurm umgab zunächst eine zerfallende Mauer mit Zinnen in geringer Entfernung; (b.) an beiden Ecken ragten die Trümmer von Wachthürmen vor. Tiefer, auf einem Felsenabsatze zog sich die ganze Länge des Felsens die äußerste Mauer (c) hin, und senkte sich vor uns nach dem Grunde, welchem unsere Wagen entgegen rollten. Aber wir kamen nicht in die volle Tiefe des Grundes: denn die Wagen wurden links über eine Brücke zum dem Burgthore (d) gelenkt, welches an der Absenkung des Felsens liegt. Es ist mit einem festen Gebäude im

---

(* Siehe den Grundriß — a.)

Geiste alter Zeit überbaut, welches nach außen lang geschnittene, schmale Öffnungen zu Schießscharten hat, und einen gewölbten, langen Eingang bildet, der mit zwei Thoren und Fallgittern verwahrt ist. Das Gebäude liegt in Gestalt eines Winkelhakens auf der Ecke des Felsens, das Thor schneidet aber die scharfe Ecke ab. Zur Bedeckung des Einganges stehet noch links an der Außenmauer ein Thurm (e), höhern Grund habend, als das Thor. Der Weg, welchen wir jetzt befuhren, ist breit in den Felsen gesprengt. Jaspis bricht hier vor in aufrecht stehenden schmalen Schichten, so daß man ein feines Pflaster zu erblicken glaubt. Rechts hatten wir eine Mauer (f) welche auf der Stirn des Felsens hinläuft, links erhob sich der kahle Jaspis mit abschüssiger, verwitterter Oberfläche bis zur Außenmauer des hohen Thurms, der sich uns seiner Länge nach zeigte. Hie und da hatte sich Gras angesiedelt im Gestein, das zur Erde geworden. — Wir fuhren aufwärts und der Rücken des Felsens, uns zur Linken, senkte sich allmählich gegen das zweite Thor, (g) welchem wir uns näherten. Wäre es in den alten Zeiten, wo

kein Pulver noch gebraucht werden konnte, um schreckliche Wirkungen in bedeutender Entfernung hervorzubringen, — wäre es da dem Feinde gelungen, durch das erste Thor zu dringen: so hätte er auf dem gegen hundert Schritt langen Wege alle mögliche Angriffe vom Riesenthurme und von dessen Bollwerksmauern aushalten müssen; aber näher dem zweiten Thore, wäre er in das Vertheidigungsgebieth der zweiten Feste (h) gerathen. Diese besteht aus einem viereckigen Gebäude, welches an Länge und Breite dem Thurme kaum weicht, aber nicht die erstaunliche Höhe hat, und ebenfalls mit besondern Bollwerksmauern umgeben ist. Dem Feinde wäre aber auch das zweite Thor ein furchtbares Hinderniss gewesen. Dieses ziehet sich gebogen durch ein großes Gebäude, welches nach der Gestalt auf dem Grundrisse einen Hof umgiebt. Ganz friedlich gelangten wir in diesen Hof, (i) welcher der Zwinger genannt wird, weil da der eingedrungene Feind sich in einem eingeschlossenen Raume befunden hätte, und von den Gallerien herab mit Klötzen und Steinen, Pfeilen und Balken, siedendem Wasser und Feuerbrän-

den zum Rückzuge würde gezwungen worden sein. Die rings umherlaufenden Gebäude sind von keiner anziehenden Bauart, und vorhin zu Wohnungen für die kaiserliche Dienerschaft, und zu Wirthschaftsbedürfnissen, wie es die Bequemlichkeit erfordert hat, eingerichtet gewesen. Jetzt dienen sie ebenfalls zur Wohnung (k) des Beamten, der die Cameralherrschaft Karlstein zum Besten des adelichen Fräuleinstiftes in Prag verwaltet. Links sahen wir wieder die Überbleibsel eines verzierten Thores (l) das zu der kaiserlichen Wohnung (m) führet, welche auf der vor uns liegenden Felsenstirn mit dem Haupthause des Zwingers in gleicher Linie liegt. Wir stiegen im Zwinger aus, und wurden zu dem Amtmanne geführt, welcher die Merkwürdigkeiten der Burg zeigt, und die Schlüssel bewahrt. Zuerst wurde der Weg zu der kaiserlichen Wohnung genommen. Wir gingen durch das Thor l, und hatten einen schmalen Hof vor uns, der rechs durch ein ergrauetes Gebäude, links durch Mauertrümmer eingeschlossen wurde. Der Eintritt in des Kaisers Wohnung führt zunächst in den Rittersal, der in Hinsicht der

Bauart durchaus nichts Merkwürdiges hat; die Decke besteht aus vortretenden Balken, der Fußboden ist mit Ziegeln ausgelegt, die Wände sind weiß. In den Fenstenbogen sind steinerne Sitze aufgemauert. Rechts führt eine Thür zu einer Kapelle, welche nichts Alterthümliches mehr hat, indem sie in neuerer Zeit geweißet und abscheulich bemahlet worden ist. Links geht man aus dem Rittersale in das Zimmer Karls. Es ist von mittler Größe; die Wände sind mit Zedernholz ausgetäfelt. Die viereckigen Tafeln sind rautenartig an einander gefügt, wie hier:

Da, wo die vier Winkel sich vereinigen, ist ein hölzerner, mit einem halbrunden, vergoldeten Knopfe versehener Nagel eingeschlagen. Zimmergeräthe aus alter Zeit waren nicht mehr vorhanden; dafür fanden wir einen Käsevorrath des Amtmannes in dem Zimmer, das Böhmens geliebtester Beherrscher bewohnt hatte. In dem linken Winkel der Fenster-

wand befindet sich eine enge Thür, welche zu einer verschütteten Treppe führt. Die Treppe soll sich in einen unterirdischen Gang hinuntergewunden haben, und dieser Gang unter der Erde fort bis zu dem Schlosse Karlik, dem nahen Aufenthaltsorte der Kaiserinn geführt gewesen sein. Von diesem Schlosse hat sich kaum eine Spur noch erhalten. — Wir wurden aus der Wohnung des Kaisers, die oberhalb noch mehrere kleine Zimmer hat, wieder in den Hof geführt, und hatten die zweite Burg (h) vor uns. Der von der Kaiserwohnung, uns jetzt zur Rechten, vorspringende kurze Schenkel eines rechten Winkels (n) war einst zur Wohnung für vier Chorherren eingerichtet. Die vor uns liegende zweite Burg hängt mit der Kaiserwohnung durch einen zerstörten Gang zusammen. Die Bollwerksmauer ist zerrüttet, und liegt in Trümmern da. Der Domdechant hat hier in dem ersten Geschosse Zimmer gehabt. Die leeren Fensteröffnungen in dessen Wohnung sind großartig, aber dem Verfalle hingegeben. Wir wurden zu der wohlerhaltenen Marienkirche geführt, welche in diesem Gebaude kaum gesucht wurde. Sie ist aber

ohne allen Eindruck, bunt durch einander gearbeitet, und an den Wänden und Fensterbogen sonderbar bemahlt. Zum Beispiele: die von der Decke herablaufenden Farbestreifen sind hinaufwärts mit lateinischen Sprüchen aus der Bibel beschrieben. Sie enthalten aber auch Inschriften, welche vielleicht manches Bemerkenswerthe aufbewahren. In einigen Schränken werden hier Messgewänder aus der frühesten Zeit aufgehoben. Unter andern zeigt man eins, welches Ludmilla mit eignen Händen gestickt haben soll. Die Arbeit zeugt von einem hohen Alter; aber aus Ludmillas Hand ist sie wohl nicht hervorgegangen. Diese böhmische Heilige war jene oben schon erwähnte Gemahlin des Herzogs Borziwog (Borschiwog) von Böhmen, der im Jahre 874 sich zur christlichen Religion bekannt haben soll. Ludmilla ließ sich bald nach ihm taufen, und wurde eifrige Verbreiterinn des Christenthums. Sie sahe nach dem Tode ihres Gemahles (910) ihre beiden Söhne nach einander auf dem Herrscherstuhle und im Sarge. Der jüngere Sohn, Wratislaw, hinterließ ihr zwei Enkel, jenen heiligen Wenzel und Boleslaw, der

ren Erziehung sie besorgte; deren Erbe sie verwaltete. Aber jene Drahomira, Wratislaws Wittbe, eine Feindinn des Christenthums, strebte nach der Herrschaft und suchte Ludmillens Tod. Diese übergab der Herrschsüchtigen die Regierung und die Söhne, zog sich in ihre Burg Tetin zurück, deren schwache Spuren zwischen Beraun und Karlstein noch zu sehen sind — und bereitete sich zum Tode vor, den sie von Drahomirens Haß erwarten konnte. Letzte säumte auch nicht, ihre Schwiegermutter von zwei böhmischen Häuptlingen, Lumia und Gommo, in der Nacht erdrosseln zu lassen. (921) In der Folge ließ der heilige Wenzel den Leichnam seiner Erzieherinn und Großmutter von Tetin nach Prag bringen.

Die größeste Merkwürdigkeit dieser Kirche ist eine angebauete Kapelle, für die Bußübungen des Kaisers bestimmt. Man gelangt zu ihr aus der Kirche durch einen kurzen und schmalen Gang, dessen Wände mit Marmor- Porphyr- Achat- und andern Täfelchen aus geschliffenen Halbedelsteinen ausgelegt sind. Die Kapelle ist ein viereckiges Zimmerchen mit gewölbter Decke, dreizehn Schuh lang und

acht nur breit. Die Wände sind mit geschliffenen Halbedelsteinen, in Gestalt kleiner Tafeln belegt, die Fugen bestehen aus einem stark übergoldeten Kitt, in welchen Verzierungen gedruckt sind. Die Decke ist mit Gold verziert, und hat ehedem Reichthum an Edelsteinen gehabt, der aber durch die Länge der Zeit auf vielfache Art ihr entzogen ist. In dem der Thür gegenüberliegenden Winkel ist ein einfacher, steinerner Altar, auf dem ein kleines Marienbild mit mancherlei Schmucke stehet. In dieser Kapelle blieb Karl oft Tag und Nacht, oft mehrere Tage eingeschlossen. Ein viereckiges Loch, welches auf dem Fußboden durch die Mauer in die Marienkirche gehet, diente allein zur Verbindung der Außenwelt mit ihm. Durch dasselbe wurde ihm die bestimmte kärgliche Kost, oder eine nothwendig zu lesende Schrift zugeschoben. In der Kapelle sind noch zwei von Karl angeblich eigenhändig verfertigte Betstühle, ganz dazu geeignet, die Bußübungen recht fühlbar zu machen. Sie haben diese Gestalt:

Der Betende kniet auf das runde Querholz an den vordern Füßen, legt seine Arme auf die Seiten des obern krummen Holzes, und neiget den Kopf über dasselbe. Der Körper bekommt dadurch eine der Andacht sehr entsprechende Stellung; aber das Querholz wirkt nachtheilig auf die Knie.

Das Gebäude dieser zweiten Feste bestehet aus starken Mauern, hat aber durch ein aufgesetztes Walmdach an Gestalt verloren. Ursprünglich ist um das Dach eine steinerne Brustwehr zur Vertheidigung gelaufen. An der,

dem gesprengten Felsenwege zugekehrten Seite siehet man in Mannshöhe eine Thüröffnung. Sie führt zu einem tiefen Gefängnisse, welches Czerwenka (Scherwenka) oder das Rothkehlchen genannt wurde. Der unterirdischen, in den Felsen gehauenen Behältnisse sind hier mehr.

Unser Weg führte uns über Schutt und Mauertrümmer zum großen Thurme. Die Treppe hinauf ist in der starken Mauer selbst geführt, und bequem genug. Im zweiten Stockwerke befinden sich zwei weite, jetzt verödete Zimmer mit großen, gothisch verzierten, aber völlig glaslosen Fenstern. Von hier bis zum 3ten Stockwerke ist die Wand der Treppe mit Vorstellungen aus dem Leben des heiligen Wenzels bemahlt. Man siehet hier, wie er unerkannt Kranke pfleget, die Leichen der Armen zu Grabe begleitet, in Kerkern die Gefangenen tröstet, Nahrungsmittel Hungrigen bringt, und dürftigen auf seinen Schultern Holz zuträgt, Weizen drischt und Hostien bäckt. Im dritten Stockwerke tritt man durch eine wohlverwahrte Thür in ein kleines Vorzimmer. An der entgegengesetzten Wand er-

blickt man eine mit Eisenschienen beschlagene, und mit einem künstlichen Schlosse vielfach verschlossene Thür. Und wer sollte es meinen, daß man hier in eine Kirche geführt würde? Man tritt durch diese Thür in die berühmte heilige Kreuzkirche, auf deren Ausschmückung Karl alle mögliche Sorgfalt verwendet hatte. Leider ist diese ungemeine Pracht verschwunden; aber die Überreste zeugen von ihr. Sie ist über funfzig Fuß lang, und 34 Fuß breit; ihre Höhe erstreckt sich zu 30 Fuß. In der Mitte ziehet sich ein Gitterwerk aus vergoldetem Eisen quer vor, und scheidet die Kirche in zwei Theile, deren hintere Theil von dem Hochaltare geschmückt, und nur von Geistlichen betreten wurde. Ein hoher, gothischer Bogen aus Eisen bildet das Thor in diesem Gitterwerke. Von beiden Seiten dieses Thores verbünden sich kleinere Bogen aus Eisen zu einer bis an die Wand reichenden Verzierung. Von diesen Bogen hingen einst an übergoldeten Drähten, kaum einen Viertelfuß von einander entfernt, die seltensten Edelsteine Böhmens. Sie sind nicht mehr der Schmuck der Kirche, zum Theile jetzt die Zierde der kaiser-

lichen Sammlung in Wien. Nur ein Chrysopras, von der Größe eines Enteneies, hanget im Bogen des Thores als Überbleibsel vormaliger Pracht. Der vordere Theil der Kirche ist mit Marmorplatten belegt; um die Wände bis zum Gitter läuft eine Bank aus Zedernholze vom Libanon, und so weit die Höhe eines sitzenden Mannes reichet, sind die Wände mit gleichem Holze ausgetäfelt. Höher aber sind sie mit geschliffenen Jaspissen, Agathen, Amethisten, Chrysoliten, Topasen und Flussspathen belegt. Die Größe dieser Steine ist bewundernswerth. Hier und da ist auch ein Stein, vermuthlich seiner Kostbarbeit wegen, ausgebrochen. Der Kitt welcher die Fugen bedeckt, ist ganz mit Goldstaube durchwirkt, und durch aufgedrückte Formen verziert. Über diesem breiten, glänzenden Bande von edlern und Edel=Steinen laufen zwei Reihen von Gemählden heiliger Ritter im Brustbilde umher. Ihr Grund ist Gold; sie haben am Arme einen besonders angesetzten, vom Gemählde unabhängigen Schild. Einst waren diese Schilde abwechselnd aus gediegenem Golde und Silber; Maria Theresia hat sie abnehmen,

und dafür hölzerne vergoldete und versilberte, in genau nachgearbeiteter Urgestalt, anbringen lassen. Einst war das Gewölbe der Decke mit Sonne Mond und Sternen aus getriebenem Silber und Gold und mit Edelsteinen geschmückt; die Fenster waren nicht Glas, sondern sie bestanden aus durchsichtigen buntfarbigen böhmischen Steinen, welche in vergoldetem Blei lagen. Welch eine wunderbare Wirkung musste das durch die runden, farbenreichen Steine einfallende und gebrochene Licht hervorbringen. Die Fenster sind jetzt neu, und bestehen aus grünlichen Glastafeln. Noch ein Stück der alten Fenster ist vom Untergange gerettet, und wird vorgezeigt. Die bunten Steine von verschiedener Größe, meistens e i g e s t a l t i g, scheinen neben einandergelegt, und dann mit Blei umgossen zu sein, welches dann starke Vergoldung erhalten hat. Diese Fenster konnten bei der Kleinheit der Steine die Kirche nicht erhellen, nur feierliche Dämmerung hervorbringen; darum brannten beim Gottesdienste 1330 Kerzen, deren Widerschein in den Schilden, in den Spiegelflächen der Wände, in den aufgehängten Edelsteinen und

den Goldarbeiten an der Decke die höchste Pracht der Beleuchtung bewirkt haben muss. In dem hintern Raume ist der Hochaltar aus Zedernholze einfach erbauet. Auf ihm stehet dicht an der Wand eine schrankrnähnliche Verkleidung mit einer vergoldeten Gitterthür, hinter welcher sich eine Vertiefung in die Mauer zieht. Darin wurde die Krone Böhmens aufbewahrt. Der Altar hat manche Veränderungen erlitten. Die Nachricht, daß man unter ihm auf schmaler Stiege in ein verborgenes Gewölbe gelangte, worin Schätze aufbewahret worden, habe ich nicht bestätigt gefunden, und der Amtmann läugnete das Daseyn so eines Gewölbes gänzlich. Jetzt standen in diesem Theile der Kirche mancherlei Geräthschaften aus alter Zeit, auch einige große Truhen oder Laden, die zur Aufbewahrung der Messgewänder und Bücher dienten. Sie waren angefüllt mit mancherlei alten Schreibereien, besonders die Wirthschaftsführung zu Karlstein betreffend, aus denen sich wohl manches Alterthümliche vorsuchen ließe. Die Sucht ein Andenken mitzunehmen, schadet auch dieser Kirche. Aus dem Tafelwerke von Zedernholze wird von Zeit

zu Zeit eine Tafel gebrochen, um von ihr Späne zum Andenken trennen zu können, wenn Fremde die Kirche sehen. Ich habe auch so einen Span zugetheilt erhalten, und einen zweiten von der Bettstelle der heiligen Ludmilla, welche Karl in diese Kirche hat stellen lassen. Karl, ein schwärmerischer Verehrer der Reliquien, hatte auf seinen vielfachen Reisen eine Menge derselben eingesammelt, und umgab sich in Karlstein überall mit Kästchen aus Krystallglase, goldenen Kapseln und prächtigen Behältnissen voll Reliquien. Diese sind alle verschwunden. Ihre werthvolle Umgebung wanderte unter Siegismunds Regierung in die Münze; sie selbst wurden größtentheils den Nürnbergern als Pfand für ein Darlehn von 50,000 Gulden übergeben; aber man liest nicht, daß sie wieder eingelöset worden; ein anderer Theil davon ist in der Wenzelskapelle zu Prag. Die hölzerne Bettstelle allein ist geblieben. Ihr Alter giebt ihr hohen Werth. Die Begier Theilchen von diesem Heiligthume zu besitzen, hat aber nur zu oft das Messer angesetzt, um Spänchen abzuschneiden: so daß sie wie ein Skelett jetzt dastehet.

Über der Kirche ist der ungemein hohe Versammlungssal im obersten Stocke merkwürdig. Die Aussicht aus den großen jetzt mit Bretern verschlossenen Fenstern ist reizend. In einem Winkel des Sales bemerkt man eine kleine Thür mit gothischem Spitzbogen. Sie führt in einen engen Gang, der in der Dicke der Mauer bis zu einer Schlucht hinläuft, die sich, wie ein Schornstein, in das unterste Stockwerk hinabläßt, und unten durch eine kaminartige Öffnung den Ausgang in ein düsteres Gewölbe hat, dessen Fußboden der, wie Straßen-Pflaster hervorbrechende, sich absenkende Jaspisfelsen ist. Uns wurde folgendes dabei erzählt. Dieser Sal war zur Versammlung der Ritter bestimmt, wenn über einen Schuldigen aus ihrer Mitte Gericht gehalten werden sollte. War er des Todes schuldig gefunden, so wurde er durch die kleine Thür geführt, und durch die Schlucht in die Kammer des Todes hinabgelassen, wo der Scharfrichter ihn enthauptete. Wirklich ist das untere Gewölbe grauenvoll genug, um Kammer des Todes zu heißen. In ihr sollen auch die Enthaupteten begraben worden sein. Einige

hölzerne Kreuze, wie auf den Friedhöfen, liegen auch auf dem Fußboden umher, und eins steckt noch in einer Felsenritze. Da man aber durchaus keine Spur eines in den Felsen gearbeiteten Grabes siehet: so sind mit den Kreuzen wohl nur die Plätze bezeichnet worden, auf welchen die Ritter ihre Schuld mit dem Leben bezahlt haben; und wenn dieser Ort zugleich zu einem furchtbaren Gefängnisse benutzt worden ist, aus welchem die Gefangenen, durch jene Schlucht vor das Gericht im eigentlichsten Sinne gezogen wurden: so haben die aufgerichteten Kreuze und die Flecken des vergossenen Blntes die Schauer des einsammen Kerkers ungemein vermehrt. Die Thür aus diesem düstern Gewölbe, welches nur Dämmerung durch Lichtritzen empfängt, führt in ein gleiches Vorgewölbe, und ist vordem fest verwahrt gewesen*). — In dem obern Sale führet eine leichte hölzerne Treppe, wie in den Kirchthür-

*) In dem alten Oberburggrafenamte zu Prag zeiget man eine gleiche Schlucht, durch welche die Leichen der gerichteten Ritter in eine Gruft hinabgelassen wurden, welche mit vermoderten Gebeinen angefüllt ist.

men, hinauf zu dem Dachboden. Von diesem tritt man durch eine kleine Thür hinaus auf die starke Mauer, welche mit hoher steinerner Brustwehr endet. Die Aussicht ist die Beschwerlichkeit des Steigens werth. Hier wo man Lage und Anlage, Umgebungen und Verhältnisse genau überschauen kann, spricht der Geist des Ganzen deutlich herauf. So abgesondert und einsam erhebt sich der Fels, umringt von höhern Gebirgen, deren Felsenlagen in den Grund abschüssig sich ziehen, und das Gefühl so mächtig ergreifen, daß bangende Schwermuth entsteht, und der Fromme wie der Frömmler zur Andacht gestimmt wird. Diese erhabene Einsiedelei sollte überall den Ausdruck des Heiligen haben, darum wurde in jeder Feste eine Kirche ausgeschmückt, und noch am Fuße des Felsens (r) die Palmatius-Kirche vom neuen prächtig erbauet; aber auch die Sicherheit sollte bedacht sein, da in jenen rohen, unruhigen Zeiten sogar der einsame Erhohlungsort des Fürsten, vor Plünderungssucht und Frevel wohl verwahrt sein musste. Daher entstand die Anlage der Feste, welche nun auch zur Niederlegung der Reichskleinode

dienen konnte. Aber diese wurden nicht in einer Schatzkammer bewahrt, sondern in einer Kirche, die für wahr einzig in ihrer Art schon durch die Anlage in dem dritten Stockwerke eines Thurmes ist. Daß auch an Gefängnisse gedacht wurde, lag im Geiste der Zeit, welcher die strafende Gerechtigkeit nothwendig und zur heiligsten Herrscherpflicht machte. Weil hier das Theuerste des Königreiches, die Krone, aufbewahret wurde: so waren die Gefängnisse wohl auch für solche bestimmt, die den Stat in seinen Grundpfeilern gefährdet hatten. Es ist nirgends aufgezeichnet, daß während Karls Regierung irgend ein Gefangener hier verwahrer oder getödtet worden; aber die Anlagen der Kerker und jene grausenvolle Schlucht im Thurme hatten ihn doch zum Urheber.

Schauet man vom Thurme nach Nordwest, so erhebet sich vor dem Blicke der Pfaffenberg Kniezky Wrch, und verwehret die Aussicht; seine drohende Nähe machte zur Gegenwehr einen Riesenthurm nöthig, der gleichwohl in unsern Zeiten bald vor einer Batterie vom Pfaffenberge in Trümmer sinken würde. So eingeschränkt auch die Aussicht ist, so anziehend

ist doch die Nähe durch die wilde Eigenthümlichkeit des mit Holz bedeckten Berges, von dem sich gerade nördlich die Straße von Prag kühn herabwindet; sie erscheint da, wo eine Schlucht den Berg von dem nordöstlichen Hakonitz trennt, der mit seinen Marmorlagern steil in den Grund des Karlsteines einschießt, und immer mehr sich absondernde Steine hinabsendet. Diese wilde Nähe von Nordost erhebet als Vorgrund eine herrliche Landschaft mit Feldern und Dörfern, welche durch die große Öffnung der Berge vom Osten das Auge entzückt. Das fruchtbare Thal läßt gleichsam aus dem Tempel der Einsamkeit einen Blick in die freundliche Welt thun. Der ergiebigste Boden wird von der Beraun durchströmt, und Dörfer scheinen sich an Dörfer zu reihen. Nach Süden hat man den hohen Plessiwetz vor sich, dessen von Waldung umgürteter Gipfel sich mehr entfernt, dessen Abdachung sanft, und der Bebauung nicht hinderlich ist. Hier sind am Fuße des Karlsteins in das breitere Thal Häuser des Fleckens Bochnia gebauet, ihre Reihen ziehen sich in die Schlucht, welche südwestlich zwischen dem Plessiwetz und

Czichowa wahrscheinlich vom Wasser gerissen ist, und verbergen sich dem Auge, indem sie dem Bogen des Plessiwetz folgen. Gegen den Flecken Bochnia hat der westliche Czichowa seine steilen Felsenwände gerichtet, zu dem Karlsteine senkt er seine fruchtbare Erddecke sanft herab. Sein Rücken läuft nordwestlich neben dem Pfaffenberge fort; zwischen beiden ziehet sich ein fruchtbarer Grund hin. Mahlerisch sind um den Fuß des Karlsteins Hütten umher gestreut, und kleine Gartenanlagen heben sich durch ihr lebhaftes Grün gegen die warmen Farbengebungen der Felsen und der, oft in Gestalt eines Wasserfalles abgeschossenen Steinbrocken. So wird man heiter und ernst, doch immer in gerührter Stimmung erhalten, wenn man die Zinne des Thurmes umgehet. Karl hatte seinen Lieblingswunsch, den Weinbau in Böhmen zu befördern, auch hier auszuführen gesucht, und an den Bergen Weingärten angelegt. Man siehet noch dergleichen, und will von einigen behaupten, daß sie durch des Kaisers Pflegerhand entstanden wären. Und an diesem Orte, — wie gern glaubt man der Erzählung!

Anders ist es, wenn man unten im Grunde des Kessels den Weg um den Felsen macht. Von jeder Seite stellt sich die Burg groß gehalten dar, der Geist vorübergegangener Zeiten stimmt zu hohem Ernste, nnd der Aufblick zu den rings umher gelagerten Felsen macht schwermüthig; man möchte weinen, aber aus Wohlbehagen an dieser Stimmung das lebhafteste, unvergänglichste Bild des Ganzen und Einzelnen mit sich hinwegnehmen.

Man führte uns noch zu der niedrigsten Höhe des Felsens neben dem Zwinger, zu dem Brunnenthurme. (p) Eine weit vorspringende Ecke des Marmorfelsens trägt einige Gebäude, die eigentlich zur Wirthschaft bestimmt, aber auch zur Vertheidigung eingerichtet sind. Außer dem Wasch- und Backhause ist hier der Brunnenthurm. Er bedeckt einen Brunnen, der durch den Felsen mit unglaublicher Anstrengung gearbeitet ist. Acht Jahre lang soll man daran gearbeitet haben, um in einer Tiefe von beinahe dreihundert Fuß Wasser zu erlangen. Ein wahnsinniges Mädchen; welches sich 1761 in diesen Brunnen stürzte, gab Veranlassung zu dessen Untersuchung: denn man

fand es für nöthig, ihn gänzlich zu reinigen, da ein todter Körper ihn verunreinigt hatte. Bis zur Fläche des Wassers maß man 170 Fuß. Dann fand man aber die Tiefe des Wassers noch bis 66 Fuß, wo man auf Schutt stieß. Der Schutt wurde ausgebracht; es musste noch 54 Fuß tief gearbeitet werden, ehe der wahre Felsengrund des Brunnens sich zeigte. Hier entdeckte man einen acht Fuß hohen und anderthalb Fuß breiten Stollen oder seitswärts fortlaufenden Gang, der in den Felsen gehauen war. Es ist nicht untersucht worden, wie weit er sich erstreckt. Nothwendig reicht er so weit, bis die Dichtigkeit des Felsens aufhört, und das Eindringen des Wassers möglich ist. Dieses wird dann, so wie es sich sammelt durch den Druck des Gleichgewichts bis zu einer Höhe von 120 Fuß emporgeschwellt. Man hat daher fast immer eine 120 Fuß hohe Wassersäule, deren Durchmesser über 8 Fuß ist, zu Karlstein im Vorrath.

Diese Feste hätte nach ihrer Bauart wohlerhalten bis auf die spätesten Zeiten fortdauern können, und sie hätte es auch verdient; aber was ist nicht wandelbar unter der Sonne!

Nach Karls Tode wurde sie von dessen Sohne, Wenzel, wenig besucht, und gar nicht in dem Geiste des Vaters. Er kam nie dahin, um zu beten, sondern um Gesandte zu empfangen, fürstliche Gäste zu bewirthen, oder mit den versammelten Ständen Rath zu halten; ja er ließ sogar vier verdächtige, ihm abholde Herren im Lande, daselbst gewissermaßen meuchelmorden. Im Jahre 1422 wurde Karlstein von den Hussiten, Pragern und den Truppen des polnischen Fürsten, Siegmund Koribut belagert. Koributs Oheim, der Großherzog Witold von Litthauen hatte die ihm angetragene Krone Böhmens angenommen, und seinen Neffen einstweilen gesendet, von dem Reiche Besitz zn nehmen. Das wichtige Karlstein, der Schutzort der goldenen Krone zu erobern, war eine der ersten Aufgaben dieses Prinzen; aber sie wurde nicht gelöset. Ungeachtet die Krone für den Kaiser Siegismund von dem getreuen Burggrafen zu Karlstein Tluxa Wrabsky von Burzenicz (Burschenitsch) in Sicherheit nach der Burg Welhartitz gebracht war, vertheidigte doch dieser Brave die Feste aufs standhafteste. Vier und zwanzig

Tausend umlagerten dieselbe am 28. Mai 1422 auf den vier umliegenden Bergen. Bei sich hatten sie fünf Kanonen und sechs und dreißig Doppelhaken, dann fünf Bleiden oder Schleudergerüste, durch welche sie 9032 Mal große Steine, 1822 Fässchen mit Gestank, oder faulenden Körpern, und 22 Fässchen mit brennenden Stoffen nach Karlstein warfen. Die Steine sollten zertrümmern, die Feuerfässchen zünden, der Gestank sollte tödten. Doch die Belagerten bedeckten die Dächer mit Flechtwerck und Häuten gegen die Steinwürfe, wehrten der Fäulniss des sogenannten Gestanks durch aufgestreuten, ungelöschten Kalk, und löschten das Feuer. Die Kanonen der Belagerer zersprangen bald, weil man damals mit diesem Geschütze noch nicht gehörig umzugehen wusste; die Besatzung wagte viel Ausfälle, that beim größten Mangel der Lebensmittel doch groß mit Vorrathe an Fischen und frischem Fleische, als ob sie durch einen unterirdischen Gang sich dieses alles verschaffen könnte, und spottete der Belagerer so sehr, daß sie einen gefangenen prager Bürger an der Zinne des großen Thurmes gegen

den Pfaffenberg hinaushing, und ihm einen Wedel aus einem Fuchsschwanze in die Hand gab, um die prager Kugeln, die aus den steinernen Säuleu der Kirche Marienschnee gemacht waren, von sich abzuwehren. Das Erbarmen geboth endlich am Abende, den gequälten Mann wieder abzunehmen. — Dabei ist der Geist jener Zeiten zu bemerken. Drei Mal wurde auf kurze Frist Waffenstillstand gemacht. Während desselben bewirtheten die Prager ihre Feinde. Diese fanden sich ohne Misstrauen im Lager ein, freueten sich mit den Feinden, prahlten mit ihrem Vorrathe in der Feste, und schieden mit herzlichem Danke — um am andern Tage die Feindseligkeiten zu erneuern. Den dritten Waffenstillstand erbaten sich die Belagerten sogar, um vorgeblich eine Hochzeit in der Feste zu feiern, und stellten sich an dem Tage, als ob sie ganz voll des Weines und der Freude wären. Hochzeitsreihen und Jubelgesänge ließen sie erschallen, und schickten die letzte Hammelkeule ins Lager der Feinde als Überbleibsel des glänzenden Mahles. Die Belagerer verloren endlich den Muth, und hoben die Belagerung am 11.

November auf. Am nämlichen Tage wurde noch ein polnischer Heerführer, Koributs Vetter, erschossen, als er die Feste umging, um sie noch ein Mal zu betrachten.

Karlstein wurde nie wieder belagert. Die Feste verlor immer mehr an Wichtigkeit, je höher die Kunst, durch Pulver zu morden und zu zerstören, gebracht wurde. Viel war schon in Karlstein zerfallen und zerstört, im Jahr 1487 sogar ein großer Theil in Asche gelegt, als die Stände zu Wiederherstellung des 200 jährigen Schlosses im J. 1556 Geld hergab n. Rudolph der 2te legte die letzte Hand zu Herstellung des Ganzen an. Ferdinand der II. bestimmte die Herrschaft Karlstein zum Leibgedinge und Tafelgute der Königinnen von Böhmen. (1622) Die Kleinode des Reiches wurden daher nach Prag gebracht. Die Herrschaft wurde in der Folge verpfändet, wieder eingelöset, zwei Mal beinahe verkauft, und endlich in Erbpacht einem Adeligen überlassen. Maria Theresia schenkte zuletzt dieses Besitzthum dem Damenstifte, das sie in dem Prager Schlosse gestiftet hatte. Der jetzige Kaiser Franz II. hat die Burg gesehen, und mit

Unwillen bemerkt, daß sie ihrem Verfalle über-lassen würde. Er hat darauf Befehle gegeben, die Gebäude ganz im Geiste alter Zeit auszu-bessern und wieder herzustellen. Diese Ver-besserung stand der Burg noch bevor. Gesche-hen war noch nichts. Die Trennung von dem Karlstein fiel mir schwer; gern hätte ich eine Woche daselbst verweilt, alles genauer be-trachtet, erforscht, aufgezeichnet und mich hin-eingedacht in eine Zeit, die bei aller Rauh-heit und Härte auch des Großen und Schönen genug hatte.

Der 19te Jul. war zur Abreise von Prag bestimmt. In der letzten Nacht sollten wir noch die Wirkungen eines Gewitters in diesen von Bergen durchzogenen Gegenden erfahren. Es war eins der schwersten Unwetter, die je in Prag erlebt worden. Der Donner hörte nicht auf zu brüllen; sein Wiederhall an den Bergen vermehrte das Schrecken, und das Feuer schien in großen Ballen vom Himmel zu fallen, wie ein Glutmeer alles zu entzün-den. Am merkwürdigsten war der Hagel, der nach elf Uhr mit dem fürchterlichsten Ge-

räusche fiel. Seine kleinsten Körner waren von der Größe einer Haselnuss — noch am folgenden Morgen lag er in den Graben am Wege. Da die Blitze ununterbrochen die Luft mit rother Gluth erfüllten; war der Wiederschein des Feuers in den dichten Hagelkörnern furchtbar prächtig. Das Toben des Wetters wurde von den zerschlagenen und herabstürzenden Fensterscheiben schauerlich durchklungen, und von der Straße herauf, so wie von den Dächern herab tobte das Geprassel des Hagels, als ob Prags Untergong bevorstände. Die Häuser dröhnten fort und fort. Man hat behauptet, und in viel Lehrbüchern, in denen über Entstehung des Hagels Meinung geäußert wird, als ausgemacht angenommen, daß in der Nacht kein Hagel fiele. Hier wurde ein schrecklicher Gegenbeweis geführt. Am Morgen fanden wir im Freien manche Hasen, sogar ein Reh getödtet, und große und kleine Vögel unter den Bäumen liegen. Die Frucht der Felder in der Nähe Prags war gänzlich vernichtet. Das Obst hatte sich wie abgeschüttelt um die Bäume gehäuft, starke Äste waren abgeschlagen, sogar Dächer durchbrechen.

Als wir am 19ten des Morgens durch den hohlen Weg bis zum Strahhof hinauf fahren mussten, konnten wir an allen den Herrlichkeiten Prags noch einmal uns ergötzen. Der Morgen war heiter; die Stadt von der Sonne prächtig beleuchtet; der letzte Blick auf dieselbe noch von Entzücken begleitet. Vor den Thoren fanden wir an der Straße fast alle hundert Schritt einen Bettler, der entweder durch Blindheit oder Verkrüppelung Ansprüche auf Erbarmen hatte. Über die Menge der Blinden um Prag muss man erstaunen. Der Weg ging im fruchtbaren Rakonitzer Kreise über die Post Stredokluk, ein Dorf, welches von Deutschen Schelleklut genannt wird, bis nach Schlan, $3\frac{1}{4}$ Meilen von Prag, wo in früheren Zeiten ein Salzwerk war, jetzt Wollenweberei und Strumpfwirkerei betrieben wird. Auch hier floss im Hussitenkriege das Blut der Geistlichen und Bürger, welche sich gegen die Taboriten zu vertheidigen suchten, aber unterliegen mussten. Über den Flecken Jungfrau Teinitz kamen wir, nach zurückgelegten 4 Meilen, nach

Laun,

wo wir übernachten sollten. Dieses Städtchen zählt kaum 300 Häuser, liegt aber sehr angenehm an dem fruchtbaren rechten Ufer der Eger, von weiten, üppigen Wiesen umgeben. Von dem Hinterhause und dem daselbst ausgebaueten Balkon des Gasthofes hatte man eine unterhaltende Aussicht über die Grasebenen, welche von den Überschwemmungen der Eger fruchtbar gemacht; aber nicht selten auch zerrissen werden. In der Ferne erhoben sich Felsen, wie Thürme, neben einander, gleichsam Gerippe eines in frühesten Zeiten von gewaltigen Wassern fort geschwemmten Berges. Den Einwohnern von Laun machte man einst den Vorwurf, daß sie zanksüchtig und gefräßig wären, und ihre Margarethenschmäuse waren berüchtigt. Ist einmal so eine vorgefasste Meinung im Lande ausgebreitet: so bleibet sie ein unvertilgbarer Vorwurf; und es scheint, als ob sie die Vorfahren, deren Fürsten sich mit Hofnarren versahen, auch eifrig nach einer Stadt oder einem Orte umgesehen hätten, über die sie sich lustig machen könnten. Daher sind die Namen Schilda, Buxtehude,

Teterow, Schöppenstädt, Freireuth, Triptis (Tripstrill) ꝛc. noch jetzt Gegenstände des Spottes.

Da der Prinz zu Solms-Braunfels mit mir kurz nach Mittage in Laun angekommen war, fuhr er noch nach Lenneschücz, um die dortige große Fasanerie zu besuchen. Der Fasan, dieses wilde, ursprünglich asiatische, in frühester Zeit aber durch Griechenland und Rom schon verbreitete Huhn, wird in Böhmen besonders gezogen. Die vornehmen Herren, welche das Land besitzen, haben Fasanerien anlegen lassen, theils um Leckerbissen auf der Tafel zu haben, theils um sich sowohl an Fasanenpflege, als auch an Fasanenjagd zu vergnügen. Um ihre Ausgaben aber zu verringern, vergrößern sie ihre Fasanetien, damit durch den Verkauf dieser so gesuchten Vögel Zuschuss, wo nicht Entschädigung ganz gewonnen werde. Böhmen sendet eine große Menge Fasane ins Ausland. Sie werden theils aus den Fasanerien genommen, theils in der Wildniss geschossen: denn jene Pfleganstalten befödern den Aufenthalt der wilden Fasane auf alle Weise.

Zu Lenneschücz ist eine freie Fasanerie; die Fasane sind nicht in einen Bezirk eingeschlossen, sondern werden völlig der Freiheit überlassen, wenn sie der Pflegerhand nicht mehr bedürfen. Die Gegend ist ganz zu einem Lieblingsaufenthalte für diese schönen Thiere eingerichtet; Anlagen von Laubholze und niederem Gesträuche wechseln mit einander ab, und dazwischen liegende Ackerstücke werden eigentlich für die Fasane besäet. Himbeer- und Brombeersträuche dürfen nicht fehlen. Im Frühjahre werden die Eier aufgesucht, gesammelt, und welschen oder Haushühnern zum Brüten untergelegt. Die jungen Fasane bleiben in den Brutkasten bei ihren Pflegemüttern so lange, bis sie selbstständig geworden sind, und anfangen ein umherstreifendes Leben lieb zu gewinnen; aber den Futterplatz vergessen sie nie, halten sich daher immer in der Nähe desselben auf, und kehren zur Futterzeit zu ihm zurück. Die Futterung der jungen Fasane erfordert Sorgfalt und lange Erfahrung. Anfangs giebt man ihnen Hirsen und Ameiseneier (Puppen), in der Folge gehackte Eier und Quark, und endlich Weitzenkörner.

In eingeschlossenen, oder zahmen Fasanerien werden die Fasane eingefangen, wann der Schnee fällt, und in großen, mit Bäumchen dicht ausgefüllten Gebäuden den Winter über eingesperrt gehalten. Sie werden so zahm wie die Hühner, und gewähnen sich leicht an den nächtlichen Aufenthalt im Stalle, sobald sie unter viel Menschen sind, und durch deren täglichen Anblick ihre natürliche Scheuigkeit ablegen.

Am folgenden Tage fuhren wir paradiesischen Landschaften entgegen. Das sächsische Erzgebirge ziehet sich von Südwesten schräg gegen Nordosten vor, jenseits sich allmählig verflächend, aber diesseit sich steiler in die Ebenen herabsenkend. Von seinen Höhen schauen Thürme und Städte herab; Städte und alte Schlösser lehnen sich im Thale an seine steil aufsteigenden Felsenwände. Nicht fern von Laun erhebt sich aus kleinen Anfängen rechts ein Gebirge, das mit dem Erzgebirge bis zur Elbe gleich läuft, jenseit aber dem Laufe der Elbe folgt, und sich dann mit jenem verbindet. Dieses Mittelgebirge schließet ein breites,

langes Thal ein, welches sich gegen die Elbe mehr und mehr verengt, und bei Außig schließt. Mannichfaltige Schönheiten hat die Natur über dieses Thal und die nahen Berge ausgegossen, und die Zeit und die Menschen haben das Ihrige reichlich beigetragen: denn die Zeit hat uns noch die Trümmer der Burgen aufbewahrt, die überall auf den steilen Höhen des Mittelgebirges und an den Absenkungen des Erzgebirges zahlreich umher liegen, aus den düstern Waldungen schwermuthsvoll emporsteigen, unsere Wißbegier reizen, und uns beim Genusse der wonnereichen Gegenwart an die dunkele, oft grauenvolle Vergangenheit erinnern, deren Andenken durch schauerliche Sagen in diesen Gegenden erhalten wird. Dagegen hat das jetzige Menschengeschlecht überall den Boden angebaut und benutzet, wozu ihn die Natur geeignet hat; hier in den Ebenen sind die wohlbestellten Felder mit unabsehbaren Reihen von Obstbäumen umgeben, so daß man Meilenlange Garten vor sich zu sehen glaubt; dort haben fleißige Wollenweber ihre Tuche in den Rahmen bei der Walkmühle aufgespannt; hier spiegelt sich in einem großen

See das Schloss eines mächtigen Grafen, und niedliche Häuser seines Städtchens liegen traulich umher; dort leuchtet von der Stirn einer Felsenwand in wahrer Größe ein anderes Schloss, und vor der Wand haben sich die Häuser der Stadt zusammengedrängt, wie Küchlein unter den Flügel der Mutter; auf diesen Bergen entdeckt man reizende Gartenanlagen mit verschlungenen Wegen, freundlichen Gebäuden, und fremdartigen Laubhölzern, dort bewegen Bergleute die Winde über dem Schachte, der zu den ungeheuern Schichten der Braunkohlen führt. Kapellen, Heiligenbilder, Betkreuze stehen hie und da als freundliche Andeutungen, beim Genusse des Guten und Schönen des Ewigen nicht zu vergessen, und alles Erfreuliche als Gabe des Himmels hinzunehmen.

Ist man über Laun zwei Stunden hinaus und schon über einige Anfänge des Mittelgebirges gefahren, so erblickt man nahe an der Straße das Dorf Seidschitz, und hinter demselben das Dorf Sedlitz. Erstes gehört zur fürstlich lobkowitzischen Herrschaft Bilin, deren Hauptsitz, die Stadt Bilin,

durch einen ungeheuern Felsen angekündigt wird, welcher sich am Horizonte zeigt. Sedlitz ist Besitzung des geistlichen Ordens der Kreuzherren mit dem rothen Stern, deren Haupthaus zu Prag ist. In dem Gebiethe beider Dörfer sind jene Brunnen befindlich, welche das Seidschitzer Bitterwasser liefern. Es wird in steinerne viereckige Flaschen gefasst, und ein bedeutender Handel mit ihm durch ganz Deutschland getrieben. An diesem Handel nehmen der Fürst Lobkowitz, die Stadt Brüx und die Kreuzherren Antheil. In Brüx und Bilin werden aus dem Wasser das bekannte Bittersalz und die Talkerde oder Magnesia geschieden.

Die Stadt

Brüx,

welche wir bald erreichten, liegt in anmuthiger Gegend am Fuße eines hohen Berges, der noch wenig Trümmer einer alten Feste, Landeswerth, trägt. Im Thalwege fließt das Flüßchen Bila. Die Häuser sind freundlich von außen, mitunter groß. Ich besahe die große, prächtige Marien Himmelfahrtkirche, welche für Sündengeld vor 300 Jahren aus

dem Schutte emporgestiegen ist. Der Pabst Leo 10. ließ nemlich durch Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz völlige Vergebung der Sünden jedem ankündigen, der so viel zu Erbauung dieser Kirche beitragen würde, als er für sein Hauswesen in einer Woche gewöhnlich ausgäbe. So wohlfeil konnte man seiner Sünden ledig werden. Ich ging darauf zu dem alten Thore zurück, durch welches wir gekommen waren. Ich wollte einige der schönen, in Ziegel geformten Verzierungen nach gothischer Art abzeichnen. Nicht lange saß ich da auf einer steinernen Bank in der Vertiefung eines Mauerbogens, als ein vorübergehender Mann stehen blieb, in meine Brieftasche kukte und fortging. Als ich ins Wirthshaus zurückkam, sagte mir der Wirth lächelnd: Sie sind verdächtig; die Polizei hat sich nach Ihnen erkundigt! Ich lachte, die Rede des Wirthes für Scherz haltend. Aber er erzählte mir jetzt, was ich gethan, daß ich draußen vor dem Thore gesessen, und gezeichnet hätte —; da wäre sogleich von der Polizei Erkundigung über mich eingezogen worden. Ich war in Versuchung, zu fragen, ob Brüx auch den Namen

Krähwinkel führte? Es ist zwar im Österreichischen verbothen, in Festungen öffentliche Gegenstände ohne Erlaubniß des Kommandanten zu zeichnen; aber daß die Polizei von Brüx dieses Verboth auch auf ihr altes Thor anwendete, und mich für einen Mann hielt, der die festen Punkte des Landes anmerkte, war lächerlich genug. Ich gab dem Wirthe meine Brieftasche, mit der Bitte, sie der Polizei zur Ansicht zuzusenden, die mir dann anzeigen möchte, ob die Zeichnung jener Ziegelverzierung verbothen wäre. Ich erhielt die Brieftasche unversehrt zurück.

Die Gegend nach Brüx wird immer anmuthiger. Rechts erscheint bald der ungeheure Felsen bei Bilin, der wie hingeschleudert in gediegener Massa, ganz kahl, auf der Höhe liegt, und durch seine düstere dunkelrothe Farbe das Schloss des nahen Bilins noch freundlicher hervorhebt. Dieses ist auf die Stirn eines Felsens edel und groß erbauet, angemessen dem Sitze eines Fürsten. Neben und hinter ihm zeigen sich alterthümliche Burgtheile, die zur Niederlage des Sauerbrunnens, und zur Bereitung des Bittersalzes und der Mag-

nesia eingerichtet sind. Am Fuße des Felsens liegt die Stadt mit niedlichen Häusern und ansehnlichen Kirchthürmen wie in einem Garten. Der Sauerbrunnen, der am Fuße des nahen Berges Ganghof entspringt, gehört zu den beliebten Getränken, die durch ihren Geist eine Leichtigkeit des Blutumlaufes hervorbringen, wie das berühmte Wasser von Selz. Der Geschmack ist lieblich säuerlich, die erste Wirkung ist Kühlung, und dann wahrhafte Labung, indem man sich gestärkt und erheitert fühlt. Schnell getrunken giebt das Wasser flüchtige Berauschung. In dem am Ganghof liegenden Brunnenhause werden täglich gegen 600 Flaschen gefüllt und verpackt. Man schöpft das Wasser aus einer 4 Fuß im Quadrat und 6 Fuß in Tiefe haltenden Grube, die in den silbergrauen Schiefer des Grundes gearbeitet ist. Das Wasser dringt aus dem Gesteine zwar reichlich, aber unbemerkt, und so rein vor, daß man wie durch Krystall bis auf den Grund siehet. Die steinernen Flaschen oder Krüge werden in der Nähe des Brunnens verfertigt. Der Wasserverkauf ist verpachtet. Der Fürst von Lobkowitz nahm da-

mals allein für die Verpachtung der Biliner und Seidschitzer Quellen, für die Granatengruben und die Steinkohlenbrüche 60,000 Gulden ein.

Das von der Linken sich vorziehende Erzgebirge gab mahlerische Ansichten. Die Farben der Waldungen, welche die Berge bedecken, wechselten auf das mannichfaltigste im erquickenden Grün ab, bis sie sich in das dunkle Blau der Ferne verloren. Einige Schlösser leuchteten von den Vorbergen herüber, und Ruinen ragten bisweilen vor den Gipfeln der Bäume vor. Überall entdeckt das Auge hier Trümmer der Vorzeit; in dem Leitmeritzer Kreise, in dem wir uns jetzt befanden, dessen größeste Länge, so wie die größeste Breite 9 Meilen beträgt, werden allein 49 zerstörte Burgen gezählt, an welche noch 28 des Satzer Kreises grenzen. Vor uns lag jetzt

Dux

ein freundliches Städtchen mit einem großartig erbaueten Schlosse, das sich in einem See spiegelt. Die Gegend umher ist bezaubernd, von allen Seiten ist der überraschendste Wechsel herrlicher Ansichten; die Anlagen um Dux

selbst waren einst die schönsten der Gegend, jetzt aber tragen sie nur Spuren ihres vorigen Glanzes. Die ausgedehnte Herrschaft Dux gehört der Familie der Grafen von Waldstein, welche jenen berühmten Herzog von Friedland unter ihren Ahnen zählt. Der Landesmarschall von Waldstein ließ sichs einst besonders angelegen sein, die von seinem Oheim, dem Erzbischofe von Waldstein zu Prag, geerbte Herrschaft an Pracht der Gebäude, an Wohlstand der Bewohner, an Anlage der Garten — auch der Herrlichkeit, dem Reichthume und der Schönheit der Natur angemessen zu erheben. Er beförderte die Vrrfertigung vorzüglich guter wollener Strümpfe zu Dux. Ein Holländer hatte sich hier niedergelassen, und den verbesserten holländischen Strumpfwirkerstuhl dahin gebracht. Die Duxer Strümpfe wurden im Handel bekannt. In dem nahen, am Fuße des Erzgebirges liegenden Flecken Oberleutensdorf legte jener Graf eine Tuchmanufaktur an, um den Bewohnern eine Erwerbsquelle zu öffnen. Er ließ Holländer, Brabanter und Engländer kommen, verbesserte Werkzeuge anschaffen, und die Einwohner völlig

in allen Vortheilen der Tuchbereitung von der ersten Handhabung der Wolle an, bis zum Zurichten des Tuches unterrichten. Mehrere hundert Familien fanden dadurch ihren Unterhalt, und ein Beispiel guter Tuchbereitung wurde der ganzen Gegend gegeben. Die Tuchmanufaktur zu Oberleutensdorf liefert die feinsten Tuche zu sehr billigen Preisen. Der Stifter dieser wohlthätigen Anstalt vermehrte die innere Pracht des Schlosses zu Dux und der Kirche vielfach, neigte sich aber in seinem Alter zur Frömmelei, und wollte sich durch Anlegung eines Kapuzinerklosters eine Stufe in den Himmel bauen. Das Gebäude dazu wurde aufgeführt; aber die päbstliche Einwilligung konnte nicht erlangt werden. Da bestimmte der Graf das Haus zur Wohnung für 24 arme, der Arbeit unfähige Unterthanen und 12 Waisen; legte eine Apotheke dort an, aus welcher alle arme Unterthanen freie Arznei bekommen sollten, und verordnete für das schöne Spital einen Geistlichen und Wnndarzt. Er selbst legte noch vor seinem Tode die Mönchskutte der Kapuziner an, und starb in derselben.

Links gegen das Erzgebirge öffnet sich seitwärts von Dux ein Thal, durch welches ein Gebirgswasser sich daher schlängelt. Da, wo die Gebirge sich erheben, schauet das große Kloster Ossegg vor, und hinter ihm trauern die Trümmer der Riesenburg.

Nachdem man über einige Höhen, welche die Aussicht nach vorn verbergen, gelangt ist liegt

Teplitz

nahe vor dem Blicke. Dieser merkwürdige Ort wurde unser Aufenthalt bis in den November. Er bedarf einer geordneten Beschreibung. Daher erst von seiner Lage.

Die Stadt liegt auf einer Fläche, welche gegen Morgen etwas Abhang hat, am Fuße eines Berges, der gewöhnlich Galgenberg genannt wird. Der Berg ziehet sich im Süden vor, und strecket seinen breiten Rücken nach Morgen, so daß er sich immer mehr verflächt; aber seine Seite gegen Mitternacht ist abschüssig, wie nachstürzende Ufer eines Flusses, und mit zerbröckeltem braunrothem Gestein, besonders näher dem Morgen, häufig bedeckt. Diesem Fuße des Mittelgebirges ge-

genüber erhebet sich das Erzgebirge. Das dadurch gebildete Thal hat die Breite von einer halben Meile, und läuft von Teplitz nach Osten zwei Meilen bis an die Elbe fort. Aber es ist keinesweges eine völlige Ebene, sondern von vielen Anhöhen und anmuthigen Hügeln unterbrochen, von Felsenlagern und kleinen Bergrücken durchzogen. Die reizendste Abwechslung wird dadurch dem Auge vorgehalten. Freilich hat man in der Stadt selbst den Anblick dieser Naturschönheiten nicht; man muss entweder auf den hohen Galgenberg steigen, um überrascht zu werden, oder den Weg im Thale nach Morgen lange fortwandeln, um zu großen Überblicken des reizenden Thales zu gelangen. Daher kommt es, daß viele die Herrlichkeit Karlsbads der Gegend von Teplitz vorziehen: denn dort haben steile Felsenberge eine enge Schlucht gebildet, in welcher die Stadt sich zwischen den Felsen durchwindet. Man hat daher, aus jedem Fenster fast das Schauspiel der romantischen Natur, und wandelt bei einem Spaziergange auf dem ebenen Wege des engen Thales vor allen erhabenen Gebilden der Natur vorüber. In Teplitz fin-

den bequeme Menschen das Schönste der Gegend nicht ohne Opfer; sie müssen sich anstrengen. Dann enthällt aber auch die Gegend das entzückende Bild der Natur in ihrer Milde, Lieblichkeit, Segensfülle und sanft rührenden Schönheit —, so wie Karlsbad überall den Ausdruck des Erhabenen, das Gemüth Erschütternden bei einzelnen sanften Bilder hat.

Die Stadt Teplitz selbst ist ziemlich gut gebauet. Jährlich erheben sich neue große Häuser aus Stein mit Ziegeln gedeckt an der Stelle der alten, aus Fachwerk leicht erbaueten, mit Schindeln bedeckten. Der Besitzer der großen Herrschaft Teplitz, Fürst von Clary und Aldringen hat hier ein weitläuftiges auf einem ausgedehnten freien Platze, (der letzten Stufe des Galgenberges,) liegendes Schloss, das, im italienischen Style erbaut gute Wirkung macht, und besonders durch die am rechten Flügel in einem Winkel sich anschließende Schlosskirche von gothischer Bauart mit kunstreich verziertem Thurme gehoben wird. Die vor der Stirnseite des Schlosses über aufgerichtete Steinpfähle geschleppten Ketten umgeben einen breiten Rasenrand, der sich um den

linken Flügel zieht, und mit dem großen Garten verbindet. Diese ausgedehnte englische Anlage, welche von der Natur sehr begünstigt ist, stehet für jeden offen, und enthält alles, was man in solchen Lustörtern wünscht. Breite, lange Alleen von hohen, dicht belaubten Bäumen auf ebener Fläche wechseln mit verschlungenen Seitenwegen und einsamen Gängen durch Schluchten und an Abhängen, so wie mit breiten sonnigen Bahnen ab. Offene Grasplätze mit Blumengruppen sind von reizendem Gebüsche eingeschlossen, und dichtes Gehölz mit der mannichfaltigsten Abwechselung des Laubes grenzt an luftigere Schattenplätze, oder an dunkle Gruppen des hochstämmigen Nadelholzes. Ein großer See, auf dem Schwäne stolz umherrudern, erheitert auf der einen Seite die Gegend, auf der andern ladet ein kleinerer See, von den üppigsten Bäumen umgeben zum Genusse der Kühlung und eines mit Freude und Wehmuth zart durchwebten Gemähldes der Natur und Kunst ein.

Überhaupt biethet der Garten eine unzählige Reihe entzückender Gemählde dar, welche

noch das höchste Leben durch die Lustwandelnden empfangen. Ein großes mit einem Sale zur Aufnahme der Fremden versehenes Bewirthungsgebäude liegt neben dem Schlosse am Anfange des Gartens vor der großen, 600 Schritt langen Allee, und ein gut eingerichtetes Schauspielhaus, dessen Eingang vom Garten ist, hangt mit dem Schlosse selbst zusammen. — An die Stadt Teplitz schließt sich von Osten her das Dorf Schönau, welches in den engern Thälern liegt, die durch den Spital- und Kreuzberg und andere Anhöhen gebildet werden. In diesem Dorfe erheben sich immer mehr stattliche Häuser zur Aufnahme der Fremden, welche theils durch die Nähe des Steinbades, theils durch die ländlichen Reize zu diesen Wohnungen angezogen werden. In der Stadt sind einige Straßen sehr eng, mehrere Häuser haben keine Tiefe, daher wenig Hof und keinen Garten, viele sind eng zusammengedrängt.

Die heilbringenden Quellen, welche in der Stadt und außerhalb derselben entspringen, ziehen jährlich eine große Menge Fremde zu diesem gesegneten Orte herbei. Wir wol-

len zu dem Ursprunge derselben uns wenden. Wenn man über den Schlossplatz nach Morgen geht, senket sich am Ende desselben bei der Kirche ein schmaler Weg hinab in eine enge Straße. In derselben findet man zur Linken ein steinernes, zwar langes, aber nicht hohes Gebäude, an dessen Stirnseite ein großer Denkstein mit erhabener Arbeit eingemauert ist. Die Sage von Entdeckung der Quellen ist hier bildlich dargestellt. Ein Hirt des Ritters Kolostug vermisste von seiner Herde einige Schweine. Am dritten Tage fand er sie todt in einem heißen Strudel liegen, den die Schweine durch ihr Wühlen zum Ausbruche gebracht haben sollten. Der davon benachrichtigte Ritter Kolostug bauete in der Nähe der Quellen eine Burg, die er tepla Uliczе, warme Straße, nannte. Für Lateiner stehe auch die bei jener Abbildung befindliche Inschrift hier:

Auspice Triuno cuncta creante
Ioanne Baptista patrocinante,
Necamislao Duce regnante,
Kolostug hic loci dominante,
ejus per ſues in Silvis pascentes

rostris que thermas suffodentes
Fons noster 762 est deteetus,
in monumentum rei est erectus
lapis hic, a Balthasare sculptili
est confectus.

Tritt man durch die Thür so gelangt man durch einen Gang zu einem niedrigen Gewölbe, das 32 Fuß Breite, 28 Fuß Länge hat. Es ist das Becken des Hauptquelles, und 4 Fuß hoch mit dem heißen Wasser angefüllt, welches aus der Säule stürzt, die das Gewölbe in der Mitte trägt. Gleich bei der Säule ist nemlich die Quelle in einen Kanal gefasst, und zu dem Pfeiler geleitet, in welchem das Wasser 4 Fuß steigt, und sich aus vier metallnen Hähnen ergießt. Zwei davon sind zur Füllung des Beckens geöffnet, die beiden andern schließen sich an Röhren, welche das Wasser zu den andern besondern Bädern leiten.

Die Wärme des Wassers in diesem Bade ist 38 Grad nach dem Reaumurschen Wärmemesser, 117½ Grad nach dem Fahrenheitischen. Reaumur hat aber die Wärme von dem Punkte an berechnet, der sich beim Schmelzen des Schnees am Wärmemesser zeigt, und bis zu dem Punkte, den das siedende Wasser an-

giebt, den Raum in 80 Theile oder Grade getheilt. *) Wir sehen daher, wie weit die Wärme des Teplitzer Wassers von der Siedhitze entfernt ist, dahingegen die Hitze des Karlsbader Hauptsprudels bis zu 60 Grad nach Reaumür steigt. Die Wärme des Blutes erhält sich im gesunden Zustande zwischen 28 und 29 Grad nach dem Meßstabe, dieses Naturforschers. Nur 10 Grad höher ist die höchste Wärme des Teplitzer Wassers, und doch fürchtet man, sich zu verbrühen, wenn man in dasselbe steigt. Allein die dem Wasser beigemischten Theile von Alkali und Küchensalze, die Luftsäure und überhaupt der Brunnengeist mögen diese Empfindung besonders bewirken. Das hier beschriebene große Bad heißt das gemeine Männerbad. Zu jeder Stunde des Tages findet man hier Badende, welche für 3 Kreuzer eingelassen werden; Arme genießen die Wohlthat des Wassers ohne Entgeld.

*) Fahrenheit hat einen, durch künstliche Kälte hervorgebrachten Punkt angenommen, und von diesem an bis zur Höhe des siedenden Wassers 212 Grade gezählt. Der Reaumürsche Gefrierpunkt fängt da an, wo Fahrenheit 32 schon zählt.

Gebrechliche aller Art siehet man hier. Wie viel steigen mit Krücken ins Wasser, und verlassen am Ende der Badezeit Teplitz ohne dieselben. Das Wasser hat sanft auflösende, erweichende Kraft, öffnet die Leitungswege der im Körper kreisenden und sich vertheilenden Säfte, und hebt daher Krankheiten, welche durch örtliche Anhäufung unverarbeiteter Säfte, die nun schädlich werden, entstehen, oder in Verhärtung der Drüsen, Verstopfung der Leitungsröhren, besonders des Unterleibes, und in Erschlaffung der abstoßenden Gefäße ihren Sitz haben; daher kommen Gichtbrüchige, von Lähmungen Verkrüppelte, an Skropheln, Schwindel, Hypochondrie und Nervenschwäche Leidende, und mit allerlei Hautkrankheiten Behaftete nach Teplitz. Man muß oft über die Wirkungen des Wassers erstaunen. Als ich das Jahr vorher in Karlsbad war, sahe ich einen jungen Menschen, der auf zwei Krücken ging und den einen Fuß, so wie den rechten, fast gänzlich schwindenden Arm nicht gebrauchen konnte. Er verstand nicht das Wasser des Theresienbrunnens zu trinken, welches, so wie der Becher gefüllt ist, getrunken wer-

den muſſ, damit die Luftſäure und der Brunnengeiſt nicht entweichen. Ich bemerkte, daß er in Abſätzen, wie eine Taſſe Kaffee, ſeinen irdenen Becher leerte, und die Abkühlung des Brunnens abwarten wollte. Ihm eine kleine Belehrung zu geben, war daher Pflicht für mich. Am andern Tage ſprach mich der Elende wieder an, ſich auf das Zutrauen berufend, das ihm meine geſtrige Theilnahme eingeflößt hätte. Er entdeckte mir ſeine Lage, ſeine bittere Armuth, ſeine Wünſche.

Es traf ſich, daß er in der Nähe meiner Vaterſtadt heimiſch war, und dadurch gleichſam ein näheres Recht auf meine Unterſtützung erhielt. Nachdem er einige Wochen in Karlsbad ganz regelmäßig die Kur gebraucht hatte, ging er auf ſeinen Krücken nach Teplitz. Im folgenden Jahre ſaß ich in einem Zimmer in Teplitz am Schreibtiſche, als jemand an die Thür klopfte und, dieſelbe ſogleich öffnend, raſch eintrat. Wie erſtaunte ich als ich dieſen Menſchen geſund und wohl vor mir ſtehen ſahe. Die Bäder zu Teplitz hatten ihn im vorigen Jahre ſo hergeſtellt, daß er ohne Krücken ſeinen langen Weg in die Heimath hatte antre-

ten können. Jetzt kam er von Karlsbad, und wollte in Teplitz die Nachkur vollenden, entzückt über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war.

Gleich beim Eingange in das Badehaus, rechts, ist die Schröpfstube, aus welcher man auch ins Gemeinbad gelangen kann. Im Herbste, wenn nach der Ernte die Bauern Zeit haben, eine Wallfahrt anzutreten, nehmen die Züge der Wallfahrer nach Mariaschein ihren Weg über Teplitz. Vor dem Badehause machen sie Halt, um auch ihr Körperheil neben dem Seelenheile zu bedenken. In der Schröpfstube sitzt dann auf den die Wand umlaufenden Bänken Mann an Mann, völlig ausgekleidet, mit Schröpfköpfen reichlich besetzt; das Bad ist angefüllt mit den schon Geschröpften, die das Blut aus ihren Wunden spülen; das Wasser ist roth gefärbt. Diese blutige Arbeit dauert oft von Mittag bis zum Abende fort.

Neben dem Männerbade ist ein ähnliches Gewölbe über eine zweite Quelle erbauet. Sie hat zwei Grad weniger Wärme als die vorhin genannte, und füllt ein großes Becken an,

welches durch eine Scheidewand in zwei Bäder geschieden ist, deren jedes 156 Quadratfuß Raum einnimmt. Hier baden die Weiber gemeinschaftlich, doch so, daß die Bauerfrauen in die eine Abtheilung besonders gewiesen werden. Auch hier ist eine Schröpfstube, in welcher Frauen das Schröpfen verrichten. Nebenbei ist ein kleineres gemeinschaftliches Bad für Frauen, das Frauenbad genannt, und ein anderes, (das tiefe Bad) in dem das Wasser aus dem Sande des Bodens wild aufquillt. Dann wendet sich das Haus im Winkel nach Nordost, an einem offenen Platze hinlaufend. In diesem Flügel sind die besondern Stadtbäder enthalten; sie liegen neben einander, unter gemeinschaftlichem Gewölbe, getrennt durch Scheidemauern, die aber nicht bis zu der Decke reichen, und daher den Wiederhall furchtbar befördern. Wenn man in dem schweren Wasser plätschert oder schwimmt, entsteht ein Geräusch, als sollte das ganze Badehaus durch brausende Fluthen fortgerissen werden, und die nebenan Badenden gerathen oft in großes Schrecken, wenn sie sich die Ursache nicht erklären können. Selbst das warme Wasser,

welches man sich zulassen kann, sobald man einen Zapfen aus der Wand ziehet, brauset mit so viel Geräusch vor, daß es dem überraschten Neuling Bangigkeit verursacht, und er fürchtet, die ganze Gewalt des auftobenden Quelles gegen sich gereizt zu haben. Die Bäder sind viereckige, große Vertiefungen, welche so viel Wasser enthalten, daß ein Mann von gewöhnlicher Größe bis an das Kinn vom Wasser bedeckt wird, wenn er auf dem Grunde sitzt. Es befinden sich aber an zwei Seiten Stufenbänke, auf welchen man nach Belieben und nach des Arztes Vorschrift den Körper in das Wasser senken kann.

An dem offenen Platze, dessen eine Seite das Stadtbadehaus einfasst, ziehet sich im rechten Winkel ein großes ansehnliches Gebäude vor, welches dem Fürsten gehört, und daher das Fürstenbad genannt wird. In ihm befinden sich bequeme und schöne Zimmer zur Aufnahme vornehmrr Badegäste, und einige Bäder, die besten in Teplitz. Sie haben alle zum Entkleiden, Ankleiden, Ausruhen nöthige Bequemlichkeiten, dahingegen in den übrigen Bädern der Kranke nur die vier leeren Wände

einen mit Steinen ausgelegten Fußboden, und höchstens eine hölzerne Bank zum Ankleiden findet. Die Quelle dieser Bäder entspringt in dem Garten hinter dem Hause, welcher anmuthig durch seine Anlage, und als stilles Plätzchen für vertraute Gesellschaften anziehend ist. Die Wärme des Wassers ist 35 Grad. Die Quelle ist mit einer geschmackvollen Halle überbauet, und auch zum Schöpfen eingerichtet, damit man sie innerlich gebrauchen kann.

Alle diese Bäder greifen den Körper sehr an. Wenn man aus dem Wasser kommt, fühlt man sich gänzlich erschöpft, und kann oft nur nach Hause schleichen. Anders wirkt das Steinbad, welches in dem Dorfe Schönau liegt. Dort zeigten sich in früher Zeit verschiedene warme Quellen in einer sumpfigen Wiese. In den Lümpeln der Quellen badeten sich die Bettler; darauf umzäunte man diese Plätze zu Gemeinbädern für Fremde. In der Folge bekamen sie eine Bedachung, und zuletzt wurde ein großes, steinernes Badehaus errichtet, in dem 16 Badezimmer in gutem Geschmacke angelegt sind. In der Mitte des Hauses befindet sich eine große Halle, in deren

Mitte die Quelle in einen großen Ringe gefaßt ist. Die Brustwehr ist aus zugehauenem Stein. Das Wasser quillt aus dem Boden, und setzt auf der Oberfläche eine schmutzige Haut ab. Das Spiel der aufsteigenden und zerfallenden Luftblasen ersetzt das Leben, welches andere Quellen haben. Über der Quelle ist eine offene Kuppel, damit die freie Luftsäure und der Wasserdunst nicht das Gebäude erfüllen. Aus diesem Brunnen leiten metallene Röhren das Wasser in die Bäder, welche eirund, und mit gehauenem Sandstein ausgelegt sind. Einige haben hitzigen Kiessand zum Grunde, und heißen Sandbäder Die Badenden müssen sich oft in diesen Grund einwühlen. Das Wasser hat sanft erweichende und auflösende Kraft, greift selbst den Körper der Kinder nicht an, und wechselt in dem Wärmeantheile von 30 bis zu 35 Graden. Man fühlt sich nach dem Bade sehr erleichtert, als ob der Körper luftiger geworden wäre. Für ärmere Kranke sind dem steinernen Hause gegenüber einige Bäder mit Holzbedachung vorhanden.

Entfernter vom Steinbade liegen im Grunde des Dorfes Schönau noch das Schlangenbad und das Schwefelbad, deren Wasser gleich aus dem Sandgrunde der Bäder warm aufquillt. Das Schwefelbad hat nicht den geringsten Antheil Schwefel bei sich.

Alle diese Bäder sind verpachtet. Die Pächter dürfen nur die gesetzlich bestimmte, billige Bezahlung dafür nehmen, bitten sich aber stets noch ein Geschenk aus.

Die Wärme aller dieser Quellen kommt nicht etwa von einem unterirdischen Feuer, oder von brennenden Steinkohlenlagern, sondern von der Verbindung einiger Stoffe, die sich zusammen erhitzen. Wenn man in eine Flasche mit Wasser Eisenfeilspäne wirft, und Schwefelsäure dazu gießt, so entstehet erst beim Eingießen ein Zischen und Prasseln, wie beim Löschen eines weißglühenden Eisens, dann fängt das Wasser an, sich zu erhitzen und aufzusieden, wobei sich eine Luftart entwickelt, welche den Hauptbestandtheil des Wassers ausmacht, und Wasserstoffgass genannt wird. Dieses Gass, zum Athmen untauglich, dringt aus der Flasche vor, und kann aufgefangen

werden. Es wird zu Füllung der Luftbälle gebraucht, weil es leichter ist, als die uns umgebende Luft; oder zu Füllung der Feuermaschinen, weil es in freier Luft entzündet werden kann, und wie ein Licht mit scharfer Flamme brennt, wenn man es aus einer engen Röhre vordringen lässt. Nach Art dieser Erscheinung erhitzen und entzünden sich mehrere Mischungen in der Erde.

In derselben sind besonders große Lagen von einem Erze vorhanden, das aus Schwefel-Eisen- und Thonerde besteht, uud Schwefelkies genannt wird. Beim Zutritt der Feuchtigkeit erhitzt sich dieser Kies, an freier Luft entzündet er sich dann. Wenn nun ein Grundwasser zu erhitzten Kiesgängen im Gebirge gelangt, so muss es selbst erhitzt werden, und mit verschiedener Abstufung der Wärme aus der Erde vorquellen, je nachdem sein Weg vom Kiesstocke bis zum Austritte an die freie Luft kürzer oder länger ist. Im Karlsbade quillt der Sprudel gleich aus dem großen Kessel, an welchem die Werkstatt der Erhitzung ist. Die Natur dieses Wassers, alles mit einer Kalkrinde zu überziehen, hat sich

selbst eine Decke über den Kessel gewölbt, so daß die Hitze zusammengehalten wird, und das, durch die Macht der verschlossenen Dämpfe vorgetriebene Wasser beinahe siedend vorstößt. In Teplitz ist die Werkstatt der Erhitzung in dem nahen Galgenberge aufzusuchen; das Wasser muss längere Zeit fließen ehe es den Ausweg an die freie Luft findet, kühlt sich daher mehr ab.

Wir kennen die Gewalt der Dämpfe hinlänglich, und haben schon viel Maschinen, besonders in England, die vermittelst der Dämpfe des siedenden Wassers die größesten Lasten in Bewegung setzen. Karlsbad hat von diesen Dämpfen viel zu befürchten. Mehr als ein Mal haben sie schon die Decke des Sprudels durchbrochen, und erst vor einigen Jahren die Mauern des nahen Badehauses zersprengt. Auch in Teplitz haben sie bisweilen gezeigt, was sie vermögen. Im Jahre 1720 wurde der Kanal, welcher das Wasser ins Männerbad leitet, zersprengt. Steine, die acht bis zehn Zentner wogen, wurden von den andern abgerissen, und in die Höhe geschleudert. Sieben und vierzig Jahr nachher ereignete sich eine

ähnliche Zerstörung des Kanales, der nur mit viel Anstrengung wieder hergestellt werden konnte. Bemerkenswerth ist noch folgendes Ereigniß:

Als am ersten November 1755 ein fürchterliches Erdbeben die Stadt Lissabon zum Theil verwüstete und verschlang, wurde die Teplitzer Hauptquelle zu gleicher Zeit trübe, blieb 5½ Minute gänzlich aus, brach dann, röthlich gefärbt, mit solcher Gewalt wieder vor, daß alsbald alle Bäder überschwemmt waren, und ließ nach einiger Zeit einen bolus-erdigen Niederschlag fallen. Die übrigen Bäder waren ruhig geblieben.

Das sind die Quellen, zu denen jährlich Tausende auf alle Art ihre Zuflucht nehmen, um eins der höchsten irdischen Güter wieder zu erlangen. In andere Bäder reisen Reiche ihres Vergnügens wegen, nach Teplitz kommen deren wenige; es müßten denn ausgezeichnete Badegäste sich hier befinden. Das gesellschaftliche Leben hat hier nicht die Annehmlichkeiten, wie in Pyrmont, in Karlsbad und selbst in Rehburg. Denn in diesen Bädern vereinigt sich die ganze Gesellschaft am frühen Morgen

zu der gemeinschaftlichen Kur, zum Trinken der Gesundbrunnen, welche durch Umherwandeln — im Körper verarbeitet werden müssen. Wo auf den bestimmten Wandelplätzen so viel Menschen von verschiedenem Stande, frei von dem Zwange der Rücksichten auf Unterschied, Ehre und Rang, sich unter einander mischen, wo das Morgenkleid den Vornehmen selbst zugänglicher zeigt, und der Offizier seinen Degen abgelegt haben muss, da finden so leicht sich gleichgesinnte Menschen zusammen, machen anziehende Bekanntschaften, und kommen oft in Nähe der ausgezeichnetsten Männer. Für den Beobachter öffnet sich ein weites Gebieth der Menschenkenntniss, und es ist einem jeden lieb, Tausend andere, die aus verschiedenen Gegenden zusammengekommen sind, zu sehen, durch die Dauer der Gesellschaft sie dem Gedächtnisse einzuprägen, und in der Erinnerung zu behalten. Nicht so ist es in Teplitz. Da wird kein Brunnen getrunken; nichts ruft die Gesellschaft an einen bestimmten Ort zu gemeinschaftlichem Zwecke zusammen. Der Zweck des Badens trennt vielmehr die Badegäste durch die zerstreuten Bäder, und schliesst sie

einzeln zu verschiedenen Stunden in die Wasserbecken ein. Des Vergnügens wegen bilden sich einzelne kleine Gesellschaften, die von den übrigen keine Kenntniß nehmen und nehmen können, und bestimmen bald diesen, bald jenen Ort zur Zusammenkunft; indessen andere wieder in den Bädern sitzen, oder auf ihre Stunde warten. Es können daher viel merkwürdige Menschen in Teplitz sein, und man bekommt sie nicht einmal zu sehen. Der Schloßgarten ist zwar ein Sammelplatz für viele; aber der Tag ist lang; gerade zu der Zeit, in welcher ich den Garten besuche, ist vielleicht der, den ich sehn möchte, nicht gegenwärtig, oder er wandelt in dem weiten Raume immer auf entgegengesetzten Wegen. Viele kommen selten in den Schloßgarten, ziehen andere Erhohlungsplätze vor, oder bleiben in ihren Zimmern. Ein großer Theil suchet seine Zeit dazu anzuwenden, die umliegende Gegend kennen zu lernen, und die weitläufigen Spaziergänge zerstreuen die Menge.

Da Teplitz schon so lange ein berühmter Badeort ist: so kann man erwarten, daß die Einwohner es gelernt haben, Fremde anständig

zu bewirthen; ihnen die nöthigen Bequemlichkeiten zu verschaffen, und mit Freundlichkeit und Duldung alle Launen eines Kranken zu ertragen, da der Vortheil doch auf ihrer Seite ist. Und man findet wirklich alle mögliche Bequemlichkeiten in den Wohnungen; auf Reinlichkeit wird sehr gesehen; was man verlangt, wird herbeigeschaft — dabei sind die Wirthe nicht unbillig, stets gefällig und nicht selten theilnehmend. Obgleich durch den Zusammenfluss der Fremden das Geld an Werth verliert, und die Waren daran gewinnen: so kann man doch sehr wohlfeil in Teplitz leben, besonders als Ausländer, indem man Silber und Gold mitbringt, welches gegen das Papiergeld so hoch stehet. Die große Menge Juden, welche des Handels wegen in Teplitz wohnt, sucht die Waren so viel, als möglich, abzusetzen, muss daher billige Preise halten, und hindert durch Brotneid selbst die Übertheurung und das Schreiten aus den Schranken der Billigkeit. Die Handwerker, deren man nicht entbehren kann, lassen sich ihre Arbeit theuer bezahlen z. B. der Schmidt, Sattler, Stellmacher ꝛc. die Schlächter stehen nicht un-

ter strenger Aufsicht der Polizei, und suchen von den Fremden, die ihre Haushaltung für sich führen lassen, übermäßig zu gewinnen. Ich fand sogar, daß sie die Hufe der Ochsen dem Fleische für den Haushalt der Prinzessinn beigelegt, und mit gewogen hatten. Das Brot wird nicht gut gebacken, das Bier, welches in der fürstlichen Brauerei zu Dornau gebrauet wird, taugt nicht viel zur Zeit der Hitze. Der Landwein ist gut und wohlfeil, dieser, mit dem vortrefflichen Biliner Wasser vermischt, giebt ein erquickendes, gesundes Getränk. Es ist dem Fremden von der Regierung erlaubt, von Lebensmitteln und überseeischen Bedürfnissen so viel, als er verbraucht, mitzubringen, ohne Abgaben davon zu erlegen. Diese Erlaubniß giebt aber oft den Visitatoren Veranlassung zu Plackereien: denn wer soll beurtheilen, wie viel ich verbrauche? Hat man z. B. mehr als ein Pfund Tabak bei sich: so macht der Visitator Schwierigkeit, will nur ein Pfund gestatten, das Übrige als Kontrebande wegnehmen. So ist man des Kaffees und Zuckers wegen oft in die Nothwendigkeit versetzt, den unbiegsamen Mann

durch gewisse Mittel nachgiebig zu machen. Drückend ist das Postgeld. Für einen einfachen Brief, der nicht außerhalb des österreichischen States gehet, die Meilenzahl mag noch so groß sein, zahlet man nicht mehr als 10 Kreuzer; aber für einen Brief ins Ausland muss das Doppelte bezahlt werden, und dieses Postgeld gilt nur bis zur Grenze. Der Ausländer wird dadurch gedrückt, und muss sich gar zu einer Abgabe von 40 Kreuzern für einen einfachen Brief bis zur nahen Grenze verstehen; wenn er von der Ankunft desselben an Ort und Stelle versichert sein will; denn nur diejenigen Briefe werden in eine Liste eingetragen, auf welchen das Wort recommandirt stehet. Man bezahlt dafür das doppelte Postgeld, bekommt aber einen Empfangsschein vom Postamte. Die andern Briefe werden in kein Verzeichniss geschrieben, daher kann auch der Postmeister für ihre richtige Besorgung nicht stehen.

Jedes Haus hat in Teplitz sein Schild, nach welchem es wie ein Gasthof benannt wird z. B. der Wasserfall, die drei Lerchen ꝛc. die nemliche Einrichtung ist in Karlsbad. Das

gedruckte Verzeichniß der angekommenen Badegäste nebst ihrer Wohnung wird täglich aus gegeben, wodurch man in den Stand gesetzt wird, jemand leicht aufzusuchen. — Die Juden wohnen in besonderer Abtheilung der Stadt, welche hier enge, winkelige Straßen und kleine Häuser hat. Sie haben einen geräumigen Tempel.

Die Bauern in der Gegend sind meistens wohlhabend, durch den Umgang mit den Fremden gewitzigt, wenn gleich nicht gebildet; sie sind alle deutsch, aber katholisch; zwar nicht eifrig, doch abergläubisch. Bei Gelegenheit einer Hochzeit auf einem nahen Dorfe sahe ich einen Gebrauch der wohl slavischen Ursprungs ist, und als Andenken früherer Sitten eine Nachfeier der Hochzeit ausmachte. Durch das Dorf Schönau kam eine Menge festlich geputzter Bauerdirnen und Bursche gezogen. Sie führten eine Neuvermählte in der Mitte. Die Bauerbursche hatten ihre schönen Schnupftücher an Stöcke, wie Fahnen, gebunden, weheten mit diesen, jubelten laut, und schossen von Zeit zu Zeit Pistolen ab. Die Dirnen kreischten fortdauernd laut auf.

So ging der Zug in ein Wirthshaus. In diesem fand sich ein schon bestimmter junger Bursche vor, welcher die junge Frau hastig empfing, und neben sich hinsetzte. Bald darauf kam der junge Ehemann, sahe seine Frau in der Verwahrsam eines andern, wollte sie mit sich nehmen; aber es wurde ihm von allen übrigen verwehrt, und die junge Frau sträubte sich dagegen selbst, Schutz bei ihrem jetzigen Herrn suchend. Endlich legte sich der Ehemann aufs Handeln, und kaufte seine Frau ihrem Besitzer für die Zeche im Wirthshause ab. Die Frau welche sich immer noch sträubte, wurde ihm übergeben, und war jetzt sein unbestrittenes Eigenthum. Die alten Slaven mussten ihre Weiber den Vätern abkaufen, und sie obenein noch rauben, weil es die Sitte nicht erlaubte, daß ein Mädchen sich freiwillig dem Manne hingäbe. — Vielleicht sollte auch der ganze Gebrauch sinnbildlich anzeigen, daß nicht die Einwilligung der Ältern und die Trauung allein den ungestörten Besitz des Weibes sichern, auch die Jugend des Dorfes habe Antheil an der Jugendfreundinn, und müsse sich erst lossagen.

Andere Aufzüge der Bauern siehet man nach der Ernte, wenn sie zu dem wunderthätigen Marienbilde in Mariaschein wallfahrten. Befindet man sich auf Höhen, von welchen ein großer Theil des Thales übersehen werden kann; so zeigen sich oft die frommen Züge, auf mehrern entgegengesetzten Wegen daherwallend. Eine hohe geweihete Fahne wehet voran, kleine Fahnen aus Schnupftüchern flattern überall. Aber kein Jubel durchdringt die Luft; fromme Gesänge, oft von Musik begleitet, dringen feierlich zu den Höhen.

Mariaschein

liegt nur eine Meile von Teplitz in dem herrlichen Thale, das sich nach der Elbe ziehet; hinter dem Orte senkt sich das Erzgebirge mit seinen mahlerischen Abstufungen herab; das Städtchen Graupen, auf einem Bergrücken am Fuße des Gebirges giebt mit seinen Hüttenreihen der Landschaft einen wunderbaren Reiz, indem es das Dunkel des Waldgebirges, das jäh emporsteigt, zum Hintergrunde hat. Das sonnige fruchtbare Thal im Vorgrunde und Mariaschein mit seinen hellen Gebäuden in der Mitte, gewinnen dadurch desto mehr.

Die Kirche zu Mariaschein ist berühmt durch ein sogenanntes Gnadenbild, oder das Bild der Maria, welches Wunder thut. Man nennt es das Vesperbild der schmerzhaften Mutter Gottes im Elend.*) Siehet man das Bild: so muss man sich über die Schwäche des Menschen betrüben, der, wenn er einmal sich des freien Denkens begeben hat, zum Klotze spricht: du bist mein Gott! sobald es ihm seine Priester befohlen haben. Der Gefühlvolle, stehend vor einer Maria von Raphael, wird ergriffen von dem Ausdrucke der Heiligkeit, Hoheit und Himmelswürde der glückseligen Mutter, er siehet vor sich ein höheres Wesen, und fromme Gedanken erfüllen seine Seele; ja, wenn er, — gemäß der frühern Richtung seines Geistes und der Hinweisung auf Heilige, — zur Anbetung hingerissen würde — wer wollte dabei lächeln! Wenn man aber in der Kirche zu Mariaschein hinter den Altar geführt

*) Schmerzhafte Mutter, weil Maria den todten Sohn in den Armen hält; Vesperbild weil diese Handlung als gegen Abend geschehen, gedacht werden muß; im Elend heißt in der Einöde.

wird, der Führer ein Thürchen öffnet, und in der kleinen Nische des Altares sich nun ein Bild aus Gyps zeigt, das man nicht aufheben würde wenn es auf der Straße läge — so muss man sich betrüben über die Millionen die zum Gypse sprachen: du bist mein Gott! die so ekelhafte Spuren ihrer inbrünstigen Küsse hier zurückließen, welche immer von den nachfolgenden wieder hinweggeküsst, und vom neuen ersetzt wurden. — Das Bild ist eine Viertelelle hoch, stellt sehr plump die Maria dar in einem steifen, weiten Rocke, in dem der Leib, wie in einem Trichter, steckt. In ihrem Gesichte ist fast kein menschlicher Zug zu bemerken; der Kopf neigt sich zu dem Leichnam Jesu, den das Bild mit beiden Armen hält, oder vielmehr schleppt dessen Theile aber so in einander fließen, daß man die roheste Arbeit eines Töpferlehrburschen, welcher mit Schnelligkeit aus gerollten Thonstückchen einen Körper zusammensetzt, zu sehen glaubt. Einst ist das Ganze bemahlt gewesen; aber schon vor hundert Jahren sagte der Jesuit Miller, daß wenig Farbe noch zu sehen wäre. Er spricht: „sonsten sehr anmüthig und

„liebreich anzusehen; aber wegen häufigen an„dächtigen Küssen und Anrühren vieler tau„send Bilder, Rosenkränze und Medalien „merklich abgeschabt und berieben.“ Jetzt ist die ganze Oberfläche braun. Und an diesem, jedem Begriffe von Schönheit ärgerlich widersprechenden Bilde soll die „Hand Gottes“ gearbeitet haben. Welcher Frevel, den Schöpfer des Schönen darzustellen als den Bildner dieser Gypsgestalt,! Welche grobe, rohe Götzendienerei, die wir nur noch bei Wilden antreffen, — ein scheußliches Bild hinzustellen, und zu sagen: das ist die hohe Himmelsköniginn, vor der ihr niederfallen sollt! In dieser Hülle wohnet sie und höret euch!

Traurig ist es, daß unter gebildeten Völkern noch so viel sind, die eine Kröte verehren würden, wenn man von ihr Wunder erzählte. Der Wunder erzählt man freilich viel von dieser Maria im Elend oder in der Einöde. Im vierzehnten Jahrhunderte, wird erzählt, kam eine Magd aus Graupen in diese Gegend, um Gras zu hohlen. Hier war eine mit Gebüsch umwachsene Quelle, und das schönste Gras stand in ihrer Nähe. Als die

Magd ihre Sichel ansetzte schlüpfte eine Schlange aus dem Grase vor, wand sich um jener Arm, streckte aber den Kopf nach einer gegenüber stehenden Linde, und zischte die Höhlung an, welche das Alter in den Stamm des Baumes gegraben hatte. Die Magd schrie, die Schlange zischte fort, bis sie sich von dem Arme wieder abwand, und ins hohe Gras zurück schlüpfte. Entsetzt und voll Grauen läuft die Magd nach Graupen, erzählt alles ihrem Herrn, der aus dem Zischen der Schlange die Anzeige eines verborgenen Schatzes erkennen will. In geheim theilt er seinem Nachbar den Vorfall mit, geht in dessen Gesellschaft zum Baume, will den Schatz heben. Die Höhlung wird untersucht, da findet man das Marienbild. Eine heilige Furcht hält die Hände des Finders von dem Bilde ab; er eilet nach Graupen zum Pfarrer, berichtete ihm den Hergang. Der Pfarrer läßt die Glocken läuten, verkündet dem versammelten Volke die Wundermähr, ordnet einen Feierzug an, läßt Kreuz und Fahnen voraus tragen, und führet den Zug zur Linde, aus der er mit Andacht und Demuth das Bild vorzieht, dasselbe dem Volke

zeigt, und es unter Gesang und Gebet nach Graupen in die Kirche trägt. Als sich das Volk am andern Morgen zum ersten Gebete vor dem neuen Wunderbilde versammeln will, ist keine Maria mehr zu sehen. Sie hat in der Nacht ihren alten Wohnort in der Einöde wieder aufgesucht. Man findet sie dort, begrüßt sie freundlich, hohlt sie im feierlichen Zuge wieder ein, bringt sie in die Pfarrkirche zurück, und bittet sie, hier zu bleiben; aber sie steckt am folgenden Morgen wieder in der Linden; ein — dritter Versuch hat den nemlichen Erfolg — man bringt daher nicht ferner in die Himmelsköniginn, bauet zuerst neben der Linde eine Hütte aus Zweigen, und bald darauf ein Kapelle zur Verehrung des Bildes, welches alsbald anfängt, Wunder zu thun. In des Jesuiten Miller Nachrichten sind ein halbes Tausend Wunder erzählt, die an dort benannten Personen geschehen sind, weil sie sich diesem Bilde gelobet haben. Nachdem in Krankheiten keine Hilfe von Menschen zu erlangen war, fiel es dem Kranken ein, sich an Maria zu wenden, und ihnen wurde stets geholfen. Zu verwundern ist es, daß Arzt, Bal-

bier und Bader noch in Böhmen Brot fanden, und die Heilquelle zu Teplitz in Aufnahme kam, da Maria doch jedem half, der sich an sie wendete; zu verwundern ist es, daß man von Pesten so viel in jenen Nachrichten liest, die Maria nicht abwendete, und daß selbst die Priester zu Mariaschein bisweilen das Wallfahrten verbothen, damit die Pest nicht zu ihnen gebracht würde — da sie doch das große Heilmittel in ihrer Kirche und neben der Kirche einen Brunnen hatten, dessen Gebrauch jedem Menschen die Gesundheit wieder gab; zu verwundern ist es endlich, daß man bei Kriegsunruhen das heilige Bild in Sicherheit brachte, da dasselbe doch die Wunderkraft hatte, alle Frevler sogleich zu bestrafen, und im schlimmsten Falle, sich von selbst an einen andern Ort zu versetzen. Anzumerken ist, daß Maria eine eigennützige Helferinn war; sie sprang nicht eher einem in der Noth bei, als bis er versprach, ihr etwas zu schenken Für eine stets brennende Wachskerze, die ein Bauer in Rassnitz auf ihrem Altare zu unterhalten versprach, ließ sie sich sogar herab, seine Bienenstöcke zu bewachen, daß sie nicht mehr von

Raubbienen angefallen würden. Umsonst hat jedoch Maria den Lutheranern geholfen, wenn diese sich an sie wendeten; freilich war die Folge, daß diese dann katholisch wurden.

Einige Anecdoten, wie sie sich gerächet, will ich aus der Schar der Wunder ausheben.

Eine Lutheranerinn, die Frau von Sallhausen zu Sobachleben, einem nahen Dorfe, wusste, daß ihr Mann von dem Verwalter der Mariascheiner Kirche einige Schock Dachschindeln geliehen, aber zur versprochenen Zeit nicht wieder erstattet hatte. Sie fragte daher einst den Verwalter höhnisch: wann wird dann die Mutter Gottes nach ihren Schindeln kommen und sie abhohlen? — Die folgende Nacht entsteht ein Sturm, hebt das Dach, so weit es mit den geliehenen Schindeln bedeckt ist, ab, und führt es durch die Luft, so daß niemand erfährt, wohin es gekommen.

Ferner! Im Jahre 1610 kam ein blinder Mann von Tachowitz nach Mariaschein, kroch um die Kirche, opferte sein Geschenk, und wurde zur Stunde sehend. Als er nach Hause zurückgekehrt ist, und alle Leute sich wundern über die Macht der Maria, spricht sein unka-

tholischer Nachbar: hätte ich das zuvor gewusst, ich hätte mein blindes Pferd auch dahin geführt. — Er thuts noch, bringt sein Pferd nach Mariaschein, und führet es um die Kirche. Da wird sein Pferd sehend; aber der Frevler selbst wird stockblind.

Ein drittes Geschichtchen will ich mit des Jesuiten Worten niederschreiben.

„Im Jahre 1615 gebrauchte sich des Bads zu Teplitz ein Rechtsgelehrter und Amtschesser bei Pirna in Meissen, den man in gemein den Dokter Martin genennet, dieser kam den Pfingstdienstag mit seiner Gemahlin und Tochter anhero, die gewöhnliche Prozeßiones anzugaffen. Nachdem sie in der Kirchen mit Winken und Lachen ihrer Lust ein Genügen gethan, ergreift die Tochter im Ausgang ein von Wachs gegossenes Opferbild, nihmt es mit sich und fahren also den Weg nach Teplitz wieder zu. Da ziehen sie alles durch die Hechel, was sie gesehen; die Tochter bringet das Opferbild herfür, wirft solches dem Vater, dieser der Mutter, und solches also einer dem andern zu, und die Tochter zwar mit diesen Worten: sehet, sehet, das ist der Papisten Gangelmännel eins, durch

welches die Maria soll so viel Wunder thun. Kaum waren diese Worte aus dem Mund, da lage der Wagen umgestürzet, seynd alle beschädigt worden, und die Tochter ist wegen ihres Lästermauls und Handdiebstal, mit gebrochenem Arm zu Töplitz ankommen."

Der Reichthum dieser Kirche wuchs mit jedem Jahre; sie wurde mit ihren Gütern den Jesuiten übergeben, welche sich ein schönes Haus baueten, die Kirche erweiterten und dafür sorgten, daß sie verschönert wurde. Eine hohe Mauer wurde um den Platz gezogen, wodurch ein geräumiger Vorhof gebildet wird, in dem sich die Wallfahrer versammeln. Nach innen ist die Mauer mit Bogengängen verziert, in welchen eine Menge Beichtstühle stehen, vor denen die Pilger ihr Herz ausschütten. In jedem Bogen befindet sich an der Wand ein Gemählde von einem Wunder, welches durch Maria bewirkt worden; die Arbeit ist mitunter gut. Namen, Ort, Zeit und Begebenheit sind oft weitläuftig darunter geschrieben; sie sollen die Glaubwürdigkeit erhöhen. Neben der Kirche ist eine kleine Kapelle, in deren Mitte das große Wasserbecken des

Wunderbrunnens ist, dessen Quelle unter dem Hochaltare ihren Ursprung haben soll. Er hat das Gute, daß er für die Tausende der dürstenden Pilger ein Labetrunk ist, und vermöge seiner Wassermenge nicht erschöpft werden kann. Nicht weit von der Kirche, ungefähr 600 Schritt davon, sammelt sich das Wasser eines wahren Gesundbrunnens, welcher Stahltheile bei sich hat, und von Ärzten empfohlen worden ist. Aber bis jetzt hat noch niemand die Kosten der Reinigung, nicht einmal der leichten Bedeckung darauf gewendet.

Die Berühmtheit des Marienbildes hat jetzt sehr abgenommen. Dasselbe thut keine Wunder mehr, weil die Zeiten zu aufgeklärt und die Geistlichen bei der Kirche verständige Männer sind, die zwar dem Glauben an die Wunderkraft nicht widersprechen dürfen; aber denselben doch nicht durch neue Mähren unterhalten. Die Wallfahrer verlangen auch keine Wunder; sie hoffen nur ihr Seelenheil durch so einen feierlicheu Zug zu bewahren, und erhalten wenigstens auf ein par Tage ihre frommen Gefühle in wohlthätiger Regung.

Der Jesuit Miller hat aufgezeichnet, daß im 17ten Jahrhunderte der Besuch der Kirche mit jedem Jahre stieg; in einem einzigen Jahre (1680) an 70,700 Gläubige das Abendmahl gespendet worden war, und man täglich zwischen 9 und 10 Messen (zusammen 3467) gelesen hatte. — In einer Zeit von 56 Jahren hatte man 144,237 Messen gelesen, und einer Million, 570,812 Menschen das Abendmahl gereicht.

Wendet man sich von Mariaschein gegen das Mittelgebirge: so hat man ein bezauberndes Bild neben einander emporstrebender Berggipfel vor sich. Im Hintergrunde zur Linken scheint der ferne Milleschauer oder Donnersberg eine Pyramide zu sein, welche das Himmelsgewölbe stützt; öfter ragt seine Spitze über den Wolken vor, welche seine Mitte umhüllen. Zur Rechten gegen Teplitz liegt am nächsten, und abgesondert von den übrigen Bergen

Dobrowska Hora

oder der Schlossberg. Weitläufige Trümmer einer alten Burg ziehen den Fremden an; er unternimmt es, für einen beschwerlichen Weg sich die herrlichsten Genüsse zu erringen. Der

Weg führet von Teplitz her zu ihm hinauf. Am Fuße des Berges gelangt man zu einem Thore, welches einsam neben Mauertrümmern über den Weg sich wölbt. Vor sich sieht man den hohen Berg, der nach Mitternacht mit Birkengehölz bewachsen ist, nach Mittag aber seine kahlen, schreffen Felsenwände vorstreckt, der Gipfel ist von starken Bollwerksmauern eingefasst, welche hier und da kühn auf den Felsenwänden ruhen. Hinter dem Bollwerke, dessen Decke Rasen ist, erheben sich die großen Trümmer der Burg, bestehend in hohen Hauptmauern mit viel Fensteröffnungen und Thürmen. Der Berg ersteigt sich schwer, besonders in der Höhe, wo sich der nach der Morgenseite hinumgewundene Fußpfad mit dem Fahrwege vereinigt, welcher von der Mitternachtsseite über Felsenabhänge sich daherzieht, und absichtlich über gefahrvolle Stellen geführt worden ist. Der Eingang in die Burg drängt sich durch den Zwischenraum zweier Mauern. Auf dem Burgplatze, welchen Trümmer in mancherlei Gestalt bedecken, wird man von der Höhe freistehender Mauern überrascht, welche jeden Augenblick umzustürzen drohen, und doch

so lange der Gewalt der Stürme getrotzt haben. Gewölbte Gänge, Anfänge von Thüren, Überbleibsel von Treppen beschäftigen mannichfaltig den Geist, welcher Zusammenhang finden, Zwecke erforschen, leitende Merkmale entdecken, und durch den Aufbau der Trümmer zu einem geordneten Ganzen in der Einbildung, sich in das Leben der Vorwelt versetzen will. Die Bauart verräth verschiedene Zeitalter, wenigstens drei; zu der neuern Arbeit gehöret die Anlage in einem Thurme, der die Ecke des Hauptgebäudes gegen Teplitz hin schließt, und in seinem Innern einen kleinen Sal mit großen Bogenfenstern hat, welche theils durch den angehäuften Schutt jetzt als Eingänge dienen, theils bis zur niedrigern Erde ausgebrochen sind. Um die Burg ziehen sich zwei Festungsgraben; den äußern umschließt das gemauerte Bollwerk, welches in seinem Innern Gewölbe und weite Kellergänge enthält. Ein gewesener Jäger des Fürsten Klary bewohnte einige dieser Bollwerksgewölbe, um von der Bewirthung der Fremden Erwerb zu haben. Für diese ist gegen Abend ein hölzernes Obdach auf das Bollwerk erbauet, da-

mit man im Schatten an der hinreißend schönen Landschaft, die vor dem Blicke überall ausgebreitet ist, sich laben könne. In den Kellergängen, welche tief in den Felsen führen, findet man Bruchstücke von Ritterrüstungen und in dem Graben das Überbleibsel einer eisernen Kanone, auf welcher die Inschrift Wilhelm von Chinsky 1625 noch erhalten ist. Dieser Wilhelm von Kinsky war der letzte, welcher diese Burg befestigen, und im damaligen dreißigjährigen Kriege in Vertheidigungsstang setzen ließ. Er war Liebling des berühmten Waldsteins, Herzogs von Friedland, und wurde mit in dessen Untergang gezogen. Als dieser große Feldherr und hochstrebende Mann dem Kaiser Ferdinand II., dessen Heer er mit unumschränkter Macht befehligte, gefährlich zu werden schien, und durch das Misstrauen des Hofes wirklich dahin geführt wurde, Schritte zu thun, welche die höchste Gefahr für den Kaiser verriethen — wurde er von kaiserlichen Bevollmächtigten mit seinen Getreuen zu Eger am 25. Februar 1634 gemeuchelmordet. Kinsky fiel bei einem verrätherischen Gastmahle bei dem Obersten Gordon nebst drei andern Ver-

schwornen; Waldstein wurde in seinem Zimmer überfallen, aus dem Bette aufgeschreckt, und von einem gedungenen Mörder, dem Rittmeister Deverour, mit einer Partisane durchstochen. Wilhelm Kinsky's Güter wurden, gleich wie die übrigen Güter der Gemordeten, eingezogen, und unter die Ausführer und Beförderer jener blutigen That vertheilt. Der General Aldringen erhielt Teplitz, namentlich für einen Preis von 94.477 fl., aber noch im nemlichen Jahre blieb er auf dem Schlachtfelde in einem Gefechte mit den Schweden. Diese bemächtigten sich der Burg bei Teplitz, und behaupteten sie lange. Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges wurden die Bergschlösser der böhmischen Herren auf kaiserlichen Befehl zerstört; sie waren im verflossenen Kriege zu häufig der Stützpunkt feindlicher Scharen und trotzender Unterthanen gewesen; sie waren dem Lande nur gefährlich und schädlich. So wurde auch das Schloss bei Teplitz niedergerissen.

Rings um den Berg breiten sich die freundlichsten Fluren aus; Kirchdörfer, Meierhöfe, Kapellen schmücken den Teppich, dem die Natur die reizendsten Farben giebt, und Rei-

hen von gesunden Obstbäumen durchkreuzen sich überall, die geebneten Straßen und Feldwege einfassend, oder die breiten Raine der Felder beschattend. Der Blick in die Ferne nach Morgen wird am äußersten Ende von Bergen begrenzt, welche die Krümmungen der Elbe verbergen, und dem Fernrohre nur durch eine einzige Öffnung die Richtung zu diesem Strome gestatten. Die mannichfaltigste Gestalt der Bergspitzen, die Abwechselung der Farben, und die Menge vorragender Häuser und Kirchen, welche das Auge nach und nach entdeckt, so wie die Felsenmassen, welche das Fernrohr verdeutlicht, unterhalten den Beschauer bis er sich nach Mittag gewendet hat, und einen sehnsuchtsvollen Blick nach dem fernern Milleschauer Berge wirft, der vor allen um ihn sich drängenden Berkegeln herrschend erhebt, und sein Haupt in Wolken hüllt, die er mächtig anzieht, und schnell in sich aufnimmt. Ziehet er nahe Gewitterwolken an: so ist sein Bild überraschend. Er scheint zu rauchen; und die vorbrechenden Blitze geben die Andeutung eines feuerspeienden Berges. Er ist wahrhafter Beherrscher der Witterung in der Gegend, und

die Landleute ehren ihn als solchen. So weit er gesehen werden kann richtet er die Blicke aller auf sich, die von dem Wetter Begünstigung erwarten. Nachbarlich liegt ein anderer Berg, die Paskopole; sie hat gleichsam versucht, mit dem Milleschauer zu wetteifern. Die lange Kette des Mittelgebirges leitet das Auge gegen Abend, wo sich in der Ferne die sonderbare Gestalt des Biliner Felsens dem Blicke aufdrängt, in der Nähe aber das Schloss von Teplitz und die Kirche sich, in ihrer schönsten Lage zeigen, und ganz im Hintergrunde zwischen bläulichen Waldgebirgen das Kloster Ossegg Pracht verkündet. Der Blick wird höher zu dem jähen Erzgebirge geführt, je mehr man der Gesichtskreislinie nach Mitternacht folgt. Die Massen der Waldungen hüllen sich immer mehr in Dunkel, bis sich die Bergrücken näher dem Schlossberge ziehen, und in voller Mitternacht nahe vor dem Auge liegen, wo Mariaschein an dem Fuße der Gebirge bezaubernd sich ausbreitet, und Graupen auf dem nächsten Bergrücken neben Trümmern einer alten Burg seine Hütten ausgestreuet hat; dann entfernt sich gegen Südost das Erzgebirge, in-

dem der hohe Geiersberg den Bogen des Gebirgszuges deckt, und durch dunkle Thurm- und Mauerthrümmer einer zerstörten Bergfeste den Blick auf sich zieht.

Wer Anstrengnngen nicht scheuet, wird durch andere reizende Aussichten entzückt, wenn er den Galgenberg ersteigt, der gleich hinter dem Schloßgarten liegt. Er ist ein Stral des Mittelgebirges, welcher zwischen Teplitz und Bilin einschießt, und sich gegen Westen sanft verflächt. Reich an Braunkohlenlagern ist er Wohlthäter der Teplitzer, welche ihre Feuerung von den Kohlenbergwerken ziehen, die an der westlichen Abdachung angelegt sind; aber er ist zugleich Veranlassung unerträglichen Kohlengestankes, wenn die Luft von ihm über Teplitz wehet: denn die zerbröckelten Kohlen werden neben den Gruben zu flachen Haufen aufgeschüttet, und in Brand gebracht, damit sie, zu Asche verwandelt und als Düngungsmittel verkauft, die Kosten ihrer Ausbringung decken. Dieser Dampf verhindert oft das freie Athmen, und ziehet sich in alle Zimmer.

Auf der Gipfelfläche des Berges ist ein Wirthshaus gebauet, von dem man die freie

Aussicht in das reiche, fruchtbare Gefilde zwischen dem Mittel- und Erzgebirge hat, und dadurch für die Mühe des Weges belohnt wird. Einst gehörte dieser Berg unter dem Namen des Wachholderberges, dem Grafen Waldstein zu Dux; letzter ließ das Wirthshaus bauen, und lockte dadurch viel Badegäste von Teplitz zu der Höhe. Dem Besitzer von Teplitz missfiel diese Anlage sehr, weil das Geld, welches da oben verzehrt wurde, ihm, als dem Herrn der Vergnügungsörter bei Teplitz entging. Er ließ daher in der Nähe des Wirthshauses an dem Wege, der noch in seinem Gebiethe lag, einen Galgen bauen, als zwei Übelthäter getödtet werden sollten, und diese dort aufknüpfen. Niemand besuchte hinfort das Wirthshaus mehr. Waldstein entschloss sich endlich, den Berg dem Fürsten Clary zu verkaufen; dieser ließ sogleich den Galgen wieder wegreißen, und Einrichtungen zur Wiederaufnahme des Wirthshauses treffen.

Zwei Stunden von Teplitz entfernt, liegt am Fuße des Erzgebirges das fürstliche Jagdschloss Dopperlburg. Dahin gehen oft die Badegäste. Es ist eigentlich ein angenehmes

Jagdhaus in einem großen mit einer Mauer umgebenen Thiergarten. Ein Graben, der aus einem nahen Teiche Wasser empfängt, umschließt einen grünen Platz, auf dem ein achteckiges Salgebäude sich erhebt. Dessen Äußeres ist einfach; Säulen tragen das vorragende Dach, und ruhen auf dem vorspringenden Kellergeschoss, einen bedeckten Gang um den Sal bildend; des Hauses rothe Farbe, mit weißen Linien nach Ziegelmauerart durchzogen, verbindet sich gefällig mit dem verschiedenen Grün des Vor- und Hintergrundes und dem Luftspiegel des Wassers; zahme Edelhirsche umwandeln den Graben, oder haben sich vertraulich neben einander gelagert. Und diese Thiere sind es besonders, welche die Fremden hierher ziehen.

Einige Mal bin ich mit dem Prinzen zu Solms-Braunfels nach Ossegg gefahren, um an der Hühnerjagd Theil zu nehmen, welche die Mönche gern vornehmen Fremden gestatten. Das Kloster liegt zwei Stunden von Teplitz, hat riesenhafte Gebäude, die hier und da Pracht zeigen, und ist von herrlichen Gartenanlagen umgeben, welche von der reizendsten

Gegend begünstigt werden, Springbrunnen, Wasserfälle, Einsiedeleien, Grotten, Lusthäuser wechseln angenehm ab, und überraschen oft; eine Schildkröteninsel hat für den Fremden Reize, und die herrlichen Obstanlagen mit den köstlichsten Früchten erfreuen das Herz. Einst war hier ein Ellernbruch. Wenn man jetzt das Leben der Mönche mit Recht für ein fruchtloses hält: so darf man nicht verkennen, daß sie in der frühern Zeit Wohlthäter ihrer Gegend waren, in den Tagen der Rohheit die Funken der Bildung unterhielten, nicht selten aus ihrer Mitte gelehrte und berühmte Männer sich erheben sahen, vor allem aber Landbau, Gärtnerei, Obst- Bienen- und Schafzucht beförderten und verbreiteten. Die Bezwinger heidnischer Völker ließen Festen anlegen, um das Volk zu zügeln; aber zugleich stifteten sie Klöster, geistliche Festen, welche den Geist bezwangen. Nur diese geschlossenen Gesellschaften der Mönche, welche der Armuth und dem Entbehren sich gelobt hatten, konnten den Anfang machen, in verwilderten Gegenden, unter rohen Horden zu wohnen, und nach und nach mit der Veredlung des Bodens auch die

Menschen zu veredeln, die auf ihm wohnten. In der Folge wurden die meisten dieser Gesellschaften schädlich, als sie reich und träge geworden waren — und überflüßig, als sie nichts mehr bewirkten, nur sich lebten; und da war es recht, diese Vereine aufzuheben. — Das Kloster Ossegg bestehet noch; aber es hat unter Joseph II. eine große Umänderung erlitten. Die Einkünfte von 25 Dörfern und der Bergstadt Kloster-Grab, welche sonst in den Schatz des Klosters übergingen, gehören dem State; dieser läſſt dafür einer bestimmten Anzahl Mönchen, ihrem Prior und Prälaten Gehalte auszahlen, die Lebensmittel, welche die Unterthanen zinsen, nach einem bestimmten Preise anrechnen, die Gebäude erhalten — und den Überschuſſ für die Statsbedürfniſſe verwenden. Die Mönche sind angewiesen, die edlern Wiſſenschaften mit Eifer zu betreiben, und die Geschäfte der Geistlichen auf den Dörfern, die zum Kloster gehören, zu verrichten. Diese Geistlichen gehören zum Cisterzienserorden, haben weiße lange Röcke; darüber ein schwarzes Skapulier, wie ein Frauenhalstuch, und eine schwarze Schärpe mit großer Schleife,

Der Prälat bewohnt schöne Zimmer des Klosters, entfernt sich aber während des Sommers, weil der häufige Besuch teplitzer Badegäste, welche von einem Kloster gewöhnlich Gastfreundschaft voraussetzen, ihm zu lästig werden würde. Die Kirche des Klosters ist prachtvoll und edel, reich an Kunstwerken und Schätzen.

Nicht fern von Ossegg am Fuße des Erzgebirges erheben sich die Trümmer einer alten Burg, Riesenberg genannt. Sie erhöhen den Reiz der Landschaft. Die Burg soll einst dem Edeln von Slawnick, dem Vater des heiligen Adalbert gehört haben.

Bis zum Anfange des Novembers blieb die Prinzessinn, königl. Hoheit in Teplitz. Wie ausgestorben war der Ort. Schon längst war der Fürst Clary nach Wien gereist, wo er den Winter über sich aufhält; längst hatten die Badegäste die Stadt verlassen; die Heilquellen flossen unbenutzt. Jetzt zogen die Bürger in die Fremdenzimmer, ihre bisherige Eingeschränktheit verlassend, genossen nun der Ruhe, die sie lange entbehret hatten, und verzehrten

mit Behaglichkeit ihren Gewinn. Die Lebensmittel wurden sehr wohlfeil: Hasen, Feldhühner, Krametsvögel, Hirsche und Rehe waren in Menge zu haben; das in der Gegend eingesammelte treffliche Obst wurde noch von feinern Obstarten übertroffen, die man aus der Gegend von Leitmeritz brachte. Der Herbst war schön; die kalten Nebel am Morgen löseten sich bald vor der Sonne auf und ein frischer, heiterer Vormittag ging in einen warmen Mittag über.

Am 7ten November verließen auch wir Teplitz um über Dresden, Wittenberg, Altbrandenburg nach Neustrelitz zu reisen.

E n d e.

Anhang.

Johann von Nepomuck, Böhmens angesehenster Schutzheiliger.

In Böhmen trifft man überall auf Märkten, an Straßen, auf Brücken das Bild des heiligen Nepomuck an, dessen Schutze sich fast allein die Gläubigen empfehlen. Gewöhnlich sind diese Standbilder in Menschengröße, aus Holz gehauen und bemahlt; selbst die steinernen sind meistentheils mit Farben angestrichen. Der Heilige ist in ein langes, schwarzes, faltenreiches Gewand gekleidet; ein weißer, oft hermelinartig bemahlter kurzer Mantel umgiebt den obern Körper bis zum Ellenbogen. Der Kopf ist entblößt, oder mit viereckiger, schwarzer Mütze bedeckt, der Bart voll und gelockt.

Den Kopf umzieht in weitem Bogen ein starker Draht, an welchem fünf sechsstralige Sterne befestiget sind. In der Hand hält der Heilige ein Kruzifix.

In der Metrapolitankirche zu St. Veit auf dem Hratschin ist das Grabmahl dieses Heiligen. Über einem marmornen Fußgestelle wird ein großer; gediegen silberner Sarg mit Reliefs, welche die Hauptgeschichte des Heiligen darstellen, von vier großen silbernen Engeln getragen; neben ihnen sitzen vier kleinere mit Leuchtern. Über dem Sarge breitet sich ein rothseidner Thronhimmel aus, dessen vier Flügel von vier silbernen Engeln ergriffen sind, die von der Mauer abschweben; diese Engel allein wiegen 910 Mark, und haben 18,954 Gulden Silbergeld gekostet.

Der Sarg ist doppelt verschlossen; ein Schlüssel befindet sich zu Prag, der andere zu Wien. In den silbernen Sarg ist ein anderer aus Krystallglase eingesetzt, und dieser bewahret die vermeinten Gebeine des Heiligen. Außerdem besitzt man die Zunge des Angebeteten in goldenem Behältnisse. Sie bleibt, so heißt es, immer frisch und unangegriffen von der

Verwesung, und wird dem Volke gezeigt. Uns wollte man das Wunder nicht zeigen. Man entschuldigte sich, daß die Zunge mit ihrem Behältnisse unter den Händen der kaiserlichen Bevollmächtigten sich befände, welche damals alles verarbeitete Gold und Silber im Königreiche schätzten, und nach Aufdrückung eines Zeiches (Bunze) eine Abgabe davon erhoben.

Nun zur Geschichte dieses Heiligen.

Von dem Jahre 1378 bis 1419 herrschte über Böhmen der uns wohlbekannte Wenzel, ein Mann voll natürlicher Anlagen zum Herrschen, gerade, bieder, Wahrheit und Recht über alles liebend, rühmlichen Eifer für die beste Leitung des Statsruders nährend, das Gute ernst wollend, Unterdruckung hassend, in den Wissenschaften erfahren, scharfblickend, heller sehend als seine Priester und Höflinge. Doch diese rühmlichen Eigenschaften wurden dadurch verdunkelt, daß er sich nie selbst kennen gelernt hatte, nie die Erfahrung an andern auf sich auch anwendete, nie sich selbst beherrschte; daher entstand jenes leidenschaftliche Begehren, nach welchem das Gute nicht schnell genug herbeigeführt, das Böse entfernt

werden konnte, und Übereilungen alles verdarben; daher die leidenschaftliche Ausübnng der Gewalt, der wild aufbrausende Zorn, die furchtbare Hitze, welche, die Schranken durchbrechend zu unverantwortlichen Handlungen antrieb, den Gerechten zum Unterdrücker, den Erbarmer zum Folterknechte, den Gütigen zum Grausamen, den Verständigen zum Unbesonnenen, den Gewissenhaften zum Ruchlosen umwandelte. Dazu kam seine Neigung zu rohen Sitten, wodurch er selbst im rohen Zeitalter auffiel, obgleich er, sobald er wollte, die feinste Hofglätte zeigen konnte. Und so beförderte er nirgends das Gute, wie er es wünschte, brachte sein Reich in Verwirrung, machte sich die Gemüther abgeneigt, und sein Ansehen lächerlich. Ein Beweis, daß der Mensch nichts ist ohne Herrschaft über sich selbst, und alles Gute in dem Strudel der Leidenschaften untergeht. Aber auch ein trauriger Beweis, daß der Mensch, frei und fähig für das Edelste geboren, durch Erziehung verdorben wird: denn Wenzels Vater, jener weise, ruhmvolle Kaiser Karl IV., griff fehl, als er richtig zu greifen gedachte. Um dem Sohne die Krone

Böhmens zu sichern, ließ er ihn schon als Kind von zwei Jahren, drei Monaten und neunzehen Tagen krönen; um ihn zum Herrscher zu erziehen, ließ er den fünfjährigen Knaben schon Königshandlungen verrichten, alte Herzoge belehnen, und Städten ihre Freiheitsbriefe bestätigen. Der Knabe unterschrieb sich überall als gekrönter König von Böhmen, befahl als solcher, und lernte nie — gehorchen, Widerspruch anhören und ertragen. In seinem neunten Jahre musste er sich vermählen, im zehenten an allen Statsgeschäften mit Theil nehmen und glauben, daß er schon fähig wäre, über das Wohl eines ganzen Volkes zu urtheilen. Kein Wunder, daß er über die, gleichsam von selbst, und nur durch Wachsen erhaltene Bedeutsamkeit seine innere Leere vergaß, und sich verkennen lernen musste. Das ist von jeher das Übel gewesen, das Fürstenkindern in ihrer Jugend entgegentritt, und sie gerade da, wo der natürliche Mensch sich von innen hebt — oft zu Boden drückt.

Aber Wenzeln wurde auch die schöne Zeit des holden Knabenalters verdorben, und da, wo sich das Edle und Schöne im harmlosen

Jugendleben entwickeln soll, da wurde das Gemüth zum Unwillen gereizt, und mit Ekel gegen den ruhigen, langsamen, ernsten Gang der Geschäfte angefüllt.

In spätern Jahren gewöhnte er sich noch den Trunk an. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, Edmund Dynter, schreibt die Ursache einem beigebrachten Gifte zu, welches zwar nicht getödtet aber brennenden Durst erweckt hätte. In der Trunkenheit beging Wenzel schreckliche Ausschweifungen Handlungen des Wahnsinns; hatte er mäßig getrunken, so war er unterhaltend, gesprächig und besonnen.

Einst befahl er, den Koch, der schlechte Speisen geliefert hatte, am Spieße zu braten. Ein anderes Mal ließ er den Scharfrichter kommen, kniete hin, und befahl, daß er ihm den Kopf abhauen möchte; weil er wissen wollte, wie einem Hinzurichtenden zu Muthe wäre. Der Scharfrichter berührte den Hals des Königes nur mit dem Schwerte. Darauf ließ Wenzel ihn selbst hinknien, band ihm die Augen zu, und hieb ihm den Kopf ab. Das erzählt Dynter, der belgischer Gesandter an Wenzels Hofe war, ein wahrheitliebender

Mann. Auf der Jagd erschoss er einen Mönch, der durch den Wald ging, mit der Bemerkung, er hätte ein sonderbares Wild erlegt. Man meldete ihm, es wäre kein Wild, sondern ein Mönch gewesen, und er sprach: die Mönche sollen im Kloster bleiben, nicht im Walde umherlaufen. — Er zog sich durch diese, in der Raserei des Trunkes begangenen Frevel den Hass der Menge zu. An einer Wand fand er die Worte: Wenzeslaus alter Nero — (Wenzel ein anderer Nero); sogleich setzte er darunter: si non fui, ad huc ero. (wenn ichs nicht gewesen bin, werde ichs noch sein)

Der Hass gegen diesen Mann, der unsers Mitleidens werth ist, vermehrten die Geistlichen durch ihr Geschrei und ihre Schmähsucht. Er hasste die Sittenlosigkeit und Herrschsucht der damaligen Geistlichen, und widersetzte sich ihren Anmaßungen aufs kräftigste, übereilte sich aber oft, und folgte nicht selten dem Antriebe des wüthenden Zornes,

Er wollte die Geistlichen behandeln, wie andere Statsbürger, ihre grenzenlose Unsittlichkeit einschränken, und sie der Würde ihres Amtes wiedergeben; er befahl daher, sie den

Gesetzen zu unterwerfen, wie jeden andern, und über Verbrecher aus ihrer Mitte von weltlicher Obrigkeit zu richten; er verlangte von ihnen, sie sollten ihrem Berufe leben, reine, untadelhafte Sitten dem Volke zeigen, nicht weltliche Macht und Güter des Landes an sich reißen die Herrschaft des Landesherrn, nicht die des Pabstes anerkennen, und mit Bannflüchen Menschen nicht ins Elend stürzen, die kein weltlicher Richter verurtheilt hätte. In öffentlichen Urkunden bekannte er, die Geistlichen betrügen sich so sündlich, daß die Steine darüber schreien möchten.

In den frühern Regierungsjahren Wenzels war Johann von Jensstein Erzbischof zu Prag. Als junger Mann liebte er Vergnügungen. Sein Lebensdeschreiber sagt von ihm: „er besuchte mehr die Berge und Wälder (wo Jagd war), als die heiligen Schwellen der Kirche.“ Gleich den Rittern stellte er sich bei Turniren ein, und brach seine Lanze. Er liebte die Dichter Roms, und ließ auf Reisen seinen Wagen mit deren Werken bepacken. So ein Mann gefiel dem Könige. Er erhob ihn zu seinem Kanzler und Gewissensrathe.

Doch menschliche Dinge gewinnen bald anderes Ansehen. Im Jahre 1382 brach Erzbischof Ludwig von Magdeburg den Hals, taumelnd von den Berauschungen einer zügellos durchlebten Nacht. Johann von Jensstein, durch diese Nachricht vorgeblich erschüttert, änderte plötzlich seine Lebensart. Mit übertriebener Strenge gegen seinen Körper verlebte er seine Tage unter den Mönchen im bischöflichen Landsitze zu Raudnitz oder in der Karthause zu Prag, trug ein harenes Hemd unter grober Kleidung, schlief auf bloßer Erde, die Bibel oder einen Stein unter dem Haupte, geißelte sich, bis Blut floss, setzte sich der Kälte bis zum Erstarren aus, wusch Bettlern die Füße, bediente seine Mönche bei Tische, indess er auf dem Fußboden speiste, erlaubte seinem Beichtvater ihn bei den Haaren umherzuziehen, wenn er wider die angenommenen Grundsätze handelte, und wurde durch anhaltendes Fasten oft seiner Sinne beraubt; doch diese Verwirrung nannte man heilige Entzückung.

Jensstein verlor jetzt Wenzels Gunst völlig: denn er wurde ihm verdächtig. Diese schnelle Veränderung der ganzen Denk- und

Lebensweise kam dem ein- und zwanzigjährigen Könige heuchlerisch vor. Der Bischof konnte ja unter den Mönchen zu Raudnitz mit dem harenen Brusttuche so wenig seinen Beruf erfüllen, als vorher auf der Jagd; und die äußere Demuth stand im grellen Widerspruche mit dem hochfahrenden Sinne des Mannes, der sich Rechte anmaßte, welche er nicht haben konnte, der Streitigkeiten über den Besitz irdischer Güter anfing, auf seinen Schlössern Waffenträger besoldete, auf seine überlegene Macht sich stützte, Wenzeln Strafpredigten in Gegenwart der Herren des Hofes hielt, und es sogar wagte Hofleute vor sein Gericht zu fordern und mit dem Banne zu belegen. Um dieses ungescheut und rücksichtslos thun zu können, schien er zu der Gleisnerei seine Zuflucht genommen zu haben: denn als Jagdgenossen und Mitschmauser des Königs konnte ihm solches Ansehen nicht zu Theil werden. Wenzel wurde erbittert, beobachtete die Schritte des Bischofes scharf, strafte seine Gewaltthätigkeiten aufs härteste, bis zuletzt der Zorn wie ein verwüstendes Ungewitter ausbrach.

Nach den Befehlen des Königs wurden die Geistlichen von weltlichen Richtern gerichtet. Zwei Geistliche hatten sich wider die Gesetze vergangen. Der Unterkämmerer des Königreiches, Siegmund Huller, ließ sie ins Gefängniß werfen, verurtheilen, und den einen enthaupten, den andern verbrennen. Darüber ergrimmte der Erzbischof; er war kühn genug den Unterkammerer vor seinen Richterstuhl zu laden, und sendete seine beiden Vikare, oder Stellvertreter, Niklas Puchnik und Johann Pomuck an diesen Mann, den ersten Statsdiener in Böhmen ab. Huller ließ ihm antworten: er würde kommen; aber mit zweihundert Lanzenträger! Die Wuth des Erzbischofes stieg; doch der Unterkämmerer erschien nicht. Es zeigte sich vielmehr Gelegenheit, der Anmaßung des Bischofes noch mehr zu trotzen. Einige Juden hatten sich taufen lassen; allein sie waren bald zum Judenthume zurückgekehrt. Der Erzbischof wollte sie gefangen setzen und richten lassen; doch der Unterkämmerer verwehrte diese Eingriffe in die Rechte des Königs, welcher allein die Juden, als sogenanute Kammer.

knechte, zu richten, sie aber auch zu beschützen hätte. Er äußerte dabei, daß ihm die Juden lieber wären, als manche Christen. Der Erzbischof that den Unterkämmerer jetzt in den Kirchenbann. Den achtete man nicht; rechnete ihn aber dem Erzbischofe zum Verbrechen an.

Der entrüstete geistliche Herr ging jetzt weiter. Wenzel hatte gewünscht, die Abtei Kladrau nach dem Tode des alten Abtes in ein Bisthum zu verwandeln, um seinen Beichtvater, den Laurentiner Bischof, oder seinen Kanzler, den Bischof Johann zum wirklichen Besitze eines Bisthums gelangen zu lassen. Der Erzbischof setzte sich diesem hartnäckig entgegen. Jetzt starb der Abt von Kladrau; alsbald ließ Jensstein einen andern wählen, und bestätigte ihn in möglichster Eil.

Darüber wurde gestürmt. Die Freunde und Günstlinge Wenzels, der Unterkämmerer Huller, der Laurentiner Bischof Niklas, der Probst zu Chotieschau Sulko, Wenzel Kralik, Dechant auf dem Wischehrade und der Hofmarschall Czuch von Zasada eilten nach der Burg Bettlern zum Könige, um den Erz-

bischof anzuklagen. Unparteiisch mochten sie dabei nicht verfahren: denn der Erzbischof war ihr unversöhnlicher Feind, und hatte sie schriftlich, in einer Beschwerde, an Wenzel gerichtet, also genannt: „des königlichen Ruhmes, des Königreichs, und was ruchloser ist, des allmächtigen Gottes und katholischen Glaubens größte Feinde, Diener des Teufels, und Gesandte des Antichrists!"

Sie stellten das anmaßende Verfahren des Erzbischofes mit schwarzer Farbe dar, und erweckten in Wenzeln den Verdacht, daß der geistliche Herr, dessen Macht sich auf den zahlreichen Klerus stützte, selbst wider seinen König Schritte der Empörung zu thun in Sinne hätte. Wenzel wüthete; sein Jähzorn trieb ihn nach Prag. Die Nachricht von seiner Ankunft verbreitete Todesschrecken über die Geistlichkeit. Die Vikare des Erzbischofs, Niklas Puchnik und Johann Pomuck flohen nach Raudnitz zu ihrem Herrn. Bothen über Bothen wurden an den Erzbischof nach Raudnitz gesendet, er möchte nach Prag kommen, und den König besänftigen.

Der Erzbischof, den Zorn des Königes im Voraus fühlend*), hielt sich aus Furcht in seinem Raudnitz verschlossen. Aber zu ihm kamen seine Freunde und Räthe, und beredeten ihn, bis in ein Dorf, eine Meile vor Prag zu gehen. Dahin kamen die Räthe des Königes, der Laurentiner Bischof und der Hofmarschall, um Einigkeit zu stiften. Sie speisten und tranken mit dem zitternden Erzbischofe und versicherten ihn mit platten Worten, er könnte ruhig mit den Seinigen nach Prag gehen. Obgleich der König äußerst aufgebracht ist, sagten sie, so wird er doch Euch Erzbischof, sehr gnädig ansehen, über Aussöhnung unterhandeln und der Friede wird zwischen dem König und Unterkämmerer und zwischen Euch und den Euren hergestellt werden. Doch übergaben sie ihm im geheim einen Brief des Königs, der, kurz und bündig, so lautete: Du Erzbischof, gieb mir meine Burg Raudnitz und meine andern Burgen wieder, und gehe mir aus meinem Lande Böhmen. Und wenn Du

*) Ego praesentiens iram regis, sagt der Bischof in seiner Klagschrift an den Papst Art. XXVI.

etwas wider mich unternehmen wirst oder wider die Meinen; will ich dich ersäufen und die Händel stillen. Komm nach Prag.*)

Dieser Brief beweist, welche Beschwerden der König über den Bischof führte. Er hatte sich Krongüter zugeeignet, wie andere vom Adel; er stand im Verdachte der Empörung.

Der Erzbischof reiste nach Prag. Seine Räthe unterhandelten mit dem Könige; es gelang ihnen ein Vergleich. Am folgenden Tage sollte der Erzbischof erscheinen. Er glaubte einen versöhnten Herrn zu finden, und begab sich in Begleitung der Domherrn und Vikare auf den Weg. Er fand den König nicht fern von der bischöflichen Wohnung auf der Straße, ergrimmt ihm entgegentretend, scheltend, schimpfend und drohend. Du Erzbischf, rief er, du thust meine Diener, wider mein Wis-

*) Der Erzbischof klagt: Nihilominus tamen secrete mihi literas regis tradiderunt, ubi rex in vulgari Theutonico sic mihi in eadem litera scripsit: tu Archiepiscope, mihi castrum Rudnicz et alia castra mea restituas, et recedas mihi de terra mea Boemie. Et si aliquid contra me attentabis vel meos, volo te submergere litesque sedare. Pragam veni.

sen, in den Bann; du bestätigst den Abt zu Kladrau. Meinen Unterkämmerer beschuldigst du der Ketzerei und der Irthümer, mischest dich in der Juden Sache, da die Juden mir doch angehören, und mich der Verfall nur angehet. Und du thust das ohne unsern Rath, nur nach deinem eigenen Kopfe. Wisse, du sollst jammern und die Deinen!

So schmähete er fort, bis sich sein Zorn zum erzbischöflichen Marschall Niepro, einem Greise, wendete. Hinweg von mir, rief er, sonst lasse ich dir auf der Stelle den Kopf abschlagen!

Darauf übersahe er das Gefolge des Erzbischofs, zeigte auf diesen, auf den Offizial Puchnik, den Vikar Johann Pomuck, den meisner Probst Wenzel, und rief: nehmt mir diese vier gefangen, und führt sie vorsichtig ab! Bringet sie ins Kapitelhaus hinauf; dort will ich sehen, auf wessen Rath alles geschehen ist.

Dann zeigte er im Zorne auf verschiedene, ausrufend: dich — und dich lass ich ersäufen! Der Erzbischof fiel ihm öfter zu Füßen. Wenzel, ihn zu verspotten, kniete auch vor ihm

nieder, stand auf, und rief: fort zum Kapitelhause!

Dort ließ er die Domherrn versammeln, und die Gefangenen vorführen. Den Erzbischof hatte er in sein Haus zurückgehen lassen. Im Kapitel wollte der König wissen, wer den Erzbischof zu jenen Schritten verleitet hätte. Den Domdechanten, der ihm nicht beifällig sprach, schlug er mehrmals mit dem Degenknopfe aufs Haupt, daß viel Blut herabfloss, ließ ihm die Hände auf den Rücken binden, und zum Schlosshauptmann abführen. Puchnik, Pomuck, Niepro und der Probst Wenzel wurden auf das Rathhaus ins Gefängniss gebracht.

Gegen Abend kam der König selbst ins Gefängniss, drohete sie ersäufen zu lassen, wenn sie dem Erzbischofe ferner anhangen wollten, und verlangte von ihnen ein Bekenntniss wider ihren Prälaten. Der Marschall Niepro und Probst Wenzel waren die klügern: denn vor einem Zornigen gilt keine Wahrheit, und Widerspruch reizt noch mehr seine Leidenschaft, so daß sie, mit der höchsten Macht verbunden, greuelvolle Verbrechen begeht, welche

der Unglückliche in der folgenden Stunde bereuet. Beide Gefangene sagten sich schriftlich vom Erzbischofe los. Damit war die Sache abgemacht, und der König befriedigt. Puchnik und Pomuck blieben ihrem Erzbischofe getreu, unbeweglich, ein Geständniß wider ihn abzulegen, selbst unerschüttert durch Androhung der Folter. Diese Treue, diese von ihrer Überzeugung ausgehende Bereitwilligkeit, alles für die Wahrheit zu dulden, giebt ihnen den hohen sittlichen Werth, den die Martyrer oder Blutzeugen in der ersten Zeit des Christenthumes unter allen Todesqualen behaupteten; aber beide Männer handelten nicht klug. Denn es ist wohl Pflicht, der Wahrheit und Treue sein Leben aufzuopfern, um die Tugend nicht zu verlassen, und sie preiswürdig unter den Menschen zu erhalten; allein vor einem Wahnsinnigen, vor einem Rasenden die Wahrheit mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen, ist Unsinn. Wenzels Zorn war vorübergehende Raserei; er kannte sich selbst nicht mehr, seine Leidenschaft hatte sich ganz seiner bemächtigt, und trieb ihn zu Verbrechen an, die er nachher bei zurückkehrender Besinnung innig be-

reuete und auf alle Art wieder gut zu machen suchte. Wenzel ließ die beiden Vikare wirklich auf die Folter spannen, und der Erzbischof beschuldigt ihn, daß er selbst die Fackel ergriffen, und sie gebrannt habe. *)

Als der König kein Geständniß von ihnen erzwingen konnte, ließ er sie nicht mehr foltern. Sein Zorn schien getilgt zu sein. Nur verlangte er von ihnen durch eidliche Versicherung gänzliches Verschweigen des Verfahrens und Trennung von dem verhaßten Erzbischofe. Puchnik bequemte sich; und man fragt sich, warum er dieses nicht vor der Folter gethan? Pomuck weigerte sich dessen. Da kehrte der Zorn des Königes zurück. Der Unglückliche war schon so mißhandelt, daß er kaum vom Tode gerettet werden konnte; dennoch ließ ihm der König die Hände auf den Rücken binden, den Mund durch ein Holz aufsperren, und ihn so zur prager Brücke führen. Hier wurden ihm die Füße rückwärts an das Haupt gebunden, und so warf man ihn in die Mol-

*) Ipseque solus manum et ignem ad latera vicarii et officialis et cetera loca apposuit. (Klage des Erzbischofs Art. XXVII.)

bau. Das geschahe am 21. März 1393 nach Mitternacht. So handeln Mächtige, die keine Obergewalt der Gesetze über sich anerkennen, und sich selbst nicht beherrschen mögen.

Der Erzbischof, anfangs streng bewacht, entfloh nach Galsberg, einer festen Burg, des Königs ausschweifende Hitze fürchtend. Aber dieser war schon besänftigt und empfand innige Reue. Er sendete den edeln Hinczitko Pflug und zwei Domherren ab mit den Worten: „gehet zum Erzbischofe, und saget ihm, daß er sicher zu mir komme! denn was geschehen ist, das schmerzt mich sehr, und ich bin sehr beunruhigt. Ich will es zwei Domherren vom prager Kapitel übergeben, daß sie zwischen mir und ihm entscheiden. Habe ich Unrecht gethan, so will ich gern wieder gut machen und genugthun. Wo anders, muss ich verzweifeln, und thue vielleicht viel böses. Weil ich Buße thun will; soll er mich büßenden annehmen. Ja, wenn ihr mir's befehlt, will ich auch die Knie vor dem Erzbischof beugen." So reumüthig war Wenzel. — Gegen Puchnik bezeigte er sich höchst gütig, und wollte das Unrecht auf alle Art wieder gut machen.

Er führte ihn einst in die Schatzkammer und erlaubte ihm, nach Gefallen sich Goldgulden zu nehmen. Puchnik füllte alle Taschen an. Der König, des Geistlichen Goldliebe bemerkend, schüttete ihm so viel Dukaten in die Stiefel, daß der Beglückte nicht mehr gehen konnte.

Der Erzbischof fand jetzt für die frühere Angst volle Entschädigung in der Freude über Wenzels Demuth, und trieb im verblendeten Übermuthe die Bedingungen einer Aussöhnung bis aufs Höchste. „Der Unterkämmerer soll sich stellen vor meinem Richterstuhle, sprach er; der von mir bestätigte Abt zu Kladrau soll Abt bleiben; ich soll ungehindert Bannflüche aussprechen können, und in der Ausübung meiner Gerichtsbarkeit nicht gestört werden. Der König soll mir für alles Unrecht und allen Schaden Genugthuung geben, und den Witwen, Waisen und Unmündigen im Königreiche Gerechtigkeit gewähren.“

Die Abgesandten des Königs lächelten, sagten, das wären große Dinge, und riethen dem Erzbischofe Geduld an.

Er musste sich bald nach dem Willen des Königes bequemen, erklärte, daß er, verleitet von seinen Vikarien, sich dem Könige widersetzlich gezeigt hätte, und versöhnte sich mit dem Unterkämmerer, dem er die Hand gab, freilich, wie er selbst gesteht, mit dem geheimen Vorbehalte der Rache um Gottes Willen. *)

Dieser Friede konnte keine Dauer haben. Der Erzbischof widersprach öfter noch den Anordnungen des Königes, musste doch gehorchen, konnte dieses Verhältniss nicht mehr ertragen, und entfloh am 23. April 1393 nach Rom, wo er in der päbstlichen Kanzlei jene öfter angeführte Klage gegen den König Wenzel, in 38 Klagepunkte getheilt, übergab. Aus dieser Schrift sind obige Vorfälle zum Theil genommen; anders würde manches erzählt werden müssen, wenn wir Wenzels Vertheidi-

*) Sique accipientes manum meam, dictus sub camerarius me roga vit, ut sibi parcerem. Cui dixi: parco, quidquid mihi fecisti; hoc reticens: nam quidquid contra Deum excessisti, quando tempus Faciendi advenerit, in te nullatenus impunita dimittam. Klage des Erzbischofs Art. XXX.

gung besäßen. Dieser sendete einen Brief und Abgeordnete an den Pabst, um sich vertheidigen zu lassen, und es scheint, als ob diese Männer manchen Umstand berichtigt hätten: denn der Erzbischof erhielt keine Genugthuung. Freilich mochte es der Pabst Bonifazius auch mit Wenzeln nicht verderben: denn in Avignon in Frankreich war ein Gegenpabst, den die Franzosen kräftig unterstützten; gegen diesen suchte Bonifazius des deutschen Reiches Schutz, und forderte sogar im folgenden Jahre 1394 den König Wenzel auf, nach Rom zu kommen, und sich zum Kaiser krönen zu lassen. —

Von Johann Pomuck, der eigentlich Johann Welflin hieß, und nach damaliger Sitte von seiner Vaterstadt Pomuck den Beinamen erhielt, ist in der Geschichte damaliger Zeit nichts weiter aufgezeichnet worden. Durch die übereilte, nie zu vertheidigende Hinrichtung dieses unschuldigen, bis zum Tode dem Erzbischofe getreuen Mannes lud der König den Haß des Volkes auf sich, welchen die Geistlichen mehr und mehr zu erwecken und zu reizen nicht unterließen. Pomuck aber wurde

als heilig verehrt. Schon der Erzbischof spricht in seiner Klagschrift: Pomuck, der nun heiliger Martyrer ist. Der reuige Wenzel verwehrte wahrscheinlich das Begräbniß des Hingerichteten in der Metrapelitankirche nicht!

In der Folge der Zeit erzählte man viel Wunder, welche über dem Grabe Pomucks sich ereignet haben sollten; das Volk betete zu dem Heiligen, ehe noch der Pabst ihn dazu erhoben hatte, und spätere Geschichtschreiber, dem Sinne des Volkes und den Absichten der Geistlichen sich anschmiegend, stellten Nepomucks Tod in einem glänzenden Lichte dar. Daraus entstand folgende Legende:

Johann Welflin, zu Nepomuck geboren, hatte gemeine, aber fromme, redliche Leute zu Ältern. Er war der einzige Sohn. Bei seiner Geburt wurde das väterliche Haus wunderbar umstralt. Johann entsprach der sorgfältigen Erziehung seiner Ältern, wuchs heran, Gott und Menschen wohlgefällig, und bewahrte die Unschuld in seinem frommen Herzen. In der Einsamkeit beschäftigte er sich mit heiligen Gedanken, und eilte dann in die Kirche, um seine großen Gefühle in dem Tempel Gottes

vor dem Altare ausströmen zu lassen. Johann wurde zuerst in die Schule nach Saatz, dann auf die Universität nach Prag gesendet, zeichnete sich in den Wissenschaften aus, und erwählte nicht unwürdig, den Priesterstand. Er bestieg die Kanzeln der Hauptstadt, und seine fließende Beredtsamkeit, sein sanfter, liebevoller Vortrag erwarben ihm die Herzen seiner Zuhörer. Der bewunderte Mann fand Beifall beim König Wenzel, gelangt zu der Würde eines prager Domherrn, und Johanna, die tugendhafte Gemahlinn des Königs, wählte ihn zum Beichtvater.

Nun geschahe es, daß der König, von Leidenschaften geblendet, sich nach und nach zum Laster neigte.

Johanna's reine Seele trauerte über die Ausschweifungen ihres Gemahls. Durch Ermahnung und liebevolle Worte suchte ihn die Gute von seinem Wege zurückzuführen. Doch er setzte ihren Bitten Trotz, ihren Ermahnungen Hohn entgegen, kränkte und misshandelte die Duldende, und warf endlich einen bösen Verdacht auf sie, da sich die Zurückge-

stoßene wirklich zurückzog, und sich dem Gefühllosen nicht mehr nahete.

Diesen Verdacht sollte der Beichtvater durch Verrathung der Beichte bestätigen. Der König suchte durch Schmeicheleien, Versprechungen, Drohungen den schweigenden Beichtvater zu bewegen, daß er anzeigte, was die Königinn ihm gebeichtet hätte. Aber nichts konnte diesen standhaften Mann dazu bewegen. Er wurde ins Gefängniß geworfen. Doch kein Schreckniß vermochte ihn wankelmüthig zu machen, daß er wider die Pflicht des Schweigens gehandelt hätte. Er wurde zwar frei gelassen; aber voraussehend, daß die ganze Schwere der Wuth seines Königes auf ihn fallen würde, bereitete er sich zum Martyrertode vor, und war begierig, für die Heiligkeit anvertrauter Geheimnisse in der Beichte glorreich zu sterben. Er ging nach Altbunzlau, um vor dem berühmten Gnadenbilde der Mutter Gottes sich Beistand in der Stunde des Todes zu erflehen, und kehrte, auf alles gefaßt, nach Prag zurück.

Der König erblickte ihn, rief ihn zu sich, und drohete ihm mit dem Tode im Wasser,

wenn er nicht alle anvertraute Geheimnisse der Königinn entdecken würde. Johann verweigerte alles standhaft, und wurde wirklich in der Nacht in die Moldau gestürzt.

Sein Körper wurde bald im Wasser entdeckt; denn Feuerflammen schwebten über dem Wasser, das sich über den Leichnam wie ein krystallener Sarg wölbte. Die Domherren begruben ihn feierlich in der Kirche zu St. Veit.

Der Ruf des Heiligen wuchs durch drei Jahrhunderte, denn die an ihn gerichteten Bitten wurden erhört, die Wunder auf seinem Grabe waren zahlreich.

Nach dreihundert Jahren erhob man die Gebeine aus dem Grabe (um ein neues Wunder offenbar werden zu lassen.) Man fand die Zunge des verschwiegenen Beichtvaters unversehrt, und als sie nach sechs Jahren von dem päbstlichen Gesandten genauer untersucht wurde, zeigte sich das Wunder noch glänzender. Die Zunge schwoll in der Hand des Gesandten, verlor ihre Bräune und nahm lebendig rothe Farbe an. —

Nun erhob der Pabst, Benedickt 13., den verehrten Nepomuck am 19ten März 1729 zu einem heiligen und rechtmäßigen Stellvertreter der Böhmen bei Gott. Seit dieser Zeit sind Millionen Gebete zu dem Heiligen empor gestiegen. Wenn die Verstorbenen noch Antheil an dem Irdischen haben dürfen — wie mag dann den edeln Nepomuck die menschliche Verirrung jammern.

Wichtig war der Widerspruch der Geschichtsforscher gegen die Legende: denn sie führten an, daß Pomuck erst im Jahre 1393 am 21sten März ersäuft worden, die Königinn Johanna aber schon im Jahre 1386 am 31. Dezbr., von Wenzels großem Hunde gebissen, gestorben wäre. Die Geistlichkeit konnte der Geschichte nicht widersprechen, da behauptete sie lächerlich genug, es wären damals zwei Geistliche mit Namen Johann Pomuck ersäuft worden. Der Heilige hätte am 21sten März 1383 seinen Tod im Wasser gefunden. Die Ähnlichkeit der Jahreszahl 1383 und 1393, die Gleichheit des Geburtsortes, Namens, Sterbetages und der Todesart hätten verursacht, daß beide Männer für einen gehalten worden

— Aber die Geistlichen können diese sonderbare Angabe nicht begründen, und in der Geschichte gilt kein Köhlerglaube.

Der Erzbischof von Jensstein tritt als kräftiger Zeuge der Wahrheit auf. Er, der in 38 Klagpunkten alles Böse, was er wusste, gegen den König niederschrieb, und alle seine Greuelthaten wortreich schilderte, würde gewiss diese Schandthat oben angestellt haben, wenn man im Jahre 1393 gewusst hätte, daß schon 10 Jahre vorher ein unschuldiger Mann ersäuft worden wäre. So aber spricht er nur von einem Johann Pomuck, seinem Vikar in geistlichen Dingen, erzählt dessen Ermordung und nennt ihn den nunmehrigen heiligen Martyrer. Der Lebensbeschreiber des Erzbischofes, ein Zeitgenosse desselben, erzählt: „und der ehrwürdige Johann, damals Vikar in geistlichen Dingen, ist durch Gottes Gnade Martyrer geworden, weil er, gebrannt, mit Füßen gestoßen, und endlich ersäuft, durch hervorleuchtende Wunder sich offenbaret hat.“ Damals schrieb man also diesem Welflin die Wunder zu, und kannte keinen andern.

Wir sehen, daß jener des Erzbischofs wegen gestorbene Pomuck keinen wahren Heiligen abgeben konnte. Sein Tod wurde nicht hoch angerechnet. Daher legte man eine andere Veranlassung und einen andern Zweck des Todes unter. Für die Bewahrung der gebeichteten Geheimnisse sterben, war auch in der That rühmlicher.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn, Karl,

Meine Reisen durch einen Theil der preußischen Staaten, damaliges Gallizien, Schlesien, Mähren, Böhmen, Sachsen und Mecklenburg für die Jugend geschrieben
Bd.: 3

Elberfeld (1816)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.789(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095858-3